é:
reich.
uch.

Oesterreichisches Seebuch.

Darstellungen

aus dem

Leben an den Seeufern des Salzkammergutes.

Von

Heinrich Noë.

Verfasser des „Baierischen Seebuches“.

München 1867.

Verlag der J. Lindauer'schen Buchhandlung.

(Schöpping.)

Der

Gesellschaft Arkas

gewidmet.

Einleitung.

Vorliegendes Buch bemüht sich, das Leben und die Natur derjenigen Gebirgslandschaften zu schildern, welche man mit dem Gesammtnamen „Salzkammergut“ bezeichnet. Es ist ein Land voll grüner Wasserbecken, deren Fülle und vielgestaltige Ufer es vor fast allen Alpengebieten auszeichnen. So erklärt sich der dem Buche vorgesetzte Titel.

Unter „Salzkammergut“ können eigentlich nur diejenigen Berge und Thäler verstanden werden, deren Wälder, deren Holzreichthum zur Feuerung der Salzsudstätten in Hallstatt, Ischl, Aussee, Gmunden, Ebensee beitragen. Es reicht also bis an die Quellen der Triftbäche, welche jenen Stätten der Betriebsamkeit die Beute des Waldes zuführen.

Mit diesen, so zu sagen prosaischen, und von gewerblichen Anschauungen aufgestellten Marken fällt aber die Ausdehnung der Seen dieses Landes beinahe zu-

sammen. Das Salzkammergut wird nicht nur durch die nach den Salinen geschwemmten Holzscheiter, sondern auch durch eine dicht gedrängte Gruppe von Alpenseen bezeichnet. Diesen zu Liebe habe ich denn auch die amtliche Abgränzung an einigen Stellen überschritten. Auch der Reisende wird nichts dagegen einzuwenden haben, wenn er an ein anmuthiges Gestade geführt wird, dessen Förster mit dem Salinen-Betriebe nicht in Abrechnung stehen.

In die Gegenden, über welche ich schrieb, fällt ein ansehnlicher Theil des Herzogthums Salzburg. Da es nun Vielen erwünscht sein mag, nicht nur dessen Bergseen und ihre Ufer, sondern auch seine südlichen Hochthäler, Pongau, Lungau, Pinzgau, die Tauern, seine Gletscherwelt, in einheitlicher Darstellung behandelt zu sehen, so lasse ich einen Band folgen, welcher in der nämlichen Haltung und Fassung von jenen gewaltigeren und einsameren Landschaften erzählen wird. Beide Bücher zusammen gelten dann als Bilderreise durch das ganze Herzogthum Salzburg, wie es von der politischen Geographie genannt wird.

Das Salzkammergut, aus Theilen von Salzburg, Oberösterreich und Steiermark bestehend, wird nur in sehr wenigen Fällen im Zusammenhang mit den Tauernthälern bereist werden. Beide bilden Welten für sich, als deren Wahrzeichen jenem die schaumige Fluth seiner Seen, diesen die erstarrte Ruhe ihrer Eiswellen dienen mag. So bilden auch die beiden Bücher, das gegen-

wärtige und das in Aussicht stehende, je ein vollkommen abgegränztes Ganzes und hängen nur durch die sehr lockere Verbindung zusammen, welche die politische Integrität des Herzogthums Salzburg ihrem Inhalt mittheilt.

Die erste Route des „Seebuch" nun führt den Reisenden von Salzburg an den Mond- und Attersee, nach Ischl und an den Hallstättersee. Die zweite geleitet ihn nach dem Hinter-, Fuschl-, St. Wolfganger-, Aus- und Grundlsee, von kleineren Wanderungen abgesehen. In Anhängen folgen Spaziergänge am Traunsee, sowie in den Seegebieten, die im Nordosten von Salzburg liegen und wegen wenig bekannter Voralpen-Landschaften mit ahnungsvollen Fernsichten und glänzendem Hintergrund gerühmt werden können.

Nach einigen kleinen Sommerreisen nahm ich die Hauptbegehung des Terrains, welche für die Abfassung des Buches entscheidend wurde, in den sieben Monaten vor, welche zwischen dem Ende des Septembers und des Aprils die sogenannte todte Jahreszeit ausmachen. Ich für meinen Theil kenne keinen Tod. Jeder Botaniker weiß, daß die Blätter fallen, weil sie von vorbereiteten Knospen weggedrückt werden und hält den Winter für einen schneeigen Vorfrühling. Ich glaube auch in diesem Buche den Beweis geliefert zu haben, daß die Erscheinungen des Winters für Denjenigen, der eine wirkliche Theilnahme an den Gestaltungsformen der Welt empfindet, die Mühen einer Reise lohnen.

Aber auch abgesehen von der Neuheit, welche die Darstellung von Winterlandschaften in diesen Alpen beanspruchen darf, war es ein anderer, wichtigerer Beweggrund, der mich veranlaßte, jene Wege zu unbeliebter Zeit zu wandeln.

Man lernt im Winter mehr über die Menschen. Im Sommer sind sie zerstreut und mit vielfachen Arbeiten draußen auf den Bergen, in den Wäldern, auf dem Felde und den Weiden beschäftigt. Im Winter sitzen sie um den Ofen und gestatten belohnendere Blicke in ihre Natur, ihre Sitten, ihre Meinungen, ihren Aberglauben, als während der anderen Jahreszeit, in welcher man sie fast immer nur vereinzelt und beschäftigt antrifft. Die trüben Abende in übelriechenden Bauernstuben darf man freilich nicht scheuen.

Im Uebrigen aber folge ich in Bezug auf die Darstellung von Landschaften gerne der Technik von Solchen, welche Nebelbilder sehen lassen. Man wird in diesem Buche manchmal denselben Gegenständen unter den Lichtern verschiedener Jahreszeiten und verschiedener Gestirne begegnen.

Ueber meine Auffassung der Art und Weise, wie man den Menschen im Zusammenhang mit der Landschaft zeichnen soll, ist es nothwendig, einige erläuternde Worte vorauszuschicken.

Einseitige Belehrung, Zahlenangaben, Raum- und Maßverhältnisse, mögen sie sich auf Berge oder Menschen beziehen, suche man hier nicht. Auch vermag ich keine

„objective" Schilderung zu versprechen. Es fehlt nicht an Schriftstellern, welche eine solche liefern, das heißt eine Schilderung, von welcher sie behaupten, die Dinge erschienen darin gerade so, wie sie „wirklich sind", ohne die geringste Ablenkung der von ihnen ausgehenden Farbenwellen im Gehirn oder Tintenfaß des Berichterstatters. Solche Verheißungen imponiren Manchem, der nach einer „soliden" Lectüre Verlangen trägt. Wir Anderen, welche wissen, daß dieser wie jener von der außer ihm befindlichen Welt nur die eigene Sinnesanregung verspürt, lächelt über diese Objectivität.

Es ist einleuchtend, daß eine Reisebeschreibung eine wirkliche Reise darstellen muß. Wie bei einer solchen sich immerwährend neue Bilder zeigen, so zerrinnen mit jeder Seite des Buches die farbigen Schatten der einen Darstellung, um den herandrängenden anderen Raum zu geben. Der Erzähler stellt sich selbst in die Mitte der Dinge und sagt, wie ihre Bewegungen auf ihn einwirken. Wenn diese empfindende Passivität des Darstellers wegfällt, so bleibt ein Conglomerat von Erd- und Volksbeschreibung, Statistik, welches langweilig wird, weil das verknüpfende und belebende Mittel fehlt. Die Welt ist bedeutungsvoll. Man muß ihr mehr „ansehen", als Notizen und sogenannte nützliche Kenntnisse.

Der hauptsächliche Zweck eines Buches, wie das vorliegende, verfolgt den beständigen Wandel des Hintergrundes und der strebenden Menschen. In deren Betrachtung liegt der Werth des Reisens, also auch der

einer Reisebeschreibung. Die Einbildungskraft dessen, der es, von seinen Wänden umschlossen, liest, soll vor das fortschreitende, in Körpern wahrnehmbare, Gedicht hinausgerufen, die individuelle Beengung soll durch Anschauung erlöst werden. Vor der herkömmlichen Enthusiasmirungs-Sucht, den Dithyramben, vor der Verhimmelung der Natur, vor der Neigung, aus jedem Felsblock einen Betschemel zu machen, hüte ich mich. Die Physis steht allen menschlichen Wünschen fern — sie ist an sich weder schön noch häßlich.

Mit diesen Worten möchte ich auf das allgemeinere Streben hinweisen, das ich in dieses Buch gelegt habe. Jeder, der heute etwas Besonderes, eng Umgränztes schafft, sollte darüber jenes Weitere nie vergessen.

Inhalt.

Druckfehler.

Auf Seite 70, Zeile 7 von oben müssen die Worte „des schneebedeckten Giebels" wegfallen.

Die erste Studie, welche der Ankömmling auf dem Bahnhof von Salzburg machen kann, besteht im Anschauen eines handgreiflichen Stückes deutscher Einigkeit. Diese Uhr ist nach der Wiener, jene nach der Münchener Zeit gerichtet. Mitten in Deutschland steht die Schranke: wer nach Osten reist, muß an den argwöhnischen Augen der kaiserlichen, wer nach Westen wandert, an denen der baierischen Zollwächter vorüber Gasse laufen. Die Herren haben den guten Geschmack, den Unverstand des Bestehenden dadurch abschwächen zu helfen, daß sie Niemanden ernstlich belästigen. Schwieriger gestaltet sich die Sache für diejenigen Beladenen, welche hier Koffer, Gepäck und dergleichen abzuholen haben. Wenn es beispielsweise einem Kurgaste von Reichenhall oder einem Sommerfrischler von Berchtesgaden einfiele, zu Fuße herüberzupilgern und sich seinen Reiseapparat nachsenden zu lassen, dem dürfte es wohl begegnen, daß er zu den Kreuz- und Quergängen von einer Zollhalle und einer Schreibstube zur anderen, die sämmtlich in möglichster Entfernung von einander liegen, auf dem Kiesschotter des Bahnkörpers nicht weniger Stunden bedarf, als vorher zu seiner Wanderung auf der Straße an den Gebirgen hin. Ebenso kräftige als erfolglose Verwünschungen bezeichnen in diesem Fall die ersten Eindrücke des Fremdlings in der Alpenstadt, wenn ihm die auferlegten Plagen nicht

schon jenes milde Lächeln abzwingen, welche das Kennzeichen der geräderten, gebrochenen und mürben Wuth ist.

Die Sache mag indessen so glimpflich abgehen, wie es nur immer möglich ist — ein leises Gefühl der Erbitterung über das Unnütze und Widerwärtige solcher Einrichtungen auf einem Boden, der von einem Volk bewohnt wird, bleibt nur dem erspart, der gedankenlos wie ein Frachtstück in der Welt umher reist. Da wir indessen nicht anders dagegen ankämpfen können, als dadurch, daß wir uns die nicht ungegründete Hoffnung auf Abstellung von der Wurzel aus vorhalten, beschäftigen wir uns mit dem Ueberblick über unsere Reise in den norischen Bergen, welche mit dem ersten Schritte auf diesem Perron anhebt.

In den Gemälden, welche den Wartsaal zieren, gibt uns der Künstler eine Vorrede in Farben zu unserem Buch: wir sehen die Seeflächen und Gletscher des Salzkammergutes. Diese Fresken bieten uns den Genuß der Uebersicht und Vorahnung, wie ihn der erste Schritt nicht einer jeden Reise möglich macht. Wer „Bilder“ in meinem Buche vermissen sollte, dem rathe ich also, die Wandgemälde als die dazu gehörigen zu betrachten, dann aber — zu reisen.

Der niedrigste Giebel der Alpenkette fällt am Bahnhof am meisten in die Augen: die runde Kuppe des bewaldeten Gaisberg. Der Ankömmling, welcher nach Fernsicht und reinen Lüften lechzt, kömmt vielleicht auf den Einfall, seine Steig-Lust gleich an diesem nächsten besten Berg auszulassen. Er schlägt sein Reisehandbuch auf und siehe! er wird ermuntert, denn man preist ihm die Aussicht als eine der vorzüglichsten in den Salzburger Bergen. Wer eine Stunde länger steigt, gelangt indessen auf den Untersberg, welcher ihn seine Mühe durch eine unverhältnißmäßig erweiterte

Rundsicht vergessen macht. Man soll nie geringere Höhen anstreben, wo verheißungsreichere zugänglich sind. Ich will nicht gerade ausschließlich Damen, Podagrakranken und Fettleibigen, aber doch nur den sehr bescheidenen Fußgängern und Bergsteigern anrathen, sich mit dem Gaisberg zu beschäftigen, jeden Anderen soll ein mehr einträglicher Ehrgeiz anspornen. Baierische Gäste lockt vielleicht die Verheißung mancher Bücher, daß sie von dort oben die ihnen theuren Thürme der Hauptstadt zu sehen vermögen. Ich erlaube mir an der Möglichkeit des, übrigens nicht sehr beneidenswerthen, Genusses, diesen Flecken von der Größe einer Linse zu erspähen, Zweifel zu hegen. Auf dem benachbarten Schafberg, der diesen Gipfel um nahezu zweitausend Fuß überragt, kann man mit einem sehr vortrefflichen Fernrohr wohl Freising, aber nicht die Stadt München, sondern von dieser nur die hochstehende Bavaria auf dem Sendlinger Hügel erkennen. Die Stadt wird durch irgend ein vorgeschobenes Hinderniß verdeckt. Daraus folgt mit einiger Wahrscheinlichkeit, daß der Baier auch auf dem Gaisberg umsonst nach seiner Metropole auslugt und mit Gewißheit, daß der Schafberg, der Brenn- und Mittelpunkt dieses schönen Landes, von benannter Bavaria aus zu sehen sein muß.

Der Stadt zugewendet, treten uns der Staufen bei Reichenhall und der Untersberg am meisten entgegen. Zu letzterem locken Höhlen, Wasserfälle, die unvergleichliche Fülle bunter Pflanzen und elf Seen, deren Blau dem Aug' auf seiner Höhe entgegen dämmert. Mit Verwunderung sieht aber der Fremdling Felswände und Gebirge in der Stadt selbst, an deren Gestein die grünen Alpenwasser hinrauschen — von Wäldern und Lustgärten auf ihrem weithin gedehnten Rücken beschattet. Die Alm, welche Gärten bewässert

und Rinnsteine ausspült, zeigt Dir die grünen, dem Königssee entronnenen Wellen. Den Wechsel der Bilder, welche sich von den Höhen entdecken lassen, vermag nur diese eine und einzige Stadt zu bieten.

Wenn wir den Blick senken und von den Berghöhen auf das richten, was uns vor den Füßen liegt, so können wir aus dem gewaltigen Umfang des Hotel de l'Europe schließen, daß Salzburg bereits seine Stelle auf der Routenkarte europäischer Reisenden einnimmt. Wer sich darüber wundern wollte, wie es ein gewinnbringendes Unternehmen sein kann, in eine Stadt mit so vielen Gasthöfen einen neuen Prachtbau zu stellen, der sich an Weitläufigkeit und Glanz mit ähnlichen Anstalten der größten Städte nicht zu seinem Nachtheil vergleichen läßt, wird die Möglichkeit, ja Nothwendigkeit desselben begreifen, wenn er die alten Häuser der inneren Stadt betrachtet, die, allmählig hinter den Ansprüchen des einträglichsten Theils der Reisenden nachhinkend, sich zu Aufnahmsorten für Touristen erst Linie für Linie veränderten. Die nächste Aehnlichkeit mit diesem Bau zeigt das große Actienhotel in Ischl und hier wie dort wurde bei der Anlage auf das nämliche Publikum gerechnet. Als ich das erste Mal an ihm vorüberging, sah ich eine beträchtliche Anzahl von Menschen, welche starr hinauf schauten. Ich erfuhr, daß auf dem Balcon ein Erzherzog auf und ab spazierte. Wer das nicht wußte, hätte darauf geschworen, der Mann sehe Hundertausend anderen Menschenkindern so ähnlich, wie sich die Leute ähnlich sehen können, und selbst die Ordensbänder, welche derselbe an seinem schwarzen Frack trug, hätten bei Vielen keine Empfindung des Erstaunens oder der Verwunderung geweckt.

Deutschen „Ausländern" wird es, wenn sie kaum ein paar Straßen durchwandert haben, klar, daß sie sich in einer dermalen österreichischen Stadt befinden. Von den bunten Uniformen der Soldaten abgesehen, zeigen es ihnen die Gewänder verschiedener und ziemlich zahlreicher Vorüberwandelnden, daß die Bewohner dieser Stadt Landsleute im fernen Osten haben. Abgehärmte Gestalten mit braunen Gesichtern und zerrissenen Mänteln gehen ihren jämmerlichen Geschäften nach und rasch heften sich an die Fersen des Fremden, der ein öffentliches Lokal betritt, Krämer aus Gottschee mit ihren Körben voll Orangen, Chocoladetafeln und Sardinenbüchsen. Diese Gestalten fallen nur demjenigen Fremden auf, der aus deutschen Ländern kommt, in welchen die ordnungsliebende Polizei im Vordergrund aller Dinge steht.

In Tomasellis Kaffehaus kann man Offiziere gähnen sehen, in Nellböcks Hotel eine Musterkarte aller möglichen Biere durchtrinken, im Keller des Stifts von St. Peter die Weine Niederösterreichs verzeichnet lesen,*) Mozarts Geburts- und Wohnhaus in der Getreidegasse und auf dem Hannibalplatz betrachten, allenthalben aber den Kutten geistlicher Orden begegnen. Das Grabmal des Theophrastus Paracelsus und das berühmte „heilige Kindel" von Salzburg in der Lorettokirche vernachlässigen wir gerne über einen Spaziergang auf den Kapuzinerberg. Wer die Landschaft Salzburg als unvertilgbares Gemälde in den Bildersaal seiner Erinnerungen aufnehmen will, der steige auf das Plateau dieser Höhe. Ich will dem

*) Das Siegel der ehrwürdigen Väter vermag indessen keine Wunder zu wirken, und von allen angeführten Säften erscheinen dem unbefangenen Kenner nur der Klosterneuburger und der „Convent" als ächtes Traubenblut.

Eindruck dieses Stück Lebens nicht durch eine emphatische Schilderung, die hier noch weit weniger am Orte wäre, als die dürre Andeutung, nicht vorgreifen. Wer dort am frühen Morgen gegangen ist, während vom hohen Göhl die Nebel ins Thal sinken, und die weißen Felsenhäupter vom Roth der Silene zu dem der Azalea übergehen und aus der summenden Stadt rings um den Berg die ehernen Glocken hallen — dessen Einbildungskraft ist sicherlich mit gehobenen Flügeln über alle Wunder hingeschwebt, welche dieses Land in Stein und Wassern bewahrt. Dort, auf der übergossenen Alpe deckt unvergängliches Eis den verwitterten Kalk, jenseits ihres Winters schauen dieselben blinkenden Zacken aus dem schwarzen Spiegel des Zeller-Sees. Links unter ihr heulen die Wasser in den Oefen der Salzach und um die Mauern des selten betretenen Tännengebirges schwimmen Wolken, Gletscherflächen gleich, in der dünnen Luft. Oben schweigen die starren Wasser, zum Firn verdichtet; unten schweigen die grünen Wasser der Seen, in deren Ruhe sich die Wuth der Bergwasser ausschäumt. Wie die Fresken des Bahnhofs die erste, so vergegenwärtigen uns diese mächtigeren Linien in den Tiefen des Gesichtskreises den letzten Theil unserer Wanderungen. In jenen Spiegeln aber harren die wundersamsten Bilder unseres genießenden Auges. —

Während wir über den Domplatz hinwandeln, begleitet uns der eintönige Singsang des Glockenspieles. Einst als Jubeldenkmal der einem speculirenden Erzbischof mit der holländisch-ostindischen Compagnie geglückten Geldgeschäfte aufgestellt, macht es jetzt nur mehr den Eindruck einer verstimmten Spieldose. Vor Mozarts ehernem Standbild gaffen einige Harfenisten, die der Weg nach irgend einer Kneipe vorbeiführt, nach dem Meister der Tonkunst hin-

auf. Der eine meinte, das sei der heilige Michael. Ich denke noch wohl des Tages, an welchem die Hülle fiel. Da flog eine weiße Taube, die man darunter versteckt gehalten, lustig über die Köpfe der jubelnden Menge. Am Abende hörte ich einen kaiserlichen Beamten über den Unfug schimpfen, daß man „einen versoffenen Musikanten“ in Erz gegossen habe. Der Mann dachte sich ohne Zweifel, daß in einem Lande, worin Solches geschieht, dann einem Actuar oder Polizei-Inspector Statuen errichtet werden müßten, wie das Bild des Memnon in Aegypten oder der rhodische Koloß.

Die Salzburger sind gute Patrioten, denn sie ziehen verschiedenartigen Vortheil aus der „Gränze“. Während des großen Krieges im Sommer 1866 gab es keine loyaleren Oesterreicher. Wer am 4. Juli die große Hiobspost erzählte, lief Gefahr, über die Achsel angesehen oder beleidigt zu werden. Baierische Beamte, die aus Mitleid einige preußische Gefangene mit einem Abendessen bewirtheten, wurden als Spione verdächtigt. Diese abweisende Haltung gegen das Ausland erstreckt sich indessen nicht auf seine klingende Münze. Im Gegentheil. Um die Fremdlinge mit besserem Gewissen erleichtern zu können, hat sich Salzburg als „Saisonstadt“ und in allerneuester Zeit, einem dringenden Zeitbedürfnisse abzuhelfen, auch als „Badeort“ proclamirt. Bescheidene Reisende mögen sich in der „Saison“ wohl gegen unangenehme Ueberraschungen vorsehen. Im Versuche, Saison zu machen und unter dem Vorwande „Saison“ die Fremden zu prellen, steht indessen die alte Stadt mit nichten als die einzige da unter den Städten Juda's. Der geniale Gedanke wird im Gegentheil von den biedern Bewohnern der deutschen Alpen mit einer wetteifernden Emsigkeit aufgegriffen, von

welcher man in anderen Richtungen ihres Thun und Treibens keine Spur entdecken kann. Es scheint, als ob die letzte Zufluchtsstätte unseres gehetzten, kummervollen, mit Mühen überladenen Geschlechtes, die stille Welt der Berge, von diesen Schlingeln immer unleidlicher gemacht würde. An vielen Orten unternehmen es die Besitzer von Wirthshäusern, befrackte Bauern, die Fußreisenden mit unverhehlter Kälte zu überschauen. Bei diesen beginnt der anständige Mensch mit der „Gelegenheit", das heißt, mit dem Fuhrwerke. Derartige Possen der Querköpfe sollten in allen Fällen vor die Oeffentlichkeit gebracht werden. Damit wird in vielen Fällen Abhilfe gebracht. Ich weiß eine Geschichte aus dem Pinzgau, wo die Wirthin vor dem Verfasser eines Reisehandbuches, das sich in den Händen unzähliger Alpenreisenden befindet, auf die Kniee fiel. Derselbe hatte ihrer Herberge, weil man ihn bei einer früheren Anwesenheit übermäßig zahlen lassen, dafür aber in ein Bett voll Wanzen gelegt hatte, die wenig verbindlichen Prädicate „theuer und unreinlich" beigelegt. Daraufhin erfolgte bei der zweiten Anwesenheit der Kniefall, nachdem sich Alles längst zur Zufriedenheit der Einkehrenden gebessert hatte.

Eine Merkwürdigkeit von Salzburg, die in Reisehandbüchern nicht angeführt wird, ist die große Anzahl von Frauenzimmern, die der Fremdling am wenigsten in der Residenz geistlicher Hirten suchen würde, welche gegen irrige Lehrmeinungen und dogmatische Begriffsverwirrungen tiefe Felsenkerker und unfehlbare Henkerschwerter Jahrhunderte lang mit Erfolg anzuwenden wußten. Ein Anderer dagegen wird darüber erstaunen, nicht der Frömmigkeit der Einwohner und der Unzahl von Kirchen, sondern der kleinen Verhältnisse halber. Auch diese Huldinnen verstehen sich auf

die „Saison" und mancher Besucher Salzburgs mag sich in der Ferne mit gemischten Empfindungen daran erinnern. Unter allen Städten der deutschen Berge, Graz etwa ausgenommen, ist diese Alpenflora ausschließlich Salzburg eigenthümlich. Wirklich, recht eigenthümlich vom „deutschen Rom." Es mag diesen Namen ungefähr ebenso verdienen, wie ein Stereoskopenbild, unter welches unter vielen ähnlichen vorhin ein herumziehender Industrieller die Gäste des Gasthauses gegen zehn Neukreuzer Vergütung schauen ließ. — „Was sieht man da?" fragte die Tochter des Hauses, neugierig hinzutretend. — „Die ganze Stadt Rom!" antwortete lächelnd der Stereoskopen-Mann mit einladender Handbewegung. Das Mädchen bückte sich, um hinein zu sehen, fuhr aber in demselben Augenblick erröthend mit einem lauten Schrei zurück.

Die „Krone" in der Stadt und „Hellbrunn" vor den Thoren vermag ich als solche Häuser anzugeben, in welchen es dem Fremden behaglich wird — demjenigen Reisenden, zu welchem vorzugsweise zu sprechen ich mir bei der Abfassung dieses Buches vorgenommen habe. Dort wird der Fremde als Einheimischer angesehen, während man in manchen Häusern den Einheimischen als Fremden zahlen läßt. Ein norddeutscher Geschäftsmann, der sich in Salzburg niedergelassen hat, erzählte mir, daß er im ersten Jahre seines Aufenthaltes doppelt so theuer gelebt habe, als nachmals, nachdem er anfing, bekannt zu werden. Es wäre nothwendig gewesen, überall hin eine Legitimation mitzunehmen, um darzuthun, daß er kein Fremder sei.

Der Leser wird gebeten, mir die Prosa solcher Winke zu gut zu halten.

Das Volk von Salzburg läßt hinsichtlich seiner physischen Entwicklung Vieles zu wünschen. Die Recrutir-

fähigkeit ist eine der geringsten unter den Ländern der großen Soldaten-Monarchie. An „Troddeln" fehlt es nirgends, den ganzen Lauf der Salzach entlang; von den Tauernthälern des Pinzgau an, wo die Menschen drei Viertheile des Jahres in den mephitischen Dünsten ihrer Stuben sitzen, bis zur Stadt und weit nördlich über sie hinaus begegnet man zahlreichen Menschen mit den characteristisch zusammengedrückten Stirnen und Kröpfen, welche sich von keinem Halstuch verbergen lassen.

Im hintersten Oetzthale traf ich vor einigen Jahren einen Schafhirten, von dessen Weltläufigkeit man sich einen Begriff machen kann, wenn ich wahrheitsgetreu berichte, daß derselbe nie ein Pferd gesehen habe. Aehnliche Verhältnisse, wenn auch nicht bis zu diesem Grad von scheuer Einsamkeit gesteigert, stellen die Umgebung mancher menschlichen Wohnstätten am obersten Lauf der Salzach und ihren Seitenthälern dar, wovon ich an ihrer Stelle wunderliche Dinge zu erzählen haben werde — hier ist es nicht schwer, die Verkümmerung der Menschen zu begreifen. Für die Stadt und die weiten Ebenen, wie das Hügelland hinaus, fehlt es an erläuternden Momenten. Sollte in der That Alles dem Kalkgehalt des Trinkwassers aufgebürdet werden können?

In manchen Berggegenden, wie beispielsweise am Mondsee, in der Gegend von Unterach am Attersee, „sterben die Leute nicht," wie die Landärzte übereinstimmend klagen. Man sollte meinen, die herrliche Lage und Luft von Salzburg müßte Riesen an Kraft und Gesundheit erzeugen.

Mit der schlechten Recrutirfähigkeit hängt ein anderer Makel zusammen, den ich — ungalant genug — noch anführen will. Die Weiber sind klein und wenig hübsch. Da-

mit erläutert sich auch, daß ich obige Bemerkung über die Schwächen eines Theiles der zarteren Hälfte der Einwohnerschaft dem geehrten Leser keineswegs als Warnung aufdrängen will. Die Garantie gegen die Gefährlichkeit solcher Schlingen liegt zu ihrem wirksamsten Theil in den Gestalten der Sirenen selbst. Der harmlose Wanderer fragt sich erstaunt, wie stark der Mangel an Selbstkenntniß oder die Größe der Eigenliebe bei solchen Weibern sein mag, wenn sie sich im Ernst vorstellen, daß ihnen das Erhaschen der gesuchten Beute gelingen werde. Manche gleichen den Gestalten, denen die Polizei der früheren souveränen Hierarchie wegen ihrer Ungefährlichkeit gestattete, freie Sennerinnen zu sein, den „gewappelten“ Sennerinnen. Vielleicht sind sie durch den geringen Grad von Eklekticismus verwöhnt, der ihnen bei der einheimischen Männerwelt zu Hilfe kommt. In dieser Stadt der Naturwunder, worin jeder Blick dem Ankömmling einen Pfad zeigt, der ihm Berge, Wasser und blaue Fernen, dazu Schatten und würzige Kühlung bietet, wäre für mich des Herumführens und damit der Worte kein Ende. Wir treten ohnehin durch die glänzenden Pforten dort vor die Wirklichkeit, die wir hier nicht enthüllen, kaum ahnen können. Von jener hohen Natur abgesehen, geben uns die Gebäude und Straßen zwischen den Felsen, Hainen und Alpenwassern zu geringer Anregung Stoff. Wir wissen, daß angelsächsische Mönche sich einst am Nagelfluh-Felsen ansiedelten; wir erinnern uns an die Geschichte der Erzbischöfe, der Schrecken der Wilddiebe und Ketzer. Wir erinnern uns ferner, daß vor zwei Jahrhunderten alle Dorfschulen aufgehoben wurden, wir denken an die Emigration, die man als Gnade des Himmels betrachtete, an die Universität, von der mancher deutscher Culturhistoriker nichts

weiß, an das letzte Wort des letzten Fürsten an seine Unterthanen: „Helft euch selber!“

So überschreiten wir den Fluß, dessen verderbliche Wasser die Schöpfer aller jener Bauten in ihrem Laufe nicht zu regeln vermochten.

Von allen Spaziergängen in der Ebene gebe ich dem nach Hellbrunn den Vorzug. Im Schatten herrlicher Baumgänge erreicht der Wanderer den Hain mit den glasklaren Wassern. Da plätschert, rauscht und murmelt es aus allen Gestalten der griechischen Götterlehre. Eber und Hunde lassen Wasserstürze in marmorne Becken fallen. Das bewegte Abbild von Göttinnen schmachtet im Wasser nach anderen schwanken Gestalten und aus thauigen Grotten schaut Pan nach der bleichen Sichel, seiner spröden Geliebten.

Vor einem Jahre ging ich an einem Sommermorgen durch den kühlen Schacht des Neuthores. Ich wollte in das Moor hinausgehen, über welches der blaue Untersberg heraufragt, von der Farbe des Himmels nur durch kleine Schneeflächen abgehoben, welche noch auf seinem Grate schimmerten. Ein Moor, an dessen Rande sich glänzende Berge erheben — durch welches braune Wasser sickern, hohe Rohre schwanken und kümmerliche Birken einsam leben, ist mir ein wunderbarer Anblick und diejenigen, welche mich auf den Wanderungen begleitet haben, die im „baierischen Seebuch“ beschrieben sind, erinnern sich, welch' ungeahnte Bilder eine solche Oede vorzuführen vermag. Auch an jenem Tage freute ich mich des lang entbehrten Anblicks der unabsehbaren Fläche mit dem Hintergrund des zerklüfteten Berges, in welchem Geister

wohnen. Ich dachte an die Erzählung Hrodgars im Beowulf und an

Die dunkeln Geister, in Düsterniß
Bewohnen sie Wolfsschluchten, windige Klippen,
Das fahrvolle Fennmoor, wo in Felsenströmen
Unter nächtlichen Klüften niederstürzt die Fluth,
Den Werder unterwühlend.

Indem ich nach ihren Wohnsitzen hinüberschaute, verlor ich nachsinnend den mittäglichen Glanz aus den Augen, der allmählig in der schwülen, wässerigen Moorluft zitterte und gab mich in die Zaubersphäre gefangen. Den Birnbaum der Walser-Haide sah ich nirgends; aber aus den Säulen und Haufen der Sommerwolken, die am dunkeln Himmel aufstanden, erhob sich in mir das Bild eines anderen Riesenbaumes, Yggdrasil, welche grünen wird, wenn die guten Götter wieder kommen. Ich schritt hier über einen Boden hin, in welchem künstliche Sagen Juvavum versunken glauben — jene Stadt, deren Namen gelehrter Blödsinn als „Helfenburg" verdollmetscht — ein Versinken, welches im Ernste zu widerlegen sich mancher Gelehrte herabwürdigte. Dieser selbe Gelehrte hätte mehr Gewinn von seinem Nachdenken gehabt, wenn er es statt auf die versunkenen Mauern auf die im Berge eingeschlossenen Gestalten gerichtet hätte.

In den meisten Büchern, welche von den Wundern des Berges erzählen, wird dem Leser ein Bild vorgegaukelt, in welchem von den grellen Farben des Kaisermantels und der Kaiserkrone, den gleißenden Rüstungen der Ritter und Knappen und dem mystischen Nebel der Deutschthümelei das Auge geblendet wird gegen die wahren Umrisse der entrückten Gestalten. Es ist nicht der Rothbart, nicht der große Karl, welcher dort schläft — es ist kein Märchen, der Tausend

und Einen Nacht gleich, was uns von dort drinnen verlautet. Mit der romantischen Welt, den Vorstellungen des Mittelalters, Kaiser- und Rittergeschichten, dem Apparat, wie er etwa für eine, von Poißl auch componirte, Ausstattungs-Oper brauchbar wäre, haben der Untersberg und viele andere Berge, in welchem verschollene Helden schlafen, nichts zu schaffen — leider auch nichts mit der sogenannten Einigung des deutschen Volkes, denn diese wird auf anderem Wege zusammengeschweißt werden, als durch die wieder erstehende Pracht des heiligen Reiches. Die Vorstellungen, welche den Inhalt der Untersberger Sagen bilden, greifen in der Wirklichkeit weit über das Mittelalter und das Land der Deutschen hinaus.

Man weiß, daß die alten Asen untergehen und erst nach langen, dunkeln Kämpfen verklärt in eine umgewandelte Welt wieder hervortreten. Man weiß ferner, daß im Bewußtsein des christlich gewordenen Volkes die riesigen Gestalten der alten Götter nach und nach in die sagenhaften Helden einschrumpften. Statt des neuen Himmels und der neuen Erde hatten die Leute späterhin nur mehr die Vorstellung von einer „besseren Zeit“, welche kommen wird, wann die „Helden“ wieder auferstehen. Yggdrasil, die Weltesche, welche erst mit der neuen Erde wieder grünen wird, wird zum Birnbaum, der Knospen treibt, wenn der Kaiser aus dem Berge tritt.

Aus den Einheriern, Odin's Genossen in Walhall, dem Todtenheer der wilden Jagd, sind Ritter und Reisige geworden, und aus Surtur's Flammen, welche die alte Welt vertilgen, als deren Erneuerung eine glänzendere ersteht, der Türkenzug, der bis an den Rhein geht, und zugleich die blutigste Zerstörung wie die herannahende neue Glorie Germaniens bedeutet. Die Raben Hugin und Munin, Gedanken und Erinnerung, welche einst dem Gott auf seinem Throne

Alles, was auf der Welt geschah, in die Ohren raunten, haben hier dem Kaiser zu berichten, ob die jämmerlichen Gaugrafen und Winkelfürsten sein Volk noch immer durch ihre Fähnlein machtlos halten.

Der ursprünglich allgemeine metaphysische Gedanke ver= blaßte so vor dem aufsteigenden Gestirn der neuen Religion zu einer verworrenen Sage. Der Gott stieg zum Kaiser, die wiedergeborene Welt zum wiedergeborenen Deutschland, die Helden der Walhall gar zu Hofadeligen herab, der Baum der Zeit zum Birnbaum, dem politischen Wetterzeiger.

Nach Simrock bedeutet Underruhe den Mittagschlaf; es wäre also wohl denkbar, daß der Untersberg von der Ruhe des Gottes seinen Namen herzuleiten vermöchte. Es ist be= zeichnend genug, daß sich das Volk den Bürgen seiner Macht und Größe als schlafend vorstellt. Schlief es doch selbst auf dem Polster seiner Reformprogramme einen behaglichen Schlaf und wäre sicherlich dem „Strohtod“ — jenem faulen Ver= alten, das die kräftigen Ahnen so sehr fürchteten — entgegen getaumelt, wenn nicht das Waffengeklirr des Nordens die blutarmen Träumer aufgerüttelt hätte. Davon werden die Raben, wenn sie höfisch geschult sind, ihrem Kaiser aber nichts erzählen. Der sonst so langweilige „Simplicissimus“ enthält ein Wort, welches, wie wenige, auf das Leben paßt, das ein großer Theil unseres Volkes bis in die jüngsten Tage hinein geführt hat. Er sagt von einem Menschen, der auf eine plötz= liche Verbesserung seiner Lage ohne eigenes Zuthun hofft: er „lebe auf den alten Kaiser hinein“. So haben wir in unserer Jugend bei Banketten und Commercen Unzähliges gehört über „des deutschen Volkes zukünftige Herrlichkeit“, aber die Bureaukraten und Philister, die sich aus jenen Sängern entpuppten, haben nichts für den „Kaiser“ gethan.

Unsere Romantiker glichen dem Schuster in einer bekannten Posse, welcher sein Heil von einem Kometen erwartet.

Einen Grundgedanken hat die verblaßte noch mit der lebendigen Anschauung gemein. Beide hoffen. In der Mythe von der neuen, schönen Welt, wie in der Sage vom wiedergeborenen Deutschland steckt ein idealer, optimistischer Zug. Ihr Paradies liegt nicht in der Vergangenheit, wie das mosaisch-christliche, sondern in der Zukunft. Darüber wird sich Jeder nach Anlage und Erfahrung von den Dingen der Welt seine eigene Meinung bilden — entzündliche, jugendliche Bildungen sind geneigt, an die neue, grüne Erde zu glauben. Ich für meinen Theil denke, daß die Weltesche wohl unzählige Mal Grünen und Welken sehen wird, bis sie der schließliche Tod ereilt und daß, so lange diese Kugel belebte Wesen trägt, die Weisheit von Odin's Rabenzauber bestehen mag:

Nornen weisen,
Alfen verstehen,
Menschen dulden.

In volksthümlicher Beziehung dagegen möchte wohl Niemand geneigt sein, der Sage allen Werth abzusprechen. An ihr hat sich schon manches sehnsüchtige Gemüth aufgerichtet. Odin, der Sturm, welcher rastlos die Welt durchbraust — der Kaiser, welcher die Feinde niederschmettert, — sie sollen nicht länger schlafen. Wie jener seiner Einherier bedurfte, um mit ihnen gegen die verderbliche Götterdämmerung anzukämpfen, so brauchen wir Streiter, die aller Zeichen harren. Sie sollen alle aus und hinter dem Berge hervor, nicht als Helden und Palladine, sondern um bescheiden für Viele gegen Wenige zu kämpfen. —

Doch das Alles soll uns jetzt den Anblick des blauen Himmels und des blauen Berges nicht verdüstern. Denken wir nicht an den Kampf, sondern an den nahen und unausbleiblichen Erfolg der Hoffnungen, welche sich in den geisterhaften Bewohnern dieser Berghöhlen symbolisiren. Wir sollen heiter sein — denn wenn wir gleich nicht mehr erwarten können, eine bessere Zeit unseres Volkes mit dem nachkommenden Geschlecht zu genießen, so ist uns die göttliche Schadenfreude beschieden worden, die Agonie derjenigen mit anzusehen, nach deren Häuptern die Raben auslugen.

Tönend wird für Geistesohren
Schon der neue Tag geboren,
Welch' Getöse bringt das Licht!
Es drommetet, es posaunet,
Auge blinzt und Ohr erstaunet,
Unerhörtes hört sich nicht.

Nicht bloß die Träume des eingeschlossenen Kaisers — wenn ihm das Bild der Größe und Macht vor den eingelullten Sinnen vorüberzieht — sondern auch die Gesichte und Verwünschungen derjenigen, die in gemauerten Kerkern um das Vaterland seufzten, werden sich erfüllen. Jeder Schweißtropfen der Angst, den sie vergossen, fängt an, seine Früchte zu tragen. Schon lacht die Welt und zuckt die Achseln; ein unnützer Feind ist nicht mehr so gefährlich, wie ehedem, und sein einziger Vortheil besteht vielleicht nur noch darin, daß es uns deßhalb nicht mehr gelingen will, die ächte Kraft des Hasses aufzubringen. Wir können also die Sage von den Mannen des Untersbergs noch immerhin gern hören und pflegen. Doch ein Wunsch mag uns erlaubt sein. Diejenigen, welche sie erzählen, mögen aufhören, Tändeleien und

Uebertreibungen hineinzumengen. Wozu die orientalischen Farben, die Anreizung der Phantasie durch ein unterirdisches Paradies, die märchenhafte Ueberschüttung mit Edelsteinen und Wundervögeln? Wenn dem so wäre, so möchte der Kaiser ja wohl lieber drinnen bleiben. So werden die bedeutungsvollen Sagen verdorben und in sinnlose Märchen verzaubert. Mit solch' schillerndem Beiwerk bleibe man uns ferne! Es wird immer genügen, zu sagen, im Berge harren die alten Götter einer besseren Welt oder der verschollene Liebling des deutschen Volkes dessen glanzvoller Auferstehung.

Aus den Schatten vorstehender Betrachtung wird es nicht unerwünscht sein, wieder zu ganz gewöhnlichen Menschen zu kommen. Sie bilden dazu jenen Gegensatz, welchen der Darsteller des Lebens als einer unbegreiflichen und dämonischen Erscheinung nicht außer Acht lassen darf, wenn er wahr bleiben will.

In der besuchten Schenke beim „Krimpelstätter" dreht sich das Gespräch des Tisches, an welchem wir Platz genommen haben, um die Ermordung eines armen Bahnwärters in seinem Häuschen, sowie um die zu große Anzahl der Dienstmänner in der kleinen Stadt Salzburg. Der Berichterstatter der Criminalgeschichte verzehrt mit Hingebung seine „Kaiserwurst" und behauptet, die „Innviertler" nähmen es überhaupt, was die Kunst des Hirnzerquetschens und Bauchfellschlitzens anbelangt, mit ihren baierischen Nachbarn auf. Der Mann hat ganz Recht. Im Innviertel, heißt es, erkennt man die Wirthshäuser daran, daß eben Einer auf die Straße herausgeworfen wird, im schönen Einklang mit drüben,

wo, wie die berechtigte Uebertreibung der Skalden singt, jeden Morgen ein Schäffel voll ausgedrückter Augen von der Hausmagd aus der Zechstube zusammengekehrt wird. Wenn einer der deutschen Landesväter von den zufällig unter seinem Scepter vereinigten Ländereien patriotisches „Stammesbewußtsein“ verlangen kann, so befände sich ein solcher, welcher die Gebiete von der Isar bis zum Hausruck-Walde beherrschte, dazu in der allergünstigsten Lage. Das ist ein gar knorriger Stamm.

Das Gespräch über die Dienstmänner kann der Randbemerkungen entbehren; interessanter ist schon, daß der aufwartende Kellner, wenn er hie und da ein paar Minuten Zeit übrig hat, in einem Lehrbuch der Physik liest, welches in tschechischer Sprache abgefaßt ist. Ich erinnere mich aus meinem Aufenthalte in Prag, daß es zu den Liebhabereien der nationalen Partei gehört, allgemein verständliche Bücher über Naturwissenschaft unter das Volk zu bringen. Es sind meist Uebersetzungen, doch auch manche selbstständigere Compilation. Gerade so machen es die deutschen Fortschrittsmänner und es ist nicht zu leugnen, daß der geistige Gesichtskreis der Leser, auf die man es absieht, wenn auch nicht erweitert, doch ziemlich verändert wird. Von diesem Standpunkte aus kann man die oft überspannten Mittel zu einem wünschenswerthen Zweck nur gut heißen. Es gibt wenige Fälle, in welchen Zugpflaster ohne alle wohlthätige Wirkung auf den Körper bleiben. Die heilsamsten Umwälzungen der Geschichte fangen mit dem an, was die Evangelien „Aergerniß“ nennen und mit Verwirrung der hergebrachten stockenden Begriffe. Mag also jener arme Mensch immerhin seine Physik lesen — sein Lesen ätzt wieder eine winzige Sehne aus der Kraft auf, welche der Erreichung unserer Ziele sich in den Weg stellt.

Es ist ein trotz alles widerstrebenden Anscheines doch

erfreuliches Zeichen, daß mit dem Zurschaustellen derartiger Beschäftigung in manchen Fällen Geschäft und Reclame getrieben wird. In einer jener Gegenden des Salzkammergutes, in welcher die Autoritätsglauben-Schwindsucht nur sporadisch auftritt, lebt ein Wirth, der damit ein ansehnliches Sommergeschäft betreibt. Er besitzt nicht nur wirkliche Exemplare von Ronge, Strauß und Renan — nein, der leibhaftige Moleschott und Feuerbach haben sich in seiner Bibliothek eingenistet. Diese Bibliothek wird Einzelnen der Sommerfrischler, welche er mit Kennerblick ausmustert, nicht ohne Selbstgenügsamkeit Band für Band gezeigt. Angehörige des norddeutschen Bundesstaates, welche mehr Sinn für Literatur haben und sich aus dem Thaler nicht mehr machen, als wir aus dem Guldenzettel, haben den entschiedenen Vorzug. Der gute Mann lobt freilich rationalistische, irvingianische, deutschkatholische und materialistische Bücher in einem Athem, in seinem Gehirn vermengt sich die Werthschätzung der liberalisirenden Predigten eines Pastors mit Feuerbach's höhnischer Kritik des Theismus — macht Alles nichts: die Fremden brechen in ein staunendes und bewunderndes Hurrjeh! über diesen Selbstdenker aus — bitte, stellen Sie sich vor, mitten in Oesterreich einen so schlichten Autodidakten! — und erzählen sich untereinander umständlich von dem Phänomen, welches, wenn es den verewigenden Griffel zur Hand nähme, sicherlich einst der Jakob Böhme von Oberösterreich genannt werden würde.

Indessen habe ich den Einen und den Anderen gekannt, welcher behauptete, er habe nicht leicht den Eintritt zu irgend einer Sehenswürdigkeit so theuer erkauft, als den in die Räume, in welchen dieser Forscher seine unaufgeschnittenen Bücher stehen hat. Unter seinen geologischen Studien scheint

ihn die Zeit der Kreide am meisten anzuziehen, der Vorliebe nach zu urtheilen, mit welcher er die zugespitzten Bruchstücke dieses Minerals auf der schwarzen Tafel spazieren läßt und Rechnungen zu Wege bringt, die manchen ungebildeten Menschen wünschen lassen, es möge über diesem Hause in Gottes Namen dieselbe böotische Finsterniß wie überall herrschen, dafür aber auch darin die herkömmlichen Preise für Speise und Trank gezahlt werden. Der Mann ist in seiner Weise das Gegenstück zum hemdärmeligen biederen Zillerthaler, der den harmlosen Wanderer mit seinem „Du" entzückt, aber eine Rechnung in drei Sprachen schreiben kann, und zur zitherschlagenden Maid in seinem Hause, die einst als Handschuhhändlerin mehr von gewissen Berliner und Hamburger Mysterien gesehen hat, als mancher der dort heimischen jungen Herren, der sich eben bemüht, mit ihr „gemüthlich" tirolerisch zu radbrechen. Es geht eben mit dem moralischen Inhalt der Welt wie mit ihrem physischen: die Substanz bleibt in allen ihren Wandelungen, — Form und Umrisse verändern sich unabläßig. —

Am frühen Morgen des Wintertages, dessen Nacht den idealen Zeiteinschnitt eines neuen Jahres darstellt, wanderte ich von Salzburg nach dem Königssee. Als ich die Brücke überschritt, unter welcher der Strom sein Eis hinabtrieb, wurden Geschenke hin- und hergetragen; nur der Mond, welcher erblassend ober der Veste hing und zwei Slowaken, die in ihren zerrissenen Mänteln, vor Kälte blau, hungerig in die Welt schauten, schieren trübseliger Laune. Draußen lag ein Zauber über der Welt. Die niedrieg

Sonne leuchtete golden in eine unbegreifliche Verklärung. Kein Festbaum konnte wundersamer geschmückt sein, als die mit Reifkrystallen verhüllten vielästigen Lärchen und die Birken an der Straße, welche das Moor durchzieht. Wenn die Reifriesen der Edda einen schillernden Herrschersaal besäßen, so hätte er diesem Stück der Erde gleichen müssen.

Glaneck lag in kälteren Schatten; ich trachtete aus dem Dunkel, welches hier der Götterberg auf die Moorstraße wirft, hinüber nach Grödig zu kommen. Draußen in der Sonne weideten Schafe auf dem bloßgelegten Gras. Dampfende Bächlein rauschen dem Bett der Salzach zu. Beschneite Berggiebel im Frühschein lodern durch die Wälder der Abhänge, daß sie fernen Flammen gleichen. Beim Thurm am Hangenden Stein scheint das Berchtesgadener Land mit den himmelhohen schillernden Wänden verschlossen und verriegelt. Die rothen Abstürze des Untersberges, gegen welche die rothe Sonne strahlt, glänzen höllisch über den Wolkenbänken. Auf die gleißende Pyramide des großen ist der schwarze Schatten des kleinen Watzmann gezeichnet. In Berchtesgaden stehen die Leute auf dem Markt und schauen nach dem Hohen Brett, über dessen Kante mit dem Glockenschlag zehn Uhr die Sonne kommen soll. Denn annoch flammen nur die Höhen, im Thale liegt ein graues Licht, wie in einer Stube, die nach Norden geht. Statt der lorgnettirenden Touristen begegnet uns manchmal ein Holzknecht mit dem ledernen „Rucksack“ und den weit vorausgeneigten wehenden Federn, oder ein Gränzaufseher zu Pferd. Diese und das Rieseln der Steine, an den Abhängen von der Wärme des steigenden Lichtes gelockert, bringen durch ihre Bewegung das einzige Geräusch hervor, welches die winterliche Straße bietet — den einen oder anderen abgeschälten

Stamm ausgenommen, der, noch halb von vereistem Schnee bedeckt, in welchem er vom Berge herabgezerrt wurde, auf seinem Schlitten liegt und uns nöthigt auszuweichen und in die tiefe Wehung zu treten. —

Wir warten im Markte auf den Abend. Die Honoratioren unterhalten sich mit der Besprechung einer Schlittenpartie und mit dem Discutiren der Neuigkeiten, welche die Münchener Kreuzerblätter gebracht haben. Armseliges Zeug, baierische Politik und Bureaukraten-Intriguen!

Inzwischen kommt er heran. Der Göhl wird bleichgrau, aus einzelnen Höfen der Vorberge scheinen die Kerzen der geweihten Dämmerung und mitten innen zwischen den Watzmanngiebeln leuchtet der erste Stern des Abendhimmels über dem Firner der Scharte. Gestern stand um dieselbe Stunde vor unseren Augen der Mond, zwischen den beiden Thürmen des Domes der Römerstadt schimmernd. Diese Bergthürme ragen in eine reinere Luft und die ferne winzige Sternen-Sonne über ihnen hängt im Welten-Aether.

Die Glocke läutet zum Gebet und unter den Gewölben der reifbehangenen Ahorne kommt manchmal baarhäuptig ein Knecht daher, den Hut andächtig im Ellenbogen tragend. Die Blöcke, die gegen den Eingang des Seethales zu liegen, gleichen in der Dunkelheit Ungethümen, welche die Wandernden bedrohen. Die Wegzeichen nach der Schönau, jenem Thale, das an Sommerabenden einer anderen Welt gleicht, aus den Farben des Himmels und des Grün in eine verzückende Vision verwoben, stehen in angewehten Schneehaufen und scheinen nach einer todten grauen Wildniß zu weisen.

Endlich öffnen sich die Felspforten. Aus der Dunkelheit tritt eine dunklere Fläche hervor: es ist der See.

In dem nächtlichen Schauer dämmert ein weißlicher Hügel; es sind die Fichten der Insel Christlieger, welche wie ein marmorner Katafalk hersieht, der sich vor den unheimlichen Schlünden eines Schattenreichs erhebt. Die weißen Jungfrauen des Sees, die „Schwanjungfern", an welchen der Volksglaube hängt, werden nicht mehr von den Seerosen dargestellt, in welche sie sich so gerne verwandeln — der „Schwan" steht noch da, ihr Symbol, aber er ist öde und verlassen — heller Kerzenschein dringt aus der anderen Herberge, in welcher eben ein Jäger triumphirend das „Mankei-Biß" (Murmelthier-Gebiß) herzeigt, welches er von einem Freunde zum Neujahrsgeschenk erhalten hat. Wohl aber scheint die Vorstufe des Watzmann, der Grünstein, ein Tummelplatz lichter Elfen zu sein. Auf seinen breiten Giebel fällt schon das Mondenlicht von der Lücke zwischen den östlichen Bergen herüber — eine Feuerstätte unbeschreibbarer Herrlichkeit. Wir Menschen können an diesem festlichen Abend mit den Zwergen, die in Bergklüften edles Gestein hüten, singen:

Wir trinken den Wein,
Wir trinken den Wein,
Wir trinken den klaren Mondenschein!

Der Dichter des west-östlichen Divan, der von einer dreifachen göttlichen Trunkenheit spricht, der des Weins, des Lieds und der Liebe, hat die des Mondlichts vergessen. Ich bin kein Verliebter und kein Nachtwandler; die Meisten aber, welche über solche Schwärmerei lachen, haben die Strahlenfluth nicht gesehen, welche in frostklirrenden, krystallklaren Winternächten an die eisigen Giebel brandet. Mancher würde die Flasche und den Ballsaal verlassen, wenn er die Helle dieses Traumlandes ahnte. Doch die theilnehmenden Augen ermüden sich in weiter Ferne in den schwülen Festzimmern

der Städte, und die Menschen an diesem Gestade spielen dort in der Schenke. Einige Wildenten, die aus der Finsterniß der Wände drüben herschnattern, Hechte, die dem Mondlicht entgegen steigen, das sind die Wesen, die sich jetzt zwischen diesen angeglänzten Felsen rühren.

Ein Fischer naht sich; er macht den Nachen aus der dünnen Eisschicht los, die sich am Ufer gebildet hat und fährt mit seinem Netz hinaus. Der Mann erinnert mich an den Fischer des arabischen Märchens, der eine Flasche heraufzog. Als er sie öffnete, stieg ein Geist daraus hervor, der sich in eine weite Nebelsäule ausdehnte, daß dem Unvorsichtigen die Sinne schwanden. Wie viele solcher Gefängniße werden in dieser Nacht draußen geöffnet und wie werden die Befreier am Morgen gequält! Das Jahr beginnt mit dem Winter, der Tag mit der Nacht, der morgige Tag aber mit einer peinlichen Dämmerung in den Köpfen der Christenheit. Die Mehrzahl der Erwachenden wird, wenn nach zwölf Stunden die Giebel, auf denen jetzt weingelber Aether liegt, im Brande des Ostens schimmern, den buddhistischen Weisen gleichen, in dessen Gesichten alle Tage sich einzig um die Paralaxe des dumpfen Schmerzes drehen, — welcher seufzt, wenn sich eine neue Knospe des Zeitenbaumes öffnet. Heute gilt von der Menschheit das ebria fumosa saltat lasciva taberna, sie ist ein Pervigilium Veneris et Bacchi, diese Nacht, welche hier in so wundersamer und zweckloser Schönheit über den reinen Bergen funkelt.

Von diesem armen Fischer, der mit erstarrten Händen im beeisten Netze wühlt, zum Stammgast im Cafe der Kaiserstadt, der über den matten Punsch klagt, vom diesem wieder zur üppigen Dame, welche die Glückwünsche ihrer Hausfreunde entgegennimmt, zum einflußreichen Mann, welcher im hellen

Saale die Wirren des Staates nicht vergißt — zum Gefangenen in der Zelle — wahrlich, der Abstand ist nicht minder schwindelnd, als der, welcher uns von der fremden Welt unserer Gegenfüßler trennt. Dort brennt jetzt, während ich nach jenen frostigen Strahlen hinaussehe, welche von der kalten Schlacke der Mondkugel wiedergeglänzt werden, dieselbe Sonne, welche hier die Riffe des öden Trabanten anscheint, in der Hitze des Hochsommer-Tages. Der deutsche Auswanderer denkt vielleicht reuevoll an die für immer entrückte Heimath. Wenn die arme Menschheit einen Genius hätte und dieser schritte jetzt über das Rund dahin, so würde er weinen und lächeln, wie uns Homer das Antlitz der Andromache beschreibt, als sie den erzblinkenden Gatten zum Kampfe eilen sah.

Im sonnigen Nebel schauen die Berge in's Land. Der Herbst umwebt sie mit einem Duft, dessen Vorstellung durch keine Malerei der Feder erreicht werden kann. Eine selige Verklärung schimmert um und über jenen aufragenden Theilen der Erdrinde. Sie erweckt ein tiefes Verlangen, in das Meer der Farben zu tauchen. Der Bauer an diesen Seegestaden sagt, die Berge seien „kalig", der Tourist aber richtet sich zur Herbstfreude, welche ihm solch glückverheißende Lichter verkünden. Die Sonne bleibt günstig — schlechter Wind und böse Wetterzeichen verlieren ihre Kraft, wenn es einmal „wahrhaft kalig herschaut". Wir werden noch lange das Grün der Wasser, das Weiß des Firns, die Gluth herbstlicher Sonnenuntergänge genießen können, ohne daß uns Wolken und niederfallender Regen stören. Hat sich doch der verdrießliche Drang der Wolken und Dünste vor wenigen

Tagen ausgetobt — Fluthregen haben die Bäche angeschwellt, und in die braunen Aehren der Weizenfelder bei den Höfen im Mittelgebirge fiel Schnee, daß die Schnitter in der zollhohen schlüpfrigen Schicht wateten. Die Gimpel flogen den Häusern zu und die Reisenden überkam ein Schrecken. Alles eilte nach dem nächsten Haltpunkte einer Eisenbahn und sitzt jetzt an den ätherklaren Tagen wieder wohlgeborgen in der Stadt.

Unsere Geduld dagegen hat sich belohnt. Wir nehmen sogar keinen Anstand, uns mit jenen Pferden auf der grünen Matte zu vergleichen, die um so munterer und rühriger werden, je länger sie sich der Herbstweide erfreuen können. Wem diese Annäherung der Begriffe zu anstößig dünkt, der denke an die unzähligen Hirten, welche jetzt in den Niederungen die Rinder hüten, und sich im unaufhörlichen Chor zujauchzen, daß die Felswände und Wälder wiederhallen. Es ist eine fröhliche, gesegnete Zeit.

Das fühle ich wieder lebendig, wie ich eben aus der alten Keltenstadt, der Salzburg, langsam nach den einzig schönen Seen des Oesterreicher Landes hinüber pilgere. Wenn ich am Rande eines jener Eichenhaine hinschlendere, welche manchen der Hügel zwischen Gais- und Schafberg zieren, fallen die bitteren Früchte — einst Leckerbissen der Pfahlbaumänner — vor dem leisen Ostwind auf den Rain und an manchem Gartenzaun hätte ich saftiges Kernobst auflesen können, welches mit erfreulicher Wucht dicht neben mir ins Gras stürzte, wenn ich meine Augen nicht ausschließlich für jene seltsam geformten blauen Gipfel gehabt hätte, die aus dem herrlichsten aller deutschen Länder empor ragen. Es war Alles so ganz anders, wie im Sommer. Zwischen ungefährlichen Wolken lag ein milder Abendglanz; an den Aesten der Bäume hingen Aehren, die von vorüberziehenden frucht-

beladenen Wagen daran hafteten; die Wasserspiegel sind wirkliche Krystalltiefen, unbeweglich, starr, als ob sie von den Wallungen des ungestümen Sommers ausruhten. Die Erde duftet in würziger Kühlung — denn noch immer hängt der Thau der langen Herbstnacht an allen Zweigen und Halmen — die Blattflächen der Bäume glänzen, als ob es die gleißenden, dicken Blätter südlicher Bäume wären, denn die Sonne steht niedrig und fällt von der Seite gerade voll auf sie. Ich lege mich neben einem Ahornstumpf ins Gras, dessen Stamm von der modischen Gewinnsucht auf der Eisenschiene nach dem betriebsamen Norden entführt worden ist. Auf der verwitternden Holzfläche haben sich die Kräuter von Heidelbeeren angesiedelt, unten summt die Ache durch eine grüne Schlucht und durch den Wald wandelt das einförmige Läuten der Kuhschellen. Drüben am Zaun, der aus verschlungenen grauen Prügeln aufgebaut, die eine Weide von der anderen trennt, steht dichtgedrängt die braunschwarze Brombeere. Am Waldsaum, auf schwarzen Moder gedeiht die gelbe Bärentatze, ein verästelter Schwamm. Der Wald am jähen Abhang selbst ist in der Oktobersonne abgeschossen und braun geworden. Eine dämonische Laune des Geistes, dessen Sichtbarwerden diese greifbare Welt ist, hat sich hier zur wehmüthigen Klage oder zur spöttischen Erinnerung gewendet: in den grellen Lichtern des erkaltenden Herbsttages sind wieder Frühlingsblumen aufgekeimt, die blühen, wenn über smaragdgrüne Halden die Maiwasser rinnen und aus den Tannen der Kukuk ruft. Neben mir steht die himmelblaue Frühlingsgentiane und die mehlige Primel. Ich kann nicht sagen, daß ich Freude an ihnen habe — denn sie führen mich weit fort aus der Gegenwart in eine Welt, welche durch Erinnerung und Entfernung verklärt ist. Ich wandere dem Wasser nach

und sehe, wie es dürre Blätter thalwärts trägt. Zwischen den Erlen am blocküberſä'ten Ufer hängen stahlblaue Früchte, der saure Schlehdorn und die giftige Einbeere. Vor einer Unglückstafel — ein Schneider, der auf die „Stöhre“ ging, stürzte, das Bügeleisen voran, in die nebenan ausgehöhlte Sandgrube — liegt ein Weib, das Gesicht mit einem rothen Tuche verhüllt, und schnarcht den Schlaf des Müden; die Kühe, welche von einem Viehmarkt zurückgetrieben, vorüber kamen, blieben neugierig stehen. Es wird Abend und die goldenen Farben der Dämmerung verbleichen. Mit den Lichtern dringen uns aus manchem Hause am Weg laut betende Stimmen entgegen — Fledermäuse schwirren in unstätem Fluge hin und her. Von der einen und anderen Alpe, auf welcher morgen „abgetrieben“ wird, fangen Feuer an herabzuschimmern; aber sie lodern nicht mehr auf den längst verlassenen Spitzen, sondern brennen auf niederen Hängen, wo schon die Felder der hochgelegenen Bauernhäuser an die bald vereinsamten Matten gränzen. Mägde kehren von dem Felde heim: sie haben den Tag über nach dem Flachsdreschen das „Haar“ auf den Gründen ausgestreut. Andere Dirnen stehen in einem offenen Gemäuer und „brechen“ den Flachs. Sie waren in der vergangenen Nacht zu ihrem mühsamen Tagwerk aufgestanden. Wenn sie einen Fremden sehen, ergreifen sie gerne das hergebrachte Vorrecht ihrer Arbeit. Sie jubeln ihm zu und streuen ihm von dem wergartigen Gefaser auf den Weg. Die Ehre muß er mit einigen Gläsern Branntwein bezahlen, worauf ihm der Dank eines kleinen Feldblumenstraußes wird, den sie ihm unter lautem Geschrei mit einem rasch aus Werg gefertigten Band am rechten Arm befestigen.

Gestern, um die Stunde dieser Dämmerungen, ging ich auf dem wundersamen Friedhofe in der Stadt Salzburg her-

um, wo die Einsiedeleien fabelhafter Heiligen aus dem Nagelfluhfelsen auf frische Gräber schauen. Ein Todtengräber traf Vorbereitungen zu dem Todtenfest Allerheiligen: er schmückte einige Grüfte. Da er mich für einen Fremden hielt und nicht wissen konnte, daß ich auf dem Boden Juvavums so ortsbewandert bin, wie in meiner Vaterstadt, so half er meiner unwissenden Verlassenheit aus Gutmüthigkeit und in Erwartung eines Papierzehners durch zwei schätzbare Winke auf. „Dort im Stiftskeller, sagte er, bekommen Sie den besten Wein von ganz Oesterreich — gleich neben dem Thor links!“ „Und hier, setzte er hinzu, die sieben eisernen Kreuze stehen auf den Gräbern von sieben Weibern eines Mannes, der sie alle sieben zu Tode gekitzelt hat.“

Da es jetzt eben dieselbe Stunde war und über dem nördlichen Zacken am Gaisberg sich aus dem grauen Abendgewölk ein purpurner Fleck lichtete, der einer flimmernden Ampel glich, daß die Felspyramide aussah, wie ein mächtiger Leuchtthurm — da mich eben ein armer Mensch anbettelte und mir dabei die rothe gallertartige Frucht der Eibe, „die Eibenkirsche“, die er irgendwo gefunden hatte, als Gegengeschenk hinhielt, fuhr ein Karren vorüber, auf welchem ein weißes Tuch, irgend einen Gegenstand verhüllend, ausgebreitet lag, und auf welchem dazu ein brennendes Licht stand — wie ein Wiederspiel der verheißungsvollen rothen Leuchte auf dem fernen westlichen Giebel. Es war eine Leiche, die nach Salzburg auf den Kirchhof gebracht wurde. Der Mann war heute am frühen Morgen auf die Jagd gegangen; beim Uebersteigen eines Weidegitters blieb das Gewehr des hinter ihm Hergehenden an einem Zaunpfahl hängen, der Hahn schnappte ein und die Ladung durchbohrte den Vormann. So zog die Leiche auf dem Karren, von einem dürren Pferd

langsam geführt, weiter. Den Stern des Lichtes sah ich noch lange in der eingebrochenen Nacht seine träge Bahn ziehen.

Doch es ist Zeit, auf den Weg zu sehen. Wir gehen auf der Straße, die nach dem Mondsee führt und stehen an der Schwelle von jenem der deutschen Vaterländer, welchem die dynastische Geographie den Namen Oesterreich ob der Ens gegeben hat — dem Lande voll gewaltiger Seen und weitschauender Bergstirnen. Wir sind aus dem nicht minder seereichen Lande im Westen hergekommen, von jenseits der Salzach, das immer noch ein anders gefärbter Schlagbaum von dieser deutschen Erde trennt. Den Fahrten über die grünen Wellen seiner Wasser und durch seine Bergforste habe ich ein anderes Buch gewidmet, aus welchem sich wohl der Eine oder Andere der Leser des gegenwärtigen manch bunter Scene, manches unvergeßlichen Bildes erinnert.*) Jetzt nähern wir uns einer Reihe von solchen, deren Herrlichkeit sich nicht nur im Verhältniß der gewaltigeren Berghöhen und Seeflächen über jene erhebt.

Schon jetzt, wo sich der Höhenzug gegen das Dorf Thalgau hinabsenkt, könnten wir eine Ahnung von dem bekommen, was an uns vorüber ziehen wird, wenn statt der Nachtnebel die Tagesstrahlen um den Drachenstein dort schweben würden, und statt des röthlichen Sternes, der einem Almenfeuer ähnlich auf jener Spitze zu brennen scheint, die Sonne am Himmel stünde. In phantastisch geformte Berge drängen sich blau ausgegossene Buchten hinein — ein Seestück von Claude Lorrain mit einer Felsenlandschaft von Salvator Rosa in einem Rahmen.

*) Noë H. Baierisches Seebuch. Naturansichten und Lebensbilder von den baierischen Hochlandseen. München, 1865.

Ein wildes Hin- und Herjagen von Nebeln zeigt und versteckt den Mond, unter welchem im See eine breite Fläche von blassem Licht sich hebt und senkt. Die flimmernde Dämmerung hält uns wohl die großen Linien der Landschaft, wie sie sich aus Wasser und Gestein entwickelt, verborgen, aber bei dem Schein des Gestirns däucht es uns am besten, zuerst den ihm heiligen See zu erblicken. Zufällig trifft die Bezeichnung des Sees mit einer seiner Eigenschaften zusammen, welche nicht deutlich beschrieben oder begründet werden kann. Es gibt nämlich kaum irgendwo ein Gewässer in den Bergen, dessen Ufer vom Lichte des Mondes in Verbindung mit der Wasserfläche in so auffälliger Weise verklärt und verwandelt erscheinen. Man muß ihn unter diesem Scheine gesehen haben, wenn man ihn kennen will.

Der alte Maninseo ist dem „Herrn Man" zugehörend, dem „Herrn", wie die leblose Kugel von den Bewohnern des Salzachlandes noch heute genannt wird. Mani, der göttliche Zwerg, wurde an den waldigen Gestaden verehrt. Weiter im Osten gehört ihm ein Bergwald: der Man-Hart (Mondwald). Hier aber zieht sich sein Gewässer hin, dessen Wellen im Norden an grüne Wiesen und Hügel, dort im Süden an jähe Felswände schlagen.

Es gibt freilich auch solche, die es besser wissen, wie es sich mit dem Namen dieses tiefen Sees verhält. Wenn man eine Landkarte betrachtet und sein Vorstellungsvermögen nach den Angaben und Einflüsterungen eines Anderen stark anstrengt, so ist es am Ende nicht undenkbar, daß Einer so gut eine Aehnlichkeit der Uferumrisse mit der Mondsichel entdeckt, als der Grönländer in den „Flecken" dieses Gestirns die Spuren der Finger Malinas erkennt, womit sie den Rennthierpelz des Anninga berührte; so gut, als der Inder

in demselben Gestirne einen Hasen oder der Deutsche einen Besenbinder mit Reisern sieht. Wer aber den See vom Ufer aus betrachtet, sieht eine eiförmige Wasserfläche — die obere Einbuchtung gegen Osten verstecken ihm waldige Vorsprünge — und er denkt gewiß an jeden Gegenstand der sichtbaren Welt eher, als an die Mondsichel. Eigentlich sollten alle Seen, deren Gestade Krümmungen darbieten, Mondsee heißen, wenn jene Etymologen Recht behalten, welche behaupten, daß Markomanen oder Heruler, oder wer immer von unseren schöngeistig so sehr zurückgebliebenen Ahnenstämmen sich zuerst hier herumtrieb, Wassern und Bergzügen Namen nach idealen Umrissen gegeben haben. Es ist auch unzweifelhaft, daß sie zu diesem Behuf nur in wenigen Fällen Landkarten haben zu Rath ziehen werden können. Um die Aehnlichkeit auf anderem Wege zu entdecken, blieb ihnen aber nach der Bildung der Ufer nichts Anderes übrig, als auf den Schafberg zu steigen und dort mit Mühe und Noth zu ergründen, daß der Maninseo vielleicht um ein Kleines mehr gekrümmt in seinem Felsenbecken liegt, als die anderen Seen des Attergaus. Wer Lust hat, daran zu glauben, daß es im Geschmack unserer tapferen Vorfahren war, wie ihre spätern Enkel auf Bergspitzen Natur zu kneipen, sich an schönen Aussichtsbildern und enthusiastischen Vergleichungen zu ergötzen, zur Erholung Berg zu steigen und in den berühmten „reinen Lüften“ zu schwelgen, der mag dann auch immerhin annehmen, daß Landschaftsnamen von ihnen aus der Vogelperspective herab gemacht worden sind.

Doch — ich kann in diesem Augenblick nicht so unbescheiden sein und meine werthen Begleiter in der kühlen Herbstnacht hier am mondbeglänzten Gestade stehen lassen um ihre Einbildungskraft in den frostigen Schauern der

deutschen Heidenwelt herumzujagen. Freilich scheinen die herandrängenden Wellen Phosphorströme, die Zweige der Uferweiden hängen verlangend hinab in die magischen Feuerwirbel — aber der Weg von der Stadt des heiligen Rupertus bis an die Schwelle des östlichen Alpenlandes war ein ermüdender und dann wissen wir aus Erfahrung, daß das veilchenblaue Licht, welches der Mondstrahl, von der gastlichen Kerze bekämpft, in dem Krystall des Weinglases wach und rege ruft, an Reiseabenden gerne seinen unheimlichen Glanz auf dunkeln Wassern vergessen macht.

Beim Vicenz zur „goldenen Krone" ist es schon recht herbstlich geworden. Einsam hängt das rothe Fremdenalbum an einem Nagel im schadhaften Futteral. Die neugierigen Augen und Hände, die es durchgelesen und abgeblättert haben, sind verschwunden, die jammervollen Verse und französischen Herzensergüsse deutscher Fräulein aber auf dem gutmüthigen Papier haften geblieben. Das geschriebene Entzücken über den See und seine Berge ist das Lebewohl aller Gäste — der weiblichen insbesondere; wollen wir annehmen, daß die schreibenden Hände nicht nur der Verewigungssucht folgten. Sonst habe ich freilich gar oft wahrgenommen, daß der Beweggrund der Handwerksburschen, welche ihre Namen an Kapellen, Wegweisern und Marterln anbringen, kein verschiedener von dem ist, welcher das verehrliche Reisepublikum Verse von Schiller, Heine und Geibel in die Fremdenbücher schreiben läßt — von den selbstständig schaffenden Wanderpoeten ganz zu schweigen.

Von Zeit zu Zeit begegnet man indessen einem brauchbaren eigenen Gedanken oder irgend einem nützlichen Wink. So ist es beispielsweise wetterscheuen Gemüthern troſtreich,

zu lesen, daß die wuchtige Wolkenschicht, welche heute Nachmittag über dem Schafberg schwebte, nichts weniger als von schlimmer Vorbedeutung sei. Da werden wir belehrt:

Hat der Schafberg an Huat
Wird's Wetter guat,
Hat er a Kres *)
Wird's Wetter bes.

Auch empfiehlt es sich sehr, eigene Beobachtungen und Erfahrungen zum Besten zu geben. So legt das Buch unter Anderem für die ganz richtige Thatsache Zeugniß ab, daß man die weitschauende Warte des Schafberg-Giebels bequemer von unserem, als von dem Becken des St. Wolfgang-Sees aus erklimmt. Solche Aufschreibungen sollten sich die Lyriker zum Muster nehmen.

Es ist heute, wie gesagt, ernstlich einsam in dem gastlichen Hause, in welchem sonst rasch der Ankömmling das Lager des eben Fortgewanderten einnimmt. Die Einladung eines werthen Freundes zu einem „Cithernball" können wir deßhalb nicht zurückweisen. Beim „Zeisberger" im Vorplatz der ersten Flur, den die genügsame Damenwelt Mondsees ohne Sträuben als Ballsalon gelten läßt, spielen zwei Künstler auf der Lyra der Alpen. Der nachgiebige Boden zittert unter Walzer und Schottisch; er muß aber auch das Stampfen eines „Steierischen" aushalten, dessen unbequeme Arm- und Schenkelbewegungen manchem Zuschauer Rufe der Verwunderung abnöthigen. Da stehen ein paar stämmige Bauernbursche, den dicken Nacken militärisch steif emporgerichtet, in der blauen Uniform königlich sächsischer Soldaten, „Brigade Kronprinz", sämmtlich verwundete „Königgrätzer", die hier im grünen Alpenland unter der menschenfreundlichen Pflege

*) Krause.

des Fürsten Wrede, des Schloßbesitzers von Mondsee, ihre Heilung gefunden haben.

— Ein sehr curioser Tanz das! meinen die Krieger des bundestreuesten aller vaterländischen Potentaten.

Freilich ein curioses und anstrengendes Vergnügen. Mitten in der Bewegung des Tanzes müssen die Männer zeitweilig Schnaderhüpfl singen, mit den Fingern schnalzen und die Fersen auf den Boden schlagen, daß der Zuschauer meint, alle Muskeln und Nerven des ganzen Fußes würden schmerzlich geprellt. Curioser Tanz!

An unserem Tische erscheint ein abgehärmtes Weib. Sie bietet Nüsse feil. Zu Hause hat sie dreizehn Kinder, darunter einen Sohn, der um sein Bein in der Wirklichkeit „geprellt" worden ist. Bei Custozza haben sie es ihm oben nahe am Hüftknochen abgeschnitten und erst heute, erzählt sie, gingen wieder Splitter aus der breiten Wundfläche hervor. War eben auch ein curioser Tanz, der Tanz im Welschland!

Die hübschen Mädchen mit den schwarzseidenen oberösterreichischen Kopftüchern, der reizend herbe Donau-Wein können uns für heute nicht gebührend fesseln. Der Schlaf fordert sein langweiliges Recht. —

Die weiße Wand des gegenüberliegendes Hauses scheint am Morgen trüb durch die in der Herbstkälte angelaufenen Fenster. Sie erinnert uns daran, daß hier unseres Bleibens nicht ist, wenn wir schauen und genießen wollen. Beim Aufwachen soll das blaue Dämmerlicht der Berge, die sich aus dem Frühnebel herauskämpfen, in unser Auge, das Geräusch der aufgeregten Wellen an unser Ohr dringen. So wandern wir denn, das hügelige Pflaster des Marktes zurücklassend, die herrliche Lindenallee entlang dem nahen Ufer zu. Drachen-

stein, Höllkar und Schafberg ragen aus der Fluth — Tannenwälder und grasige Hügel in sie hinein. Sacht und leise treiben sich winzige Wellen gegen den Kies — sie machen nicht mehr Geräusch, als das Knistern der gelben Blätter, die zu Boden fallen. Noch stehen weiße Dahlien zwischen den Pappeln am Strand und das Frühlicht scheint auf sie, daß sie blenden, wie die großen Firnfelder des Dachstein, die man wenige Schritte weiter oben auf den Hügeln gegen den Zeller-See zu neben dem schroffen Höllkar hervorglänzen sieht. Die grünen Gewölbe lichten sich oben, Vögel eilen windschnell über die metallgleiche Wasserfläche und das vergilbte Schilf rauscht. Oft liegt dieses am Ufer in hohen Haufen abgeschnitten und aufgeschichtet, dann kommt ein Ochse herangefahren und zieht die lispelnden Wasserkinder als beliebte Streu fort.

An dieser östlichen Uferstraße, die hart am Wasser fortläuft und den Blick ungehindert über die bewegliche Fläche nach den Felswänden drüben wandern läßt, steht neben Schiffhütten, Villen und Bauernhäusern aus dunkelbraun angewittertem Holze das Königsbad, ein wol eingerichtetes Haus. Wer in einem seiner bequemen Zimmer sitzt, hat eben so viele gewaltige Bilder im Rahmen vor sich, als Fenster im Gemache sind. Wälder und Berge schauen auf seine Lagerstätte oder seinen Arbeitstisch über den sonnig funkelnden See herüber, dessen Strand nur einige Ellen von dem Gemäuer des den Bergwundern zugekehrten Hauses in meergrüne Tiefen abstürzt. Ein halb lichter, halb dunkler Streifen bezeichnet den Rand. Ein anderer grüner Streifen aber setzt sich auf dem trockenen Gestade fort — Pappeln, Weiden und Erlen im saftigen Gras, manchmal von winzigen Gärten unterbrochen, in welchen späte Blumen sich ihrer gehegten

Pracht freuen, die ihnen kein Gewächs der Wiesenhänge mehr streitig macht.

Ich nehme in dem Hause mit den wunderschönen Bildern, deren ihm die Bewegung der Wolken und der Wasser und das Hinüberwandeln der Sonne über die Berggrate stündlich mehr und mehr anziehende umsonst liefert, meinen Aufenthalt — es ist der einzige an diesen Ufern, welcher den unmittelbaren Verkehr mit denjenigen Dingen ermöglicht, wegen deren Du, lieber Leser, die schönen Berge Oesterreichs bereisest und ich sie beschreibe. Da stehst Du in drei Schritten im Kahn, der Dich durch die sprühende Welle trägt und hinüber in den Waldschatten bringt, aus dem die Wipfel, mehr dunkelgrün als die Seetiefe, gerade über diese herüber uns ins Fenster schauen. Sie stehen auf einem Schotterboden, den die Ache, die aus dem Fuschl-See kommt, dort unter den Drachenwänden in den See geschwemmt hat, wie sich aus der Eisache die Halbinsel des heil. Bartholomäus im Königssee niederschlug. Ein strebsamer Gelehrter mag vielleicht schleunigst hinüber rudern, um sich den Fucoidensandstein zu betrachten, der sich dort an den Wänden angelagert hat — ich rudere auch hinüber, aber nur, um im Traumschatten der dunkeln Schluchten mit allerlei seltsamen Wichten zu verkehren, deren Kommen und Gehen freilich jetzt nur mehr dem Verlangen unserer eigenen Einbildungskraft gehorcht.

Da wandelt oft unter dem Drachenstein ein Weib umher, sie winkt und lockt, aber es ist nicht gut, ihr zu folgen. Sie ist halb weiß, halb schwarz gekleidet — wer kann die unholde Gestalt anderer sein, als ein verdämmertes Nachbild jener hungrigen Göttin, der Schwester des Fenrir-Wolfes, welche unsere Ahnen Halja, deren Brüder im Nor-

den Hel nannten? Dieselben Farben trägt das finstere Weib, das lauernd in den Finsternissen unter einer Wurzel der Esche Yggdrasill haust. In den Jahrhunderten zahm geworden, ist die einstige Riesentochter jetzt nur mehr ein selbst vom Bauernzweifel stark angekränkeltes Gespenst, das sich manchmal zwischen den Fichten des Auergrundes sehen läßt.

Von der nebelhaft Wandernden wende ich mich zur stätigen Drachenwand, die über dem dunkeln Wald des Spuckes, emporragt. Vielleicht bildet das leuchtende Gold auch hier Haufen, auf welchen die geflügelte Schlange, der „Wurm" hütend liegt, daß ein „Wurmbettsfeuer" *) in die Nacht des Waldes strahlt. Doch davon wissen die christlichen Bauern der benachbarten Pfarreien nichts mehr. Ich höre von ihnen über keine glühenden Schätze und wachsamen Lindwürmer reden, dagegen erzählen sie von einer „Pfarrer-Lucken", mit der es eine sonderbare Bewandtniß hat. Dort hinten, wo sich zwischen dem Kar der Halja (Höllkar) und dem Drachenstein die Drachenwand hinzieht, erscheint in ihrem Kalkgestein ein von Regen und Schneeschmelzen ausgewaschenes Loch, ein „Kamin", wie man in den Kalkalpen solche Durchhöhlungen gar häufig nennt. In ihr steht, dem Auge wohl erkennbar, eine hohe Fichte, vom Glanze des jenseitigen Tages in ihren Linien hervorgehoben. Dort, sagen sie, sei der Teufel mit einer von ihm mitgeschleppten Pfarrersköchin wüthend hindurchgejagt. Das scheint nun auf den ersten Blick eine grobe Satyre auf die Moral mancher Glieder des oberdeutschen Klerus zu sein. Schon Bebelius in seinem facetiae läßt sich solche Witze zu Schulden kommen. In der Wesenheit aber ist die Geschichte nichts Anderes, als das alte Treiben

*) Ormbedseldr der nordischen Sage.

Wuotans, des wilden Jägers, der den „Holzweibchen“ nachstellt und sie oben in den Lüften mit gräulichem Getöse herumschleudert — nur mittelalterlich maskirt und in boshafter Nebenabsicht aufgeputzt. Wuotans Heer schwirrt gerne in diesen Klüften, vom Kar der Hel an bis zu den Eisfeldern des Gjaid (Jagd)=Stein über dem öden Gosau=See.

So geht es drüben zwischen Drachenstein und Höllkar her. Der Wasserfall, welcher über einen hohen Absatz dieser Wände niederweht, muß im Frühling gesehen werden, wenn der schmelzende Schnee ihn anschwillt. An der großen, der heiligen Thekla geweihten Fichte vorüber führt der Pfad auf dem reich entwickelten Moos fort, das, mit Epheu, Alpenrosen, Heidelbeeren, Immergrün und Alpenveilchen in zahllosen Büschen durchwachsen, auf dem dichten schwarzen Waldboden wuchert. An herabgerollten Blöcken haben sich Nadelhölzer angesiedelt; während gelbe Pilze den Seitenwänden eine wunderliche Färbung geben, liegen ihre derben Wurzeln, lauernden Schlangen ähnlich, verlangend auf dem verwitternden Gestein. Dazwischen steht an manch' lichterer Stelle ein belaubter Baum, an dem die wundersame Mistel*) hinan kriecht. Die knotigen blaßgrünen Zweige werden von den Burschen gesammelt und neben das Haus gelegt. Sie locken den Hasen, welcher sie liebt.

Durch den Einschnitt in den Felswänden, über welche der Wassersturz weithin vernehmlich, herabrauscht, wehen an Lenztagen heiße Winde herein und rütteln an den Fichten, während der See unten von schwerer eisiger Ostluft bewegt wird. Wer in solchen Stunden den Waldpfad hinansteigt, den überkommt eine Empfindung, als ob er sich in einem

*) Loranthus europaeus.

Bade befände, in welches kaltes und siedendes Wasser zu gleicher Zeit einströmt. Das Wasser, am Felsen jäh hinabgleitend, zittert hin und her und man sieht, daß wir uns vor einem jener Wasserstürze befinden, welche die hergebrachte Bezeichnungsweise, in diesem Falle nicht ohne dichterische Empfindung und Wahrheit, Schleierfälle nennt. Wir betrachten das schaumige Rieseln und Wehen von einem grünen Block aus, auf welchem zwei Fichten den Bewegungen der Luft trotzen — Fels-Dreiecke überall, rothe vom Gischt überwaschene Sandsteinfelsen, ein mit Trümmern übersätes Bett, in welchem die herabgeschmetterten Fluthen sich seeabwärts zwängen und neben der Felskante, an welcher dort oben der Bach sich zum Sturz hinabbeugt, eine Legföhre, welche zittert und schwankt, wie unten das zerstiebende Ende der breiten Säule. Der Drang des neben ihr sich abwärts krümmenden Baches, die erschütterte Luft müssen das Gewächs bewegen, welches wie ein Geiernest an dem mauergeraden Drachenstein hängt. Stümpfe, eingestürzte Vorragungen der unterhöhlten Felsen und geborstene Blöcke, allenthalben im Forst zerstreut, kennzeichnen wohl die wilden Gewalten in Luft und Wasser. Und wenn wir am späten Abende mit der Ausbeute an vorzeitig erschlossenen Blüthenkelchen, Primeln, Leberblumen, Nießwurz heimkehren und zu Hause überraschen wollen, so zeigt uns vielleicht, zwischen hohe Wipfel eingeklemmt, der gelbe Mond, und die Eule mengt ihr dumpfes Gelächter in das allmählich verwehende Summen des hohen Sturzes.

Der Wissenschaft genügten die Riesen, Drachen und schlimmen Frauen nicht. An einem Seebecken wie dieses dürfen im siebenten Decennium dieses forschenden Jahrhunderts

„Pfahlbauten" nicht fehlen. In der That entdeckte man an denselben Waldufern einen mächtigen Eichenpflock, um welchen sich eine Anzahl kleinerer Stämme im Kreise schaarte. Diese neueste „cyclonische" Form eines Pfahlbaues erregte das höchste Erstaunen. Aber es gibt nicht nur Luft-, sondern auch Pfahlbauten-Schlösser und die glorreiche Entdeckung versank. Es kam ein bescheidener Botaniker, welcher auf den ersten Blick erkannte, daß der Eichenpflock der übrig gebliebene Stumpf eines gewaltigen Baumes sei, um welchen herum dessen nicht viel weniger wuchtige Wurzelstöcke und Knorren empor ragten. Man gab es sodann auf, nach Stein- und Bronce-Waffen in der „Culturschicht" zu suchen, in welchem Punkte man also klüger war, als manche Pfahlbau-Entdecker in den Seebecken jenseits der Salzach.

Wie ferne silberne Städte der Märchen, schweben gleißende Wolken dicht über der blitzenden Wasserfläche, die Sonne scheint wie am klaren Maimorgen — noch überall stehen rothe und gelbe Blumen in den kleinen Gärten, wenn auch von den Reifnächten halb versengt — die Wellen heben sich gar gelinde vor dem Rosenwind*) — der blaue Duft lügt den Frühling. Aber die Flamme lodert im Ofen und die Fenster meiner Stube im Königsbad müssen die glanzvolle Luft sorgfältig abhalten, sonst würden die Finger erstarren, die an diesen Zeilen arbeiten. Wird uns die Klarheit des wirklichen Wonnemonats wieder —? Doch weg mit diesen unnützen und wehthuenden Fragen! Der Wirth, der eben unten emsig an der Erweiterung und Verschönerung seines

---

*) So nennt man im Attergau den Ost-(Osen) Wind. Das r, ursprünglich vom vorhergehenden Artikel der hinübergezogen, gehört jetzt zum Wort.

Hotels arbeitet, der ist der rechte Mann, die Wolken zu zerstreuen.

Der Mann ist ein erfinderischer Kopf und begreift die Anforderungen seines Jahrhunderts. Früher einfacher Sensenschmied, ließ er sich den Gedanken beikommen, an dieser Stelle, wo an windgeschütztem Abhang die anziehendste Aussicht über See und Berge einladet, das ärmliche hölzerne Bauernhäuschen, welches da, der Schönheit des Ortes unbewußt, im Schatten bescheidener Obstbäume stand, zu einer Herberge für Naturfreunde umzugestalten. Dieß ist ihm vorzüglich gelungen — denn er ist ein Tausendkünstler. Er baut ein Haus selbst, er zimmert Schiffe selbst, er versteht, auf dem nächsten besten ausgehöhlten Viehtreiberprügel wie auf einer guten Flöte zu blasen. Die Fremden finden in dem Hause am Seestrand, das sich mit jedem Jahre organisch weiter entwickelt, mehr Bequemlichkeit als in den Gasthäusern des Marktes, in welchen sie vor ihren Fenstern nur Mauern sehen und Lüfte einathmen, welche mit dem feuchten Waldhauch, der über den See herüberzieht, weder ihrer Fühlung noch ihrer chemischen Zusammensetzung nach Aehnlichkeit haben. Auf weichem Divan liegend schaut der Gast hinaus und meint, die klare Welle, die gegen ihn herwallt, wird seinen ausgestreckten Fuß erreichen und wer sich gern absichtlichen Täuschungen des Sehvermögens hingibt, der mag glauben, das vom Fenster umrahmte Bild sonnig verwebter Bergstirnen und Wälder sei ein kunstvoll gemalter Vorhang vor der Scheibe, in welchen eine blendende Mittagssonne hineinfällt und seine tiefen Farben anzündet. Das Schöne liegt hier nah.

Ueber die Sommerfreuden darf der kluge Hausvater das vaterländische Publikum nicht vergessen. Es geht

ihm wie einem österreichischen oder baierischen Schriftsteller, der, obwohl er seine Freunde und seinen Markt in weiter Ferne hat, dennoch nicht selten sich nach dem Geschmack in seiner nächsten Nähe umschauen muß. Bei dem trefflichen Tafner tritt die Erwägung hinzu, daß der Sommer fünf, der Winter dagegen sieben Monate dauert, und daß er während der sieben mageren Monde der Gäste nicht minder bedarf, als zur Zeit der fünf fetten. Er trachtet deßhalb nach wohlverdienter Popularität: Baumklettern, Ballon steigen lassen, Wettfahrten auf dem See ziehen die biederen Bergbewohner in einträglichen Schaaren an. Das auffallendste Hausthier, ein großer zahmer Geier, erregt Aufmerksamkeit. Dabei weiß er durch kluge Benützung vaterländischer Motive die Theilnahme bis zur Höhe durchschlagender Erfolge zu steigern. In der Umgebung Mondsee's lebt ein Schneider, mit Vornamen Gottfried, welcher das sprüchwörtliche geringe Körpervolumen seiner Berufsgenossen besitzt. Ein Maler stellte das zu erwartende Aufsteigen des Ballons im Auftrag des Festgebers in jenem Genre dar, welches bei den Bauern am meisten beliebt ist und sich mehr durch Kühnheit der Linien als Sorgfalt in der Detail-Ausführung kennzeichnet. In der Gondel, die auf dem Bilde nicht vergessen war, saßen ein Mann und ein Frauenzimmer — darunter standen die Namen: Gottfried und Lucia. Als die Bauern die dürre Gestalt des Gottfried sahen, ließen sie sich nicht mehr ausreden, das sei der Schneider-Gottfried und stellten sich in mächtigen Haufen ein, um der Luftfahrt dieser viel geneckten Persönlichkeit beizuwohnen. Leider wurden sie aber dahin enttäuscht, daß weder dieser noch irgend ein anderer Gottfried, ja nicht einmal eine Gondel mit dem Bergwinde sich in den Aether schwang, sondern nur ein win-

ziger Ballon, der rasch über den Bäumen des Berghanges verschwand.

Auch um die Hebung eines patriotischen gesammtstaatlichen Bewußtseins im Volk dieser Berge ist der Besitzer des Königsbades nicht ohne schätzbare Verdienste. So verkündete eines Tages der nämliche Künstler durch ein Werk von seiner Hand den auf dem Marktplatz stehenden Bauern, daß auf der Seehöhe des Königsbades „die Schlacht von Lissa" dargestellt werden würde. Man sah zerfetzte Piemontesen in purpurrothem Rauch verschwinden, Köpfe, Arme und Beine über brennenden Schiffen herumfliegen. Dieß Alles würde auch in Wirklichkeit zu sehen sein — so dachten die Meisten. Den dichtgedrängten Zuschauern wurde aber kein anderer Anblick zu Theil, als der eines leidlichen Feuerwerkes. Zum Schluße flog von einem Floße aus ein hölzerner Böller in die Luft, und statt menschlicher Gebeine und Köpfe fielen aus dem Rauche die brennenden Spähne des Geschoßes in den dunkeln See.

Bei mir ist das Mitgefühl an den politischen Schicksalen der engeren Vaterländer nicht in dieser idealen Weise entwickelt und deßhalb stehe ich nicht an, zu behaupten, daß ich derjenigen Seite von Tafner's Thätigkeit mehr Aufmerksamkeit widme, die sich auf seine Küche erstreckt. Aus ihr kommen tagtäglich Mittheilungen von einer Anziehungskraft, deren Recept in weit größeren und anspruchsvolleren Anstalten dieser Art verloren gegangen zu sein scheint.

Ein anderer nicht minder phantasievoller Wirth an diesem Ufer verwerthet seine Laune auf andere, für ihn aber weit weniger vortheilhafte Art. Derselbe hat sich mit seiner Ein-

bildungskraft auf das unfruchtbare Feld der Literatur geworfen und verstärkt die bedauernswerthe Anzahl der vielgeplagten Schriftsteller. Er beschäftigt sich mit einem größeren, der Geschichte Oberösterreichs entnommenen Roman: „Die Räuberhöhle im Saurüssel (ein Wald nordöstlich vom Mondsee) und die Fischerhütte am See". Der größte Theil des Manuscriptes soll, wie ich nach zuverläßigen Angaben weiß, vollendet vorliegen und Kundige wissen nicht genug von den wunderbaren Begebenheiten und den spannenden Verwickelungen dieser Prosa-Dichtung zu erzählen. Ueberraschend soll der Reichthum der auftretenden Gestalten sein: neben Kreuzfahrern und Eremiten erscheinen Bezirksamtmänner und Kaiserjäger. Den Kern der Handlung bildet ein von den Räubern in jenem Walde ausgeführter Mädchenraub, dessen schändlichen Folgen indessen durch die Klugheit eines ehrwürdigen Einsiedlers Einhalt gethan wird. Hoffentlich wird sich in Wels, Linz oder Passau ein Verleger finden, welcher dem aufstrebenden einheimischen Talent mit seinem Fließpapier zu Hülfe kommt.

Ich für meinen Theil habe mich indessen an seinem Herde mehr mit den Gästen beschäftigt, als mit seiner Exposition über den Fortgang der Handlung in diesem Werk. Es ist vor Allem eine bei den Sachsen beliebte Einkehr. Diese haben sich hier festgesiedelt, als sollten sie niemals mehr den Fuß in die Ebenen jenseits des Erzgebirges setzen. Es wird ein großes Jammern werden an dem Tage des Abschiedes, denn es gibt kaum einen der Tapferen, den nicht noch zartere Bande als die der Dankbarkeit für gespendete Gastfreundschaft an diese Gestade knüpften. Nächst dem Nimbus, der überall in den Augen der Schönen Schlachten, Wunden und Uniformen umgibt, haben sie ihre Erfolge vor Allem dem als

wunderbar erfundenen Umstand zu verdanken, daß auch der gemeine Soldat „wie ein Buch“ spricht.

Beim gemächlichen weiteren Durchwandern eines solchen Marktes stößt man auf das eine und das andere Bild, welches die Aufmerksamkeit anregt. In der Pfarrkirche des uralten Benediktinerstiftes, deren Glocken dröhnen, wie die des Domes einer Großstadt, schauen vom Hochaltar fünf theils sitzende, theils liegende Skelette in das Schiff. Man könnte glauben, es werde hier ein Gott verehrt, dem Menschen zum Opfer fallen. Der schöne gothische Bau ist durch die wüste Pracht des Zopfes verunstaltet. Das Benediktinerstift, einst von Utilo, Bojariae duce, gestiftet, ist ein fürstliches Schloß. Ich habe einen dicken Sammelband vor mir, in welchem Chroniken, Documente, Predigten, die sich sämmtlich auf Mondsee beziehen, in lehrreicher Folge vereinigt sind. Man sieht aus einer dieser Abhandlungen die Absicht des Gründers. „Der mehrere Theil Deutschlands, und unter diesem auch das Noricum Ripense, war mit abergläubischen Gebräuchen, so nach dem Heidenthum schmeckten, oder wohl gar mit einer großen Anzahl schwarzer Irrgeister angefüllt, denen die unglückseligen Inwohner als Götter opferten. Die zauberischen Alraunen, welche noch in den Bergklüften verborgen steckten, verursachten größeren Schaden, als die Basilisken, da sie die Seelen nicht minder, als die Leiber unserer Voreltern vergifteten. Nun, dieses Unkraut zu vertilgen u. s. w.“ Eine andere Dissertation bemüht sich zu beweisen, „Mansee sei ein Vollmond in seiner Stiftung, Frommheit und Trübsalen.“ Auch ein lateinisches allegorisches Drama über des Stiftes

Geschichte finde ich darin, in welchem die Voluptas und ein Prädicans Lutheranus die Prügeljungen spielen. Ich könnte viel Seltsames aus dem alten Wust zu Tag fördern, aber ich bin ein Spaziergänger in der umgebenden Welt und habe an alten Historien, die schon irgendwo gedruckt stehen, gar keine Freude. Man schaue dagegen den Blüthenreichthum, den herrlichen Baumgang und den Springbrunnen in dem großen Garten an, der sich jetzt der vermoderten Abtei gegenüber ausdehnt. Ich weiß sogar, daß in die Wand der Kirche irgendwo ein Römerstein eingemauert ist. Zum Unglück für Alterthumsforscher lehnt sich aber gerade an dieser Stelle ein Brodladen an die Kirche und so steckt die wichtige Inschrift hinter Bretterstellagen, auf welchen altbackene Laibe liegen. Herr Mommsen wird ihn schon gefunden und in seinem „Corpus Inscriptionum“ verewigt haben.

Daneben zieht sich ein Weg in leichtem Ansteig nach der Mariahilf-Kapelle hinauf. Dort steht eine große Linde, die in allen Reisehandbüchern genannt wird, weil man in ihrem Schatten eine anmuthige Fernsicht genießt. Der Gaisberg schaut herüber und erinnert daran, daß unser See der nächste Nachbar jener schönsten aller Städte ist, die sich gegen seinen Fuß hin lagert. Mehr berühmt im Volke als die große Linde ist aber die Kapelle. Hunderte von Votivbildern bezeugen es. Das Gnadenbild steht in einigem Zusammenhang mit dem Baderhaus dort hinter dem Schloßgarten, indem es sich aus unbekannten Gründen schon mehrmals in dessen Brunnen auffinden ließ. Der Zudrang der Landbewohner ist ein großer — die Honoratioren des Marktes dagegen besuchen häufiger die unmittelbar daneben stehende gedeckte Kegelbahn.

Einige Schritte weiter am Berge wohnt das Weib, von welchem ich oben erzählt habe. Um sich einige übrige Kreuzer zu verdienen, beschäftigt sie sich mit Rasiren. Ihre Hände riechen nach einer mit Kampher versetzten Mixtur, mit welcher sie täglich die Wundfläche an dem Fußstumpf ihres Sohnes waschen muß. Der arme Mensch sitzt zu Hause im Genuß der fünfzehn Neukreuzer, die ihm das dankbare Reich als seinem Vertheidiger darbietet und über die hinaus er es im Zenith seines Glückssterns vielleicht dereinst bis auf vierundzwanzig Kreuzer bringen kann. Ich rieth ihm, nur ja den Majestäten keine Ruhe zu lassen, so lange sie sich in dem nahen Ischl aufhielten; ja ich sagte ihm ohne rhetorischen Schmuck die Worte, er solle „den Kaiser nur ordentlich anpumpen, denn für ihn habe er ja doch sein Bein verloren.“ Diese unloyalen Bemerkungen schienen ihm aber nicht recht einzuleuchten.

Neben dem Hause haben die Leute eine kleine Muschel- und Tropfsteingrotte eingerichtet, der sie den Namen „Mariahilfquelle“ geben. Jetzt im trockenen Herbst fließt darin kein Wasser, aber auf die Einbildungskraft eines Kindes oder eines schlichten Bauern wirkt das Grottenhäuschen mit den bunten Figuren sicherlich wie eine recht hübsch ausgestattete Krippe. Es zieht sich um den ganzen Hügel eine Weihe, daß die andächtigen Besucher auch an kindischem Spielwerk ihr Genügen finden.

Herunten am See liegen mächtige Stämme und Bretter. Das Geräusch einer Sägmühle in der Nähe verkündet, daß der schiffbare Seespiegel der leidigen Holzindustrie dienstbar sein muß. In der Umgegend ist auch die eigentliche Heimath der oberösterreichischen Holzhändler. Die Bretter werden auf dem See weitergeschafft, an seinem Ostende über die

schmale Landzunge nach dem Attersee, dann auf dessen Ausfluß, der Ager, in die grüne Traun gebracht, mit welcher sie in die große Donau hinabschwimmen. Ein arges Leidwesen dieser Speculanten wurzelt in dem Uebelstande, daß bei der Herstellung des gegenwärtigen Zustandes der Erdrinde die kleine Ache, welche den Mond- und Attersee verbindet, kein tieferes Bett bekommen hat, so daß sie mit Flößen zu befahren wäre. Dann brauchte man die Hölzer nicht mit schweren Kosten über den tiefausgefahrenen Weg der Landzunge zu schleifen. Der alte Fürst Wrede schon, der baierische Marschall, ließ sich die Sache sehr angelegen sein und trachtete darnach, zwischen den beiden Seen eine fahrbare Wasserstraße herzustellen — aber seine Absicht scheiterte an dem selbstsüchtigen Widerstreben der Mühlenbesitzer an jener Ache und am Brodneid der Pferdebesitzer, welche das Holz fahren. Der Freund einer schönen Waldnatur seinerseits wird sich über jenes Hemmniß nicht ärgern und ebenso wenig der nunmehr beabsichtigten Verbindung durch einen für Dampfschiffe fahrbaren Kanal seine Wünsche zuwenden; denn je leichter der Verkehr zu Wasser, desto rücksichtsloser verwüstet man die Forste und leider hat es der Staat noch immer nicht zu Gesetzen gebracht, die dem unverständigen Eigennutz Einzelner die zum Wohle ganzer Geschlechter nothwendigen, bündig zwingenden Beschränkungen auferlegen.

Der Schafberg mit seinem kühn geschwungenen Horn, die auffallendste aller Höhen am Seegestade, ist so recht einer jener Gipfel, bei deren Anblick man sich denken muß: „Da droben möchte ich stehen und in's weite Land hinausschauen!“

Ende Oktober aber steht schon bei solchen Unternehmungen Gefahr auf Verzug — jeder Tag kann hartnäckige Nebel oder gar Schnee bringen und deßhalb däucht es gut, unsere Wanderungen im bequemen Thale ein wenig zu unterbrechen und hinaufzupilgern, so lange vom klaren Himmel noch die Sonne scheint.

Der kalte, frostige Morgen eines dieser schon so kurzen Tage bietet freilich keinen gar zu sehr aufmunternden Anfang eines Marsches, der uns bis in die kühle Höhe von sechstausend Fuß bringen soll. Indessen wandeln wir einmal wohlgemuth das östliche Ufer entlang dem Berge zu, der noch in undeutlicher Dämmerung über die Fluth emporsteigt. Bald erscheint in den Wellen der Glanz des aufgehenden Gestirnes — die niedrigen Strahlen blenden. Der Reif an den Uferweiden fängt an, sich in Tropfen zu lösen, Fische schnalzen im seichten Wasser auf, von der Drachenwand drüben tragen die übereinanderströmenden Luftschichten immer deutlicher das Rauschen ihrer Ache zu uns her. Manchmal steht ein frühfleißiges Mädchen auf einem der Stege, die in's Wasser hineingebaut sind und klopft mit halb erstarrter Hand naße Wäsche — irgend ein mit Kalksteinen beladenes Schiff sucht mit seinem schwerfälligen Segel in den Wallungen der ungleich erwärmten Luft das Ufer zu gewinnen. Dann führt die Straße einen hügeligen Waldsaum entlang; mächtige Buchen und Ahorne stehen am Rand einer überreiften Wiese, die Schritte hallen wieder aus den Gewölben der gedrängten Stämme — von unten schaut der tiefblaue See her, dessen Farbe vom scharfen Wind zu höherer Wirkung aufgewühlt zu werden scheint. Von der Höhe anderer Hügel erscheint der Berg, unser Ziel, in überraschende Nähe gerückt — seine indigofarbenen Abhänge meinst Du schon mit den Händen

greifen zu können. Wie an schönen Morgen des Vorfrühlings oft eine mattblaue Säule durch unser geöffnetes Fenster hereinfällt, die „Sonnenstäubchen", so wallt hier ein breiter Dunststrom von derselben Farbe aus einer der Klüfte in den See herab. Hier wirst du versucht sein, stehen zu bleiben und über diesen Ton im Gedichte der Welt nachzudenken, während ich mich der weniger anregenden Aufgabe unterziehe, in diesen Häusern einen Ueberführer aufzusuchen. Man bittet mich, ein wenig zu warten, die Knechte kommen „gleich". Ich suche mir es also auf mindestens eine halbe Stunde behaglich einzurichten. Auf dem Stubenboden liegen „Kücheln" zum Abkühlen, die gastfreundlich angeboten werden — ein wollkopfiger Knabe schneidet an einem Apfel herum, der mit den Kürbisen, die am Fenster liegen, an Umfang wetteifert und versäumt nicht, die losgetrennten Stücke sich unverzüglich in den stets beschäftigten Mund zu stecken. Ich aber kann die gelben und grünen Kürbise nicht ansehen, ohne daß mir die gute Laune eines Jägers im baierischen Gebirge einfällt. Derselbe wurde von einem norddeutschen Stadtkind, welches noch nie einen Kürbis gesehen hatte, gefragt, was das für Dinger seien, die er vor dem Fenster liegen habe.

— Dös san Gamsoar! antwortete der Jäger, ohne eine Miene zu verziehen.

— I was! Jemseneier!? nich möglich! war die Antwort des Ueberraschten. Nach einigem Hin- und Herreden begann nun ein seltsamer Handel. Das Stadtkind wollte mit aller Gewalt eines der Jemseneier besitzen und wäre es auch das kleinste, der Jäger aber behauptete, die Eier gehörten dem königlichen Aerar, seien alle genau abgezählt und er dürfe bei schwerer Strafe keines davon veräußern. Das Alles reizte den Touristen auf's Aeußerste. Er drängte und

drängte fort und überbot sich in Versprechungen, und so gelang es ihm endlich, eines der Eier gegen das heilige Versprechen, kein Sterbenswörtchen von der Sache verlauten zu lassen, bevor er in seiner Heimath wäre, um eine nicht unbeträchtliche Summe zu erwerben. Wie es mit dem Ausbrüten ging, davon schweigt die Geschichte. — Während ich mich selbst mit der Erinnerung an diese thatsächliche Eulenspiegeliade belustige, kommen die zwei Ueberführer — es bedarf deren wegen des herrschenden Oststurmes mehr als einen. Sie haben ihre Dreschflegel, deren Takt die ganze Zeit über von der Tenne herabgehallt hat, weggelegt und ergreifen das poetischere Ruder. Während Sturzwelle auf Sturzwelle in die Schiffhüte hereinbricht und die beiden sich noch eine Viertelstunde mit der Ausbesserung des Weidengeflechtes beschäftigen, welches die Ruder halten soll, möchten manchem ängstlichen Gemüthe Bedenken aufsteigen. Der Anblick des Schiffes wird ihn kaum trösten. Man stelle sich eine besondere Specialität von „Einbaum" vor, ein Fahrzeug von zwanzig Fuß Länge und kaum anderthalb Fuß Breite, das zwei Handbreiten über das Wasser hervorragt. Endlich gelingt es, dieses wahrhafte Canoe durch den Anprall des Wassers vor die Hütte hinauszuschaffen. Hier wird nun geraume Zeit lavirt, bis die nichts weniger als handwerksmäßigen Schiffer über die Richtung im Klaren sind, welche die Breitseite dieses langen Troges den Wellen gegenüber einzuschlagen hat. „Bald nur der See stat war!" wiederholen sie nach jedem Ruderschlage und ich meinerseits habe gegen diesen Wunsch nichts einzuwenden, denn schon läßt sich mit Sicherheit der Augenblick berechnen, in welchen es den aufspritzenden oder hereinschlagenden Wellen gelungen sein wird, mich auf meinem Brett von oben bis unten zu

durchnässen. Das anstürmende Gewässer aber stellt ein Bild von hinreißender Schönheit dar. Von diesem niederen Standpunkt betrachtet, erscheint die vorhin tiefblaue Fluth jetzt wieder smaragdgrün. Sie ist noch immer wärmer als die Luft des rauhen Herbstmorgens — darum erheben sich lange Dampfsäulen von ihren Wellen. Obenauf aber rollen in unabsehbaren Zügen aus den östlichen Wasserschluchten herausbrechend blendende Schaumstreifen, fast so glänzend als die Wolken, die jetzt vor dem Sturme sich an die Seitenwände des Berges anlegen. Es schäumt, plätschert, pfeift, dröhnt auf dem See. Der Trog wird von einem Wellenthal ins andere geworfen, aber die Drescher steuern wacker. Von den Ufern, die drüben unter den Wänden liegen, ist keine Linie zu erspähen — nur ein tiefblauer Schatten fällt von ihnen in den See — das Uebrige zu sehen, verhindert die Sonne im Glitzern des Schaumsprühens und im tausendfach gebrochenen Abbild in den Wellen. Die grauen Schindeldächer von Schärfling scheinen Metallplatten zu sein in dem niedrigen Licht — jetzt wird der Nachen von der Fluth, durch welche schon der grüngelbe Grund heraufblickt, gegen ihren Strand geworfen — fast wäre er noch an einer kleinen in den See hinausgebauten und mit schweren Steinen beschwerten Hütte, einem Fischbehälter, gescheitert.

Nun ragt das sonnige Horn des Schafberg nicht mehr über grünes Vorland und sich anschmiegende Hügel; gerade aus den schwarzblauen Schatten seiner tieferen Wände dringt es freudevoll empor in die lichtere Welt. So hart am untersten Rand eines Gebirges, an dem noch Kälte und Dunkelheit lagert, zu stehen und sich vorzustellen, daß uns bald der selige Glanz umfließen wird, in welchem ungeahnte Fernen und weite dämmernde Welten mit dem Blick abzumessen

uns vergönnt sein muß — das mag dem gläubigen Vertrauen des Gemüthes gleichen, welches am Eingang in das Thal des Todes nach den Höhen einer glorreichen Verwandlung schaut.

In der Luft dieser späten Tage liegt eine empfindliche Unterscheidung zwischen Sonnenschein und Schatten. Unter den beschatteten Buchen weht Winter von den bereiften Blättern und aus dem weißen Unterholz, die Raben flattern krächzend über noch nicht entlaubte Wipfel; in den Baumschlag des Südabhanges dagegen fällt schon die Sonne warm und duftig, daß die Kronen ein buntes Wirrsal von goldgelben, rothen und grünen Spiegelungen darstellen. Wenn die Vergleichung nur den Zweck plumper und derber Deutlichkeit hat, so könnte man sagen, der beglänzte Bergabhang gleiche einem kostbaren Teppiche Indiens: aber im Großen ist es doch nicht wahr, denn das Treiben der gegliederten Welt, das sich aus Myriaden von Thätigkeiten des Lichtes, des Stoffwechsels, der Wandlung aufbaut, duldet keine herabsetzende Zusammenstellung mit dem leblosen Erzeugniß der Menschenhand.

Da kommt etwas Seltsames in den Schatten herab: eine Gestalt, die durch einen Zauber aus demselben Indien her getragen erscheint, dessen Erinnerung eben durch eine angeregte Fiber unseres Gehirnes zuckte. Eine hagere, braune — ist es ein Mann, ist es ein Weib? Sie trägt einen kunstgerecht verschlungenen weißen Turban, eine hellgrüne Jacke, einen kurzen Weiberrock, der nur wenig über die Knie hinabreicht; die Füße sind dürr und abgemagert und stecken ohne Bekleidung in den Pantoffeln, die klappernd nachgeschleift werden. Sie singt mit schriller Stimme ein Lied, in welchem ich das Wort Jesus unterscheide. Für den Kenner des Landes

ist es augenscheinlich, daß hier eine Verkörperung des einheimischen Kretinenthums — in starker Ausprägung an ihm vorüberwandelt. Es ist nicht unsere letzte Begegnung dieser Art auf unserer Wanderung. Die Leute unten in der Herberge bestätigen es. Sie ist aus der Ischler Gegend und pilgert alle 14 Tage unter frommen Gesängen nach jener Mariahilfkapelle, an welcher die Honorätioren von Mondsee Kegel schieben. Für Geschenke ist sie nicht undankbar, am meisten macht ihr das Anerbieten eines Glases Branntwein Vergnügen. Vor dem Spender eines solchen knieet sie sich nieder und macht über die Flüssigkeit das Zeichen des Kreuzes. Diese Fratze aus dem Traum der Welt ist entschwunden. Vor uns in der Tiefe aber glitzert es — vor dem Kar der Hel hebt sich ein See aus dem Baumdunkel. Es ist ein sonderbares Gewässer, an dem Niemand zum ersten Male vorübergehen wird, ohne sich an die Brüstung zu lehnen, die in seinen feuchten Abgrund niederschaut. Die schwarzgrüne Fluth steckt in waldigen Felshängen gefangen — Landzungen mit gewaltigen Buchen unterbrechen ihr Rund. Hier muß es einen wunderbaren Frühling geben. Der See ist einer von jenen Wesen, denen ein tieferes Auge die Zweideutigkeit der Natur am rascheſten abforscht. Hier ragen die hohen Wipfel, von dem leisen Zittern der Fläche schwankend, verlangend gegen die tiefe Sonne im Wasserabgrund — von dort betrachtet erscheint Dir in den Waldschatten eine tief eingesenkte lichtlose Pfütze. Manche haben seinen Namen mit Krodo, dem lichten Gott des Ruhmes, in Verbindung gebracht. Das ließe sich hören, wenn jemals im Munde der Deutschen von einem solchen Gott die Rede gewesen wäre. Der Gott Krodo ist eine Erfindung dilettantischer Bücher. Wir müssen demnach wohl mit dem „Krötenteich“

vorlieb nehmen. Wanderer indessen überlassen sich, ohne dem Klange und der Bedeutung des Namens nachzuhängen, der beschaulichen Vertiefung in den Gedanken, der unter dieser Gestaltung von Wasser und Wald hervorscheint.

An dem schmalen Rand, welchen der umgebende Wald gegen die Wellen hin freiläßt, grasen Pferde, aus diesem und jenem Dickicht hallen jubelnde Stimmen. Wo der Rasen breiter wird, steht hie und da eine Hütte im Schatten fruchttragender Bäume. Herrlich muß das Blüthenweiß der Obstanger schimmern, wenn an heißen Maitagen die schwarze Fluth regungslos an ihnen schläft. Dann wird auch der Kukuk nicht fehlen, dessen Stimme wie ein wehmüthiger Hohn an das Verschwinden der Herrlichkeit mahnt. Das ist aber Alles jetzt nicht da: dort hängt ein Christus am Ufer, dessen Anblick mit Grausen erfüllt. Der weiße Leib ist mit Blut überlaufen, die Rippen stehen wie ein viereckiger Korb hervor. Herbstblumen, frisch gepflückt, hängen um sein Haupt, das sich kläglich gegen den glasigen Abgrund der Wasser neigt. Ihm gegenüber aber schaut ein Lustschloß in den See: eine weitausgedehnte Blumenterasse trennt seine frisch getünchten Mauern vom dunkeln Wald und vom dunkleren See. Wären das Bild herüben und der Blumengarten drüben zwei lebendige Wesen, sie sähen sich einander über den Abgrund ins Auge. Was sie sich sagen würden, wenn sie redebegabt wären, das können wir nur ahnen — jetzt aber wollen wir ihnen beiden aus dem Wege gehen. Das entsagende Leiden und die weltlustige Freude sind durch den Abgrund der sinnlichen Welt getrennt. Wer aber in ihren Spiegel zu schauen versteht, der sieht sie immerfort beide, einander weit gegenüberstehend, in ihrer unbegreiflichen Tiefe glänzen.

Hinter dem Lustschloß, Hüttenstein genannt, hebt sich der Steig zum Berge, von wohlgepflegtem Walde beschattet. Der Sommerwanderer darf sich Glück wünschen, daß er den Genuß der erwarteten Fernsicht sich hier nicht mit den unzähligen Schweißtropfen erkaufen muß, die im Sonnenbrande auf das Gras kahler Abhänge fallen. Buchen- und Eichendunkel bietet würzige Kühlung. Jetzt freilich erscheint diese, nach dem behaglichen Sonnen am anderen Abhang, wie Winterfrost — doch über manchen Rodungen erquickt uns wieder der unbeschränkte Himmel. An solchen siedelt sich gerne die feinnadelige Lärche an, die im Herbstwind zittert. Noch tönt überall Kuhgeläute; im Gestrüpp zirpt die Grille unverdrossen. Schmetterlinge sind in den Reifnächten noch nicht umgekommen. Solche Lücken im Dunkel der Bäume müssen auch an heißen Tagen willkommen sein — denn sie gestatten dem Auge wieder ein vergnügtes Abmessen der zuwachsenden Höhe, die der Fuß erklommen hat. Schon erblickt es, vom Mondsee durch eine Landenge getrennt, die von oben herab als mit wenigen Schritten überschreitbar erscheint, die glatte Fläche des St. Wolfganger Sees. Dieser ist ein wunderbar anziehendes Gewässer. Wie dort am Rande des Himmels die grünen Matten der Berge blau erscheinen, so ist auch dieses Wasser zwischen seinen hohen Bergen von der Farbe der Luftwölbung überflogen. Nur hie und da, nahe an seinen gewaltigen Uferwänden, zeigt sich eine grasgrüne Spiegelung.

In betrübten Stunden, in welchen der Wellenschlag der Welt hoch geht und den Wanderer die Seekrankheit des Lebens anfällt, ist es möglich, daß sich das Gehirn einen grünen, lautlosen Ort der tiefsten Ruhe ersehnt. In dieser mit dem tiefen Gewässer angefüllten Schlucht hat sich ein solches Verlangen

verwirklicht. Die Beschreiber der Alpen rühmen sie alle, aber Keiner scheint mir ihre wahre Physiognomie erkannt zu haben. Wir werden später unter dem Dache, welches vom öden Ufer heraufblickt, wohnen. Dann wollen wir trachten, uns nichts von dem entgehen zu lassen, was in den lehrreichen Einsamkeiten zu schauen ist.

Ein schöner stiller Ort, von dem aus der Wandernde auf die beiden Seen hinabsehen kann, wird durch eine einfache Bank bezeichnet, welche schon nahe an die Gränze des Waldwuchses gerückt ist. Ihr gegenüber hängt an einer Buche eine Abbildung, welches jetzt eben in einem Schreine geborgen und verschlossen wird. So will es eine in diesen Alpen weit verbreitete Sitte, daß fromme Bilder von den Hirten, welche die oberen Alpen verlassen, mit Brettern, oft auch mit alten Lappen, verhüllt werden, als ob sie gegen die Winterstürme warm eingemacht und geschützt sein sollten. Ich habe das oft auf den Tauernpfaden gesehen und mein Vergnügen an dieser Aeußerung eines naiven Anthropomorphismus gehabt. Andere freilich sagen, es geschehe aus dem Beweggrund einer gewissen Sparsamkeit. Denn in den Bergstürmen verwittert das Holz rasch, aus dem die Bilder geschnitzt sind — in einer bergenden Hülle aber hält es länger aus und die Verpflichtung der Hirten, ein anderes mit Kosten an seine Stelle setzen zu lassen, tritt erst nach einer größeren Reihe von Jahren ein — „man hat länger daran." Der verehrliche Leser mag sich je nach seinen Erfahrungen über die menschliche Natur seine eigene Meinung darüber bilden.

Bei den „Schafbergalpen" hört der Wald und sein Schatten auf. Einzelne Bäume stehen noch hie und da auf der Trift, aber sie können ihr Leben gegen die Stürme der

Höhe nicht mehr vertheidigen. Sie sind alle grau, blattlos, todt. Jetzt passen sie gut zu den verlassenen Hütten. Neben dem Brunnen, an dem sonst die Rinder getränkt werden, will ich ein wenig rasten. Wo der Strahl aus der Röhre tritt, ist ein Brett seitwärts angebracht, welches den Wind hindern soll, das Wasser auf den Boden hinaus zu verwehen. Diese Najade hat eine wahre Bedienten- und Knechtsseele — denn jetzt, wo Niemand mehr eine Leistung von ihr verlangt, schafft sie auch nicht mehr die lebendige Wallung des Strahls zu Tag, sondern begnügt sich mit einem kargen und langweiligen Tröpfeln in den Trog, worin eine graue Pfütze fault. Ich schaue nicht in die tiefe Waldschlucht, die jenseits der Legföhren am Rande dort abfällt, sondern betrachte die Sommerfäden, welche von der Tränke auf das Gras der Matte herübergesponnen worden sind. Es ist Alles so unergründlich ruhig. Ich sage mir mit Julius Hammer:

Doch wie auch im sonnig blauen
Aether sich die Aue brüste,
Ist mir's doch, als ob ich müßte
Immer nach den Fäden schauen.

Denn ich möchte sie vergleichen
Mit den ersten weißen Haaren,
Die vielleicht nach wen'gen Jahren
Mir auch durch die Locken schleichen.

Die Eisfelder des Dachstein und der große Glanz der übergossenen Alpe heitern die Trübsal des Herbstes nicht auf. An solchen Tagen scheint selbst die liebe Sonne wehmüthig — in dem unübersehbaren Flachland, das sich aufthut, wallen graubraune Nebel hin und her und an den

kalten Tauern, die ihren Herrn, den Winter, erwarten, kann sich der Sinn nicht erwärmen. Die Stille im tiefen Wald, das Eisgefunkel der regungslosen Spitzen, die schneeweißen Fäden der Herbstspinne, die ausgestorbenen Hütten, das unmerkliche Tröpfeln der Quelle und der starre, dunkle Himmel quälen Dich mit ihrer drohenden Eintönigkeit. Ich mag nicht mehr länger da rasten, sonst wird mir bang in der Ruhe.

Jetzt muß sich der Fuß — oder vielmehr die Brust, denn ihr gilt die Anstrengung eines jähen Pfades — das eigentliche Horn des Schafberges hinanschleppen. Es geht an mächtigen Abgründen vorüber und die Ferse ermüdet auf zerrissenem Geklipp. Hier wird man geneigt, der Meinung eines Professors beizupflichten, der oben ins Fremdenbuch schrieb, der „Schafberg habe früher Scharfberg" geheißen.*) Der zerbröckelte, ausgewaschene, zersägte „Dachstein-Kalk" bietet eine abscheuliche Basis. Seit ich in der Gegend von Cetinje im Schwarzen Berg herumgelaufen bin, habe ich eine so wehthuende Form dieses Dachstein-Kalkes nicht mehr betreten. Und dazu fällt jetzt noch eine Plage weg — die Sonnenhitze, die in der schönen Jahreszeit von dem steil ansteigenden Kalk zurückgeworfen wird. Da mag man mit Sehnsucht an die großmächtigen Höhlen denken, über deren kühle Gewölbe man hier hinwegschreitet. Kein Reisehandbuch erwähnt sie, denn der Besitzer des Gasthofes oben hat sie erst im Herbste des fünf und sechziger Jahres unter einigen Fährlichkeiten entdeckt. Er ließ sich die äußere Wand entlang über einen furchtbaren Abgrund am Seil hinab. Ihre Wölbungen und Gänge

*) Ich habe wohl nicht nöthig, das als etymologische Spielerei zu bezeichnen. Der Schafberg heißt im Chronicon Lunaelacense Scaffesberg, der „Berg des Scaffo". Die richtigere Schreibart wäre Schaffberg. Vergl. Schaffhausen u. A.

gehen weit in das Innere des Berges. Licht dringt von unbekannten Oeffnungen in die nie betretenen Irrgänge. Wenn einmal Alles zugänglich und dem Entdecker seine Ehre unbestreitbar festgestellt sein wird, werden wir wohl mehr darüber erfahren, als uns einige Aufsätze in Zeitschriften gelehrt haben; bis jetzt herrscht noch ein Mythus über den versteckten Pforten, dessen Lösung den Freunden des Schafbergs weitere Anziehung bieten und ihre große Anzahl noch beträchtlich vermehren kann. In St. Wolfgang zeigt der gefällige Entdecker einen fast vollständigen Plan ihrer Gänge. Sie haben meist schon treffende Namen erhalten. Schöne Tropfsteine, Bohnenerze und Knochen, welche an die Sonne gefördert worden sind, stellen die Ausbeute aus der von Wänden und Abstürzen gehüteten Bergnacht dar.

Die Fenster des Hospizes blenden schon lange unsere Augen. Aber die trügerische Nähe entwickelt sich als verwünschte Entfernung. Der vielgewundene, steinübersä'te Pfad mit seinen Spitzen und Einsenkungen führt langsamer, als es sich Jeder von unten vorstellt, den steilen Gipfel hinan. Indessen — er nimmt ein Ende und wir erreichen das Haus, das sich vor dem Wehen auf dem Gipfel in eine kleine Einsenkung unmittelbar unter ihm versteckt hat. Ueber die Brüstung hinweg welche den Abgrund einfriedet, thut sich das nördliche Land auf — der Attersee, der — auf jeder Karte sind die anderen Seen abzulesen. Ich setze mich auf das Dach, zu welchem eine Treppe führt und schaue in die blauen Gewässer, wie nach dem ewigen Eis.

Der Leser erwartet jetzt mit Recht von mir eine Beschreibung der Fernsicht. Ich kann ihm diese nicht geben. Dinge, welche der Maler nicht mit Farben darstellen kann, vermag der Poet

nicht mit der Feder zu beschreiben. Die Naturbeschreibung im Großen ist eine vielfach beliebte Thätigkeit, die aber jenseits aller Kunstgränzen liegt, und eine solche, welche sich vom Einzelnen, Kleinen aber Bedeutungsvollen entfernt — einem Maler ähnlich, der unabsehbare Stücke Erdrinde auf seine paar Fuß Leinwand bringen wollte — erzeugt eine Ungeheuerlichkeit, aus welcher kein typischer Gedanke mehr durchbricht. Was wollte ich mit allem dem Wasser, Gestein, Eis, Nebel, Wald anfangen? Am meisten vielleicht rege ich vielleicht noch die Einbildungskraft des Fernstehenden an, wenn ich ihm sage, daß ich hier Höhenzüge von Böhmen, Baiern und Kärnthen fast mit einem Blicke überschaue. Wer nicht so viel Phantasie hat, sich das Weitere ungefähr nachzudichten und in allgemeinen Linien vor die Augen zu führen, für den ist auch jedes Wort wohlgemeinter Schilderung verloren. Die Emphase der Reisehandbücher und ihr mit Beiwörtern überladener Enthusiasmus helfen ihm nichts und haben höchstens das Gute, daß sie ihn mit Gewalt dazu treiben, einmal selbst hinaufzukommen.

Es gibt auch eine Marktschreierei des Naturschönen. Die Panoramenschmierer gehören auf die Jahrmärkte. Ruhe und Andacht gebührt der Versenkung in jenes Phänomen, welches man eine Alpenfernsicht nennt. Wort-Gesticulationen und hochaufgeblasene Poesie, die wieder nur in Worten besteht, ersetzen jene tief-innere Deutlichkeit nicht, welche nothwendig wäre, wenn man einen Anderen zum geistigen Schauen der hier verkörperten Ideen heraufheben wollte. Man spricht von den majestätischen, ewigen Bergen, den himmelragenden Säulen und Aehnlichem und vergißt darüber, das Allertrostreichste zu sagen, was Einem auf solch fernblickendem Giebel nur einfallen kann. Diese ungeheueren Massen von Stoff, die allerdings

aus einer Ewigkeit in die andere zu dauern scheinen, waren einmal nicht da und werden einmal nicht mehr da sein — die Flüchtigkeit der Form und das Unwesentliche der Erscheinung predigen hier mit einer Kraft, welche deren jetziger vor Augen liegenden Herrlichkeit entspricht und der Gedanke daran mag sich in manchem Gemüthe bis zum Werthe einer religiösen Handlung verdichten.

Von den leicht zugänglichen oder mit einem Gasthause versehenen Berggipfeln kann man in den deutschen Alpen wohl nur die Hohe Salve bei Wörgl in Tirol in Bezug auf die Schönheit ihrer Rundschau mit dieser Spitze vergleichen. Aber die Vergleichung ist dennoch unzulässig, weil die Gegenstände der Fernsicht, die Vergleichungs-Werthe, ungleich gestaltet erscheinen und sich an verschiedene Geschmacksrichtungen wenden. Das Characteristische und Prächtige der Fernsicht von jenem Tiroler Berge bleibt die unabsehbare Eiskette der nah gerückten Tauern und der ihn gerade im Kreise umgebenden Felsenrücken. Hier aber sind die großen blauen Seespiegel gar schön, wie deren vom Chiemgau bis zum Traunstein wohl ein Dutzend überschaut werden, und Manchen fesselt auch das Gewimmel der Linien und Umrisse im verschwimmenden Hügel- und Flachland. Die Gletscherwelt fällt nicht so sehr ins Auge: ihre glänzendsten Vertreter sind der Dachstein in Steiermark und die übergossene Alp im Pinzgau. Diese gleicht einer großen blendenden, vom Südwind am Horizont heraufgehobenen Wolke.

Heute sehen wir in der kalten Wüste dieser Eislager seltsamer Weise ein Zeichen der Zerstörung auftauchen, welche von dem gegentheiligen Elemente hervorgebracht wird. Von den Rändern des Ankogl-Gletschers hinter der Gastein hebt sich ein grauer Nebel.

Es ist ein umfangreicher Waldbrand, den er andeutet. Diese trockenen Herbsttage sind den Feuern günstig. Die „Almenpflanzer", die, wenn sie von den Alpen abtreiben, das Gestrüpp verbrennen, welches an manchen Stellen den Rasen unterbricht, damit es mit seinem Samen zu Grunde geht und im nächsten Frühling nicht nachwachsen kann, sind es hauptsächlich, welche das Unheil veranlassen. Ich habe voriges Jahr um dieselbe Zeit dieselbe Erscheinung bemerkt. Ich ging bei Nacht durch die enge Felsenstraße des Ampezzaner-Thales. Aus einer der Schluchten des Porphyrgebirges züngelte es in dunkelrothen Flammen, der Rauch sank herab und machte die frische Bergluft zum erstickenden Dunst. Wenn ich Solches des Weiteren schildern sollte, so würde ich abermals verzagt die Feder von mir weisen.

Ich habe die Hohe Salve und den Schafberg zusammengestellt — selbstverständlich zunächst hinsichtlich des Einblickes, welchen sie in die Erscheinungen der Berge bieten. Der bleibt wohl die Hauptsache, aber eine andere Frage gröberen Inhaltes wird von manchem Touristen keineswegs als eine gleichgiltige betrachtet. Wenn er sich seine drei langen Stunden hindurch den Berg hinaufgeschleppt hat, darf er sie auch wohl stellen, ohne unpoetischer Behäbigkeit beinzichtigt werden zu können. Das Gasthaus auf dem Tiroler Berge besteht in einer grauen Hütte, der es sowohl an soliden Nahrungsvorräthen wie an Bequemlichkeit gebricht — hier aber erhebt sich ein großes gemauertes Gebäude, welches eben so gut an einer Heerstraße stehen könnte. Man betrachte zum Beispiel in dem großen Salon, in welchen wir uns vor dem Abendwinde zurückziehen, den dort aufgehängten Speise- und Getränke-Tarif und die stattliche Anzahl gut gearbeiteter Matrazen, die, eben aus den Wohnzimmern herabgeholt,

hier zum winterlichen Verschluß aufgestapelt werden. In dieser nicht unwichtigen Beziehung gleichen sich die beiden nur, wie etwa ein Wirthshaus einer Sennhütte gleicht. Es gibt Viele, welche an einem Sonnenaufgang viel mehr Interesse finden, wenn sie in einem bequemen Bett ausgeschlafen und die wässerigen Seen unten mit größerer Lust betrachten, wenn sie ihren Magen mit einem guten Seidel Grinzinger angefeuchtet haben. Hammelscotelettes und Rostbraten ernähren ihre Blutwelle, welche um das aufnehmende Gehirn spült, besser als ein Mehlschmarren und so läßt sich Mancher herbei, nach Tisch vergnügt auf den Dachstein und seine Eisspitzen hinüberzugähnen, der sonst über die schlechten und theueren Fastenspeisen gewettert hätte. Wir hängen eben gar zu sehr von der Plastik der Stoffe, die Blut und Athmung erzeugen und vielen anderen noch mehr äußerlichen Eindrücken ab. Wem es also einfallen sollte, die Natur so zu sagen mit dem Suppenlöffel essen, das heißt, wochenlang auf einer Bergspitze zu seinem Vergnügen wohnen zu wollen, der kann es im deutschen Gebirge gemächlich nur auf dem Schafberg thun. Er vermag sich dann zu überzeugen, wie sehr die „gedankenlose Freude" an der farbigen Welt hier oben durch das Feuer auf dem Herd des körperlichen Daseins erhöht wird — jenes wohlthuende Feuer, dessen Brennstoff Küche und Keller des Schafberg-Hospizes in Menge aufbewahrt.

Die Ermüdeten, welche hier oben zum Fenster hinaus nach Höhen und Tiefen schauen, werden aufhören, sich auf ihre Anstrengungen allzuviel zu gut zu thun, wenn sie zwei der Männer betrachten, welche eben vor dem Hause stehen. Beide sind dazu bestimmt, den Winter über dieses Haus zu hüten, nicht gegen Diebstahl, den ihr Herr nicht besorgt, wohl aber gegen Beschädigungen, die aus Muthwillen oder Neid hervorgehen.

Da führen sie ein hartes und trübseliges Leben. Erkranken dürfen sie nicht, denn es kann die Unmöglichkeit eintreten, über die Schneewehen und Glatteishänge hinweg Hilfe zu suchen oder zu bringen. So können sie, wenn der Nebel den Berg umlagert, wie verschollen hier hausen und hören keines Menschen Stimme bis das Brausen der Bergstürme sie erlöst. Es hat sich vor noch nicht langer Zeit der Fall ereignet, daß die Hüter während einer grimmigen Zeit heroben beinahe verkommen wären. Endlich bemerkten die Leute im „Batzenhäusl", das unten am Krottensee liegt und aus dessen Fenstern man gerade auf die Spitze des Horns schauen kann, ihre verzweifelten Bewegungen. Ich habe auch erzählen hören, daß sie einmal durch lautes Schreien und Rufen in die Tiefe hinab die rettenden Menschen herbeizogen — aber das ist schwer zu glauben, denn die Schallwelle dringt nicht weit hinab in die dichteren Luftlager. In neuester Zeit hat übrigens der wackere Besitzer des Hospizes, welchem ein Gasthaus in St. Wolfgang gehört, die verständige Einrichtung eines optischen Telegraphen getroffen. Eiserne Arme und Hebel, die auf einer Steinsäule nahe beim Hause angebracht sind, können zwei und dreißig Signale geben, deren genaue Abbildung in einem Buche vorliegt.

Mit diesen Signalen befiehlt der Herr im Sommer den Seinigen, welche Lebensmittel oder Getränke sie ihm aus dem Thale hinaufbringen sollen. Im Winter bezeichnet jede Veränderung an der Stellung der eisernen Arme einen Hilfschrei der Hüter.

Indessen ist es doch möglich, daß Einen ein fröstelndes Gefühl überkommt, wenn er die Zwei anschaut, die zu solchen Entbehrungen und Nöthen vorausbestimmt sind. Und doch könnten sie — wenn ihnen Sinn und Rede nicht

dazu mangelten — von wunderbaren, märchenhaften Schaustücken erzählen. Sie könnten uns darstellen, wie das funkelnde Nebelmeer aussieht, in welches die Wintersonne hineinscheint. In diesem Nebelmeer wandeln wir unten — es sind eiskalte, trübe, hoffnungslose Tage — sie aber stehen oben im glorreichen Sonnenschein und sehen nur die eisflammenden Giebel aus der Nebel-Brandung ragen — unter sich ein unendliches, wallendes, unbegreifliches Meer; denn auf ihm zieht kein Segel hin, es hat keine Ufer, nur grell scheinende Säulen ragen daraus hervor. Auch wüßten sie zu sagen, wie es ihnen geschienen hat, wenn die Sonne, ein ungeheuerlicher rother Ballen über dem schneebedeckten Flachland hinabsinkt und die letzten Lichter von den Eiskrystallen der Ebene zu denen der unbetretenen Spitzen hinauf fliehen. So könnten sie uns manches Bild schenken, welches unser Gefühl aus der Einkerkerung des persönlichen Wollens hinweg versetzte in das reine Anschauen der verklärten Natur-Idee — aber sie sitzen bei der Oellampe im dunstigen, überheizten Stübchen und stützen schweigend den Kopf auf die Hand oder ruhen mürrisch auf ihrem Strohsack. Es gilt eben auch hier jener Gegensatz von Sein und Anschauen, von welchem Göthe sagt:

Was im Leben uns verdrießt,
Man im Bilde gern genießt.

In der ersten Dezemberwoche 1866 ging an den Ufern der Seen das Gerücht, einer der beiden Wächter, welche das Schafberg-Hotel im Winter zu hüten haben, sei auf der eisigen Höhe hilflos gestorben. Man wollte von St. Gilgen am Wolf-

gang-See aus mit dem Fernrohre eine schwarze Fahne bemerkt haben, welche der Ueberlebende aus dem halb verschneiten Hause hängen ließ. Andere bestritten die Unglückskunde, behaupteten, der Telegraph wisse nach wie vor nur vom Wohlergehen der zwei Männer zu berichten, welche überdieß gar nicht einmal eine schwarze Fahne oben zu ihrer Verfügung hätten. Diesen wurde entgegengehalten, daß man mit dem Fernrohre beobachtet habe, wie der Ueberlebende den Todten vor dem Hause im Schnee verscharrt habe. Niemand konnte sich die Widersprüche zusammenreimen. Berg und Thal waren von Schneemassen bedeckt, wie sie um diese Jahreszeit nur selten gesehen werden. Klafterliefe Verwehungen überlagerten nicht nur die Unebenheiten der Hügel, auch auf ebenem Boden in der Niederung vermochte man die vorzeitige Mächtigkeit des frostigen Niederschlages in einer Tiefe von mehreren Fußen anzustaunen. Ein Hinaufdringen bis zur Höhe des Schafberg-Gipfels konnte sonach für ein mühseliges Unternehmen gelten, ja es erschien Manchen, als davon obenhin gesprochen wurde, als ein Ding der baren Unmöglichkeit.

Indessen die Sonne des fünften Dezember sank in unsäglicher Pracht. Eine frostklare Nacht lag über dem stillen Mondsee und mit dem Emporrücken der Gestirne am nebellosen Himmel mehrte sich in drei Personen, welche an seinem Gestade hingingen, die Zuversicht, daß ihr stillgehegter Vorsatz, sich von dort oben die winterliche Welt anzuschauen, in Wirklichkeit übergehen und gelingen möge. Die Schauergeschichte von Freund Hain, der ja die frostige Wanderung trotz seiner spindeldürren Knochen auch nicht gescheut haben sollte, war allerdings vielleicht der Keim, aus dem ihr Vorhaben herauswuchs. Doch würde ich allen dreien Unrecht

thun, wenn ich nicht hinzufügen wollte, daß sie wohl mehr noch von der Herrlichkeit hingezogen wurden, deren Anblick ihnen dort die Sonne und das mit Frostkrystallen bedeckte Alpenland zu verheißen schien.

So brachen denn der kaiserliche Forstgehilfe Ritter von Enderes, eine Dame, deren Muth hinreicht, um den sonnigen Giebel des schneebedeckten Giebels zu erklimmen, der sie aber verläßt, wenn sie ihren Namen im rasch vorüberwandelnden Strahl einer Touristen-Sommität glänzen lassen soll, und der Verfasser dieses Buches am finsteren Morgen des kommenden Tages wohlgemuth auf. Himmel und See funkelten von unzähligen Sternen. Der Orion, dessen unterstes Dreieck schon unter den westlichen Hügeln verschwand, erschien in der vergrößernden Zitterbewegung der finsteren Fluth als eine Kette blitzender Monde. Noch regte sich nichts Lebendiges — nur eine Leiche, welche auf einem Schlitten uns langsam entgegen kam und hinter welcher andächtiges Volk murmelte, erinnerte in der trägen Finsterniß an das Heraufrücken des Tages.

Und er kam — das Goldgrau der kurzen Dämmerung voran. Als wir das Ueberführerhaus betraten, um nach einem Einbaum zu fragen, der uns über die östliche Einbuchtung des Sees an den Fuß des Berges zu tragen hatte, brannte schon ein Talglicht auf dem Tische, einer der Hausgenossen nach dem andern trat gähnend in die übelriechende Stube und ein Kind spielte mit den Aepfeln, welche ihm am vergangenen Abend der Nikolaus „eingeworfen.“ Mit dem frostigen Morgenwind kam der dumpfe Ton der großen Mondseer-Glocke über die Wellen daher, deren Kämme bereits das Licht des dämmernden Ostens wiederstrahlten. Das heraufkommende Gestirn selbst und der Berggipfel, zu wel-

chem wir, an seinen tief verschneiten Hängen hinan, mit wechselnden Empfindungen emporschauten, verschwanden jedoch bald in Nebeln. Diese dämpften, wie ein Milchglas, den Glanz des röthlichen Gestirnes und der von ihm beschienenen Höhenkämme, daß sie schwächlich glommen, wie erlöschende Kohlen im Qualm. Doch für uns galt es jetzt mehr nach den Füßen schauen, als nach der Scheitellinie. Die beflügelte Einbildungskraft mußte für eine Weile hinter der trockenen Erwägung zurücktreten, daß Schneereifen an dieselben angebunden werden mußten, wenn nicht das von verschiedenen Seiten uns zugerufene Orakel, daß man morgen schon suchen gehen und uns ausschaufeln würde, zur ernüchternden Wahrheit werden sollte.

Die Schneereifen kamen, nachdem wir zwei Stunden lang dem Stöhnen des Südwindes, der über den kalten Nebeln um die Berggipfel raste, zugehört und das verwunderte Kopfschütteln der Bauern betrachtet hatten. Der Besitzer der bescheidenen Herberge zum „Batzenhäusl" folgte unserer Aufforderung, als Träger sich uns anzuschließen in der heimlichen Zuversicht, daß uns schon auf dem ersten Drittel des Weges Athem und Geduld verlassen und er selbst Abends wieder den Penaten seinen Knaster entgegen dampfen würde.

Der „Sunnwind" (Südwind), welcher erlösend über die Frostdecken der Höhen dahinging, senkte sich weiter und weiter gegen die tieferen Hänge. Im Bergwald, durch dessen Schneewehen wir uns mit den runden, radähnlichen Reifen watend hindurcharbeiteten, schwirrte und surrte es vom Fallen des Schnees, der im warmen Hauch feucht geworden, sein Gleichgewicht verlor und allenthalben von den Aesten niederrieselte. Viele von diesen sind von den daraufgewehten

Flocken schwer gedrückt worden und am Fuße mancher Stämme sieht man sie zerschlitzt liegen, noch halb versteckt von der Last, welche sie geknickt hat.

Ueberall kreuzen Spuren von Hasen, Füchsen und Rehen die vom Menschenfuß unberührte Schneekruste. Sie führen alle zusammen thalab, wo das kärgliche Futter mit weniger Mühe erreicht wird. Es ist eine harte Zeit für das Bergwild — Füchse ausgenommen, welche das langbeinige ermattete Reh, das in den Schnee einsinkt, unbehindert einholen.

Wenn ein fünfstündiges Herumsteigen im Schnee, nach je einigen Schritten durch Einbrechen, oft bis an die Hüften, unterbrochen, den ganz enthusiastischen Wanderer ermüdet und herabstimmt, so kann dessen Schilderung beim Leser nur das verwandte Gefühl der Langweile anregen. Ich fliege also über die Fußstapfen und Schneegruben, mit welchen manchmal die ganze Länge unserer Körper Bekanntschaft machte, hinweg und bin schon in jener Nähe des Gasthauses angelangt, welche uns hinlänglich dünkte, um durch Jauchzen die Inwohner herauszulocken. Der Mann, welcher endlich vor die Thüre tritt, begnügt sich, unsere Jodler mit Hutschwenken zu erwiedern, weil er — wie sich später herausstellt — uns der anrüchigen Zunft der „Wildpratschützen" zuzählt.

Noch eine gute Strecke heißt es über die Schneewehen hinklettern, welche die „Schneid" überlagern, die links in gewaltige Abgründe abfällt. Aber auch der Boden rechts unter uns vermag den Kopf unsicher zu machen. Der darüber hingehäufte Schnee hat alle Unebenheiten, Steine, Legföhren zugedeckt und stellt ein steil abfallendes Dach dar. Die Gestalt der Bergspitze ist eine andere geworden. Es wird gut sein, wenn wir da sorgsam auf den Tritt unserer Füße achten.

In den Pausen, welche uns der jähe Grat abnöthigt, schauen wir in die weite Welt hinaus. Der Westen lodert wie in einem ungeheueren Brande — aber sein glänzendster Feuerstreifen ist keine Wolke, sondern der große Chiemsee. Von allen Gipfeln schimmert es rosig hinaus. Die erhabenen Eisfelder der Gletscher haben jetzt nichts mehr voraus vor der waldigen Kuppe. Sie liegen alle, alle unter tiefem Schnee. Wenn der Strahl des Gestirnes sich abwendet, stellen sich nur mehr zwei Farben unseren Augen dar: weiß und schwarz. Die Wälder sind schwarz, die Thäler sind schwarz, die Seen gleichen Tümpeln von Tinte; das bunte Gemälde des Sommers ist dahin — und statt seiner suchen wir eine Zeichnung in den Farben einer deutlichen Photographie, eine Stereoskopen-Ansicht, oder, besser noch, eine schwarz-weiß angetünchte Reliefkarte.

Doch wir haben keine Zeit mehr zu ästhetischen Parallelen; es wird dunkel und der laue Föhn ras't, daß er das Geschrei der Krähenheerde übertönt, die unsern Hund am Rande des Abgrundes umkreis't und ihn durch Flügelschläge hinabzustoßen trachtet. Doch er kümmert sich so wenig um das hungerige Gesindel wie wir und eilt mit freudigem Bellen dem Maierbauern-Hans zu, der uns jetzt endlich grüßend entgegenkommt. Er ist derjenige von den Beiden, welcher gestorben sein sollte. Aber man braucht die von Gesundheit strotzende Gestalt nur anzusehen, um zu der Meinung zu kommen, daß der Mann noch eine erkleckliche Anzahl Lustra auszuhalten bestimmt ist, auch wenn sich das Sprichwort, daß der Todtgesagte lang lebt, nicht bewahrheiten sollte.

Der Wackere lacht nicht wenig über die düstere Legende, die wir ihm aus dem Thale heraufbringen. Ein klein wenig

etwas war aber doch an der schwarzen Fahne, nämlich das Schwarze. Die von den Ufern des Wolfganger Sees aus sichtbare grauschwarze Wand des Hauses war von hingewehtem Schnee bedeckt gewesen; Südwind und Sonne leckten einen breiten Streifen daraus los, der dort unten einer tief herabhängenden schwarzen Fahne gleichen konnte. Dieses war die erfreuliche Lösung des Räthsels. Beide Wächter belustigten sich über die schwarzseherische Redseligkeit der biederen Bergbewohner und hätten vielleicht sogar einen gewissen Stolz auf ihre erhabenen Persönlichkeiten sich angeeignet, wenn sie gewußt hätten, daß in denselben Stunden, in welchen wir uns unterhielten, die grause Jammergeschichte zu Wien bereits gedruckt ausgegeben wurde. Sie erschien an demselbigen Abende, an welchem wir uns oben an den Gesprächen des Maierbauern-Hans ergötzten, in dem schwungvollen Artikel einer Local-Correspondenz.

Das Winterleben der Beiden ist ein seltsam einsames und sie freuen sich der unverhofften Gesellschaft unendlich. Der Maierbauern-Hans insbesondere wird nicht satt zu hören, noch weniger aber selbst zu sprechen.

Die Bücher, welche er auf dem Tisch liegen hat (ein Band von Castelli's Werken und Aristophanes in der Uebersetzung von Seeger), können ihn morgen wieder trösten und das harte Holz, aus dem er Stiefelzieher schnitzt, morgen seine Hände wieder beschäftigen — heute erzählt er den Gästen vom Schafberg. Dabei raucht er seinen mit dem „Schaba'-Kraute" *) versetzten Tabak und schenkt uns fleißig von einem Liqueur ein, den er selbst angesetzt hat und „Vanille" nennt, von den Blättern und Blüthen der „Alm-Dolderln". **)

*) Achillea Clavennae.

**) Nigritella angustifolia.

Den eigentlichen Gegenstand des Gespräches bilden, wie man sich leicht vorstellen kann, Wind und Wetter. Daß derjenige, welcher sich hier oben einen Winter lang aufhält, in beiden hartgesotten wird, versteht sich. Wenn er uns dennoch erzählt, daß er neulich in einem Schneewehen auf dem „Schneidrücken" beinahe zu Grunde gegangen, so dürfen wir annehmen, daß uns in besagtem Sturme Hören und Sehen vergangen wäre. Den Rücken des „Hengst", über welchen herüber er von Zeit zu Zeit das Wasser tragen muß, und den er „Schritt für Schritt" überschreitet, passiren wir — wenigstens ich — nicht und wenn uns drüben die Eimer für das Wasser mit Zechinen angefüllt würden.

Seine Schilderungen der umgebenden Natur weiß er durch bukolische Anekdoten aus dem Leben zu würzen. So erinnert ihn der Anblick unseres Hundes an eine Episode aus der Erziehung seines eigenen. Dieses Thier hatte die Neigung, die auf dem Berge weidenden Schafe durch Bellen und Beißen zu beunruhigen. Die herkömmlichen Prügel fruchteten nichts, bis es dem Hans gelang, ein Mittel zu ersinnen, das gründlich abhalf. Er band den ungezogenen Hund fest an die Hörner eines Widders. Dieser sprengte mit der ungewohnten Bürde scheu davon über Geröll und Felsen, daß der mitgeschleifte Hund bald mit dem Rücken, bald mit den Füßen nach oben schaute. Als er wieder losgebunden wurde, war er von seiner Vorliebe, die wolletragenden Vierfüßer zu necken, für immer geheilt.

Manchmal verläßt er uns und geht vor das Haus, um aus dem Freien seinen frischen Gesang erschallen zu lassen. Wir folgen ihm und hätten dabei die schönste Gelegenheit, allerlei Lyrismen nachzuhängen, deren Grundton von der sternenhellen Nacht angeregt wird, die über die unendlichen

Schneewüsten schaut. Ferne Berge Kärnthens und der Steiermark ragen auf im fahlen Schein — gegen Norden, gegen das Böhmerland hin lagern sie undurchdringlich. Es ist eben und platt dort draußen.

Plötzlich lodert ein greller Glanz — er unterbricht die Nachtgedanken, mit welchen wir nach der Heimath Zizka's schauen. Hans hat eine schwarze Kugel angezündet, welche bengalisches Licht ausstrahlt. Wir, das Haus und die Schneehügel um uns sind für einige Augenblicke von gelben Blitzen umwoben, dann verlöscht die Gluth prasselnd im Wasser, das der laue Südwind von der Schneedecke löst. In prosaischer Regung schauen wir nach dem Thermometer: es zeigt sechs Grade über den Eispunkt nach Réaumur. Nun stehen wir wieder im Tosen des warmen Windes von der einsamen Nacht überdeckt da — und lassen uns vor dem Hause auf- und abwandelnd von noch anderem Tosen erzählen, welches im Juni- und Juli-Monat die erregte Luft heraufgetragen hat. Hier, gerade unter der Spitze, in einer Mulde, welche die Schallwellen zu fangen vermag, hörte man den Geschützdonner an den Tagen von Nachod, Skalitz und Königgrätz. Es ist weit bis dorthinaus in jene Ebenen — aber das Rasen der Schlachten drang herauf auf die weitschauende Warte. Der Schall zittert weit fort in den hohen Lüften — vernimmt man doch auch hier oben das harmlosere Geräusch des Aufsetzens eines einzigen „Stockes", wenn sich die Männer des Wolfgang-Sees mit Eisschießen belustigen.

„So viel Sterne jetzt oben am Himmel stehen," sagte der Hans in verzeihlicher Uebertreibung, „schier so viel Feuer magst Du von da auf den Bergen schauen in der Sonnwendnacht. Da ist's eine andere Luft als jetzt!"

Der gute Hans hatte wohl Recht. Ich dachte aber an die Heerden von Maulthiertreibern und Naturbewunderern, welche dort mit den Glühwürmern um den Berg schwärmen, und fühlte mich freier in der gewaltigen Stille dieser Nacht, in welcher kein anderes Licht über dem Giebel flackert, als das Zittern der Sterne und die Sonne sich tief unter uns ihrem anderen Wendetage, dem Jul, nähert. „So viel Sterne jetzt oben am Himmel stehen, dachte ich mir, schier so viel Lichter und leuchtende Kinderaugen glänzen bald in der Weihnacht dort unten auf dem Rund der Erde. Wollen wir die Hoffnung des werdenden Lichtes feiern, des wachsenden, des Lichtes, welches die Erstarrung lösen wird."

— Die Kugel, fuhr Hans fort, die vorhin das Feuer von sich gegeben hat, war eigentlich da, um die Höhle im Berg drinnen zu erleuchten. Ich bin gar viele der Gänge durchgekrochen, Wände auf Wände ab und sage, die fremden Herren werden große Augen machen, wenn sie erst einmal bequem hinabsteigen können. Da kann man Stunden weit im Berg herumlaufen und weit drinnen gar eine Kammer sehen, in der einmal Bären und andere wilde Thiere gehaust haben.

Er wäre noch lange fortgefahren mit der Schilderung dieser annoch versteckten Herrlichkeiten, aber ich hatte keine Lust, mich um die Schlupfwinkel der arktischen Bären aus der Eiszeit zu kümmern, sondern fragte ihn, ob er wohl hie und da von seiner Wohnung aus im Winter Menschen- oder Thierspuren bemerke.

— Wildschützen, entgegnete er, sehe ich öfter. Erst neulich sind vier gegen die Burgauer Berg' zu gegangen, die mit einander einen weißen Hasen geschossen haben.

Es schien mir aber, als ob der gute Hans mehr wüßte, als die Geschichte vom Hasen und als er mir unbescheidenem Frager offenbaren wollte. Die geladene Doppelflinte über seinem Bett und das Blinzeln des kaiserlichen Forstgehilfen waren bedeutungsvolle Anzeichen. Er änderte bald das Thema, erzählte von dem altbackenen Brod, das sie wärmen und rösten müßten, wenn sie es genießen wollten, von ihrem ansehnlichen Schmalzvorrath und der angenehmen Hoffnung, an Weihnachten ein frisches „Geselchtes" zu bekommen — von seinem Igel, der eben im Winterschlafe liege und von den Blitzstrahlen, die bei sommerlichen Gewittern dem hohen Hause ihre jähen und polternden Besuche abstatten, wobei sie nicht immer die Hausthüre zu ihrem Aus- und Eingang wählen. Unter solchen Gesprächen hatten wir, auf dem härteren Schnee dahinschreitend, die Signalstange mit ihren zwei eisernen Armen erreicht.

— So lang die zwei Arme, sagte Hans, herabhängen, so lang weiß unser Herr in St. Wolfgang, daß uns nichts fehlt. Recken sie sich aber in die Höhe, so bitten sie um Hilfe — denn dann geht's uns schlecht.

Die Arme hingen schlaff herab. Sie erinnerten uns an die Folgen der überstandenen Beschwerden und ihr Heilmittel, das Bett. Hans wünschte uns gute Nacht und salutirte, als wir im Glanze des nächsten Morgen hinabstiegen, unsern Heimgang mit Pistolenschüssen, die weithin in den Schluchten gröhlend uns fast ein wehmüthiges Lebewohl nachriefen.

Wir brechen jetzt auf und suchen das bequeme Thal zu gewinnen. Schon steht der Mond, noch bleich, am sonnigen Himmel, aber der Abendduft regt sich in den Thälern und das erste Gefühl beim Hinabsteigen ist, als ob wir allmählich in einem Meer von blauer Farbe versänken. Manchmal begegnet uns ein Maulthier, das einen Reisenden trägt, der noch zum obligaten Sonnenuntergang rechtkommen will, einen kräftigen jungen Mann, der besser thäte, den Sonnenuntergang aufzusuchen, ohne ein schwitzendes, keuchendes Thier unter sich zu haben. Aber die körperliche Anstrengung ist ihm zu groß und in den Wiener Salons ist für den Touristen, welcher das Salzkammergut gesehen haben will, ein Sonnen-Auf- oder Untergehen vom Schafberg-Hotel aus betrachtet de rigueur. Es scheint mir, als ob man vor dem Ho! und Hü! der neben herlaufenden Führer zu keinem ungestörten Genusse kommen könne.

Auf der Bank vor dem umhüllten Heiligenbild, die uns vorhin so willkommen war, liegen die rothen Strahlen des untergehenden Gestirns. Haufen von Mücken tanzen stumm zu diesem Licht, undeutlich piept manchmal ein Vogel in den Laubwaldschichten, die großen Seespiegel verdämmern. Wir erreichen endlich den Krottensee wieder — jetzt aber zieht sich, von den gekräuselten Wellen in die Tiefe gezerrt, eine unendlich lange Säule Mondlicht in seine Finsterniß hinein. Sterne ruhen eine Weile auf Felsenzacken — ich aber ruhe die müden Glieder ein wenig in einem Wirthshause aus, das gerade am Kegel der Drachenwand steht. Eine ungeheuere Linde am Strande rauscht wie Wellen. Drinnen brennt eine Oellampe, die Menschen schnarchen auf den Bänken und nur ein bleiches Kind, in dem der Tod lauert, schreit in seinen Schmerzen aus der Wiege.

Jetzt glänzt über der Drachenwand ein stiller Planet. Zu anderer Zeit hätte der Vorübergehende hier von einem anderen Gestirne ein Schaustück sehen können, vor welchem er in höchster Verwunderung stehen geblieben wäre. Der Leser, mein treuer Begleiter, erinnert sich des „Kamins“ in dieser Wand, jener röhrenartigen Höhlung im Kalk, durch welche die Dämonen jagen. Die Sonne, wenn sie sich auf einem gewissen Meridian bewegt, kommt mit ihrer Scheibe gerade vor die Mündung des Kamins. Dieses geschieht am zweiten, dritten April Nachmittags und in den Nachmittagsstunden der ersten Octobertage. Dann brennt ein unermeßlich glanzvoller Diamant aus dem dunkeln Gestein, die Strahlen, aus der Röhre hervorbrechend, zerstreuen sich in Bündeln in die Bergschatten und auf den See. Unbegreifliche Farbenwirkungen werden geschaffen: die Wolken, welche über die Kante der Wand hinziehen, erscheinen nicht in den Farben des Prismas, sondern roth, gelb, blau, wieder gelb, im regellosen Wirrwarr der gedämpften und abgelenkten Lichter. Im Steingebirge am Attersee wird eine ähnliche Erscheinung, wenn auch mehr verblaßt, bewundert. Zu viel gesagt ist es nicht, wenn man behauptet, daß dieser Anblick eine Reise nach dem Mondsee lohnen würde. Leider aber handelt das Räderwerk der himmlischen Mechanik gar nicht nach den Regeln der Zuvorkommenheit gegen die löbliche Touristenwelt, denn beide Aufführungen fallen in eine Zeit, in welcher man die Natur noch nicht oder nicht mehr zu bewundern pflegt.

Eines Abends befand ich mich in der erwähnten Herberge am Fuße der Drachenwand. Ein „Wurzgräber“ saß neben mir und schlug mir die Karten, deren Figuren, von Schmutz bedeckt, nur mehr seinen Augen erkenntlich waren.

So oft das Licht geputzt wurde, überfluthete der Mond das Gemach mit seinem gelbgrünen Schimmer. Nachdem ich die herkömmlichen Prophezeiungen über die Erbschaft, die „in's Haus steht", über die große Reise, die ich demnächst antreten würde und über den großen Herrn, der mir wohl will, angehört, auch der Wurzgräber immer mehr und mehr in eine heitere Branntweinlaune gerathen war, vertraute er mir flüsternd an, daß er sich zu einem Manne begeben wolle, der draußen in Seeham am Trum-See wohnt. Wenn ihm der seine Bitte erfüllte, sagte er zu wiederholten Malen, so sei er aller Noth überhoben und brauche keine Wurzeln mehr zu sammeln. Ich betrachtete den an hundert Stellen zerrissenen weißen Kittel und die tiefen Furchen im grauen Gesicht und wünschte von Herzen, daß ihm sein Anliegen gelingen möge. Die erwartete Hilfe stellte ich mir unter allerlei Gestaltungen vor, die wirkliche aber hatte ich nicht errathen. Der Wurzgräber wollte bei dem Schmied von Seeham Unterricht in einer Kunst nehmen, welche viel Geld einträgt — im „Wenden". Das Wenden besteht darin, daß man einen Kranken auf besondere Weise mit den Fingerspitzen berührt und ihn anbläst, worauf er gesundet. Es wird an ein Fluidum geglaubt, welches kräftigend auf den siechen Körper übergeht. Da man dieses Fluidum für eine besondere Kraft hält, so wunderte ich mich, wie mein Gesellschafter glauben mochte, diese durch Erlernen erwerben zu können. Er klärte mich dahin auf, daß er sie besitze, daß es aber damit allein nicht gethan sei, indem man auch verschiedene Sprüche wissen müsse, welche der Heilkünstler während des „Wendens" still vor sich hin murmeln soll. Die Kraft oder die Anlage zur Kunst habe er — das bewies sich durch den Umstand, daß er früher das „Wurmtödten" ausüben konnte. Den „Wurm"

nennt man eine Beinhaut-Entzündung am Nagel und dieser Wurm starb von seiner Berührung, bis vor kurzer Zeit eine Zigeunerin, die von ihm beschimpft worden war, ihn verwünschte, so daß er unfähig gemacht wurde, das Wurmtödten nach wie vor zu betreiben. Ich lachte ihn aus und hielt ihm eine Geschichte vor, welche ich aus guter Quelle wußte.

Eine Bäuerin hatte sich aufgemacht, um bei demselben Manne, nach dessen Weisheit der Wurzgräber dürstete, ihr Heil zu suchen. Der Weg war weit und die Nacht brach herein, ehe das Weib sein Dorf erreichte. Sie fürchtete sich und beschloß endlich, den weiteren Gang auf den nächsten Morgen zu verschieben und in einem Bauernhause, welches am Wege lag, um Beherbergung über die Nacht zu bitten. Man nahm sie freundlich auf. Während des Abends wandte sich die Rede auf den Zweck ihrer Reise, den sie unverhohlen angab. Der Bauer bemerkte ihr, es sei gar nicht nothwendig, daß sie ihren Weg fortsetze, denn auch er verstehe das Wenden. Die Bäuerin war das zufrieden und dieser versuchte an ihr dasselbe Blasen und Murmeln, wovon er schon viele hundert Mal hatte sprechen hören und wovon er überzeugt war, daß es eitel Thorheit sei. Aber er hatte Mitleid mit der Frau und wollte ihr den unnützen Weg ersparen. Nach einigen Wochen kam ein Brief, in welchem sie sich auf das Wärmste für ihre gänzliche Wiederherstellung bedankte.

Diese Geschichte erzählte ich meinem Mann, um ihm zu beweisen, daß es nicht nothwendig sei, Unterricht in diesem Zauber zu nehmen, daß ihn vielmehr Jeder nach Gutdünken auszuüben vermöge. Aber er wollte sich nicht überführen lassen und wurde sogar ein wenig unwirsch.

Nach einer Weile kam das Gespräch auf andere Dinge, besonders auf die Schlechtigkeit der Menschen, über welche der Mann mit dem zerrissenen Kittel sich bitter ausließ. Er selbst war durch den Undank seiner Kinder genöthigt, in alten Tagen mühsam ein saures Brod zu erwerben. Das ist eine alltägliche Geschichte, welche zu häufig vorkommt, als daß sie die Aufmerksamkeit derjenigen zu erregen verdiente, welche diese meine Mittheilungen lesen. Doch einen ganz eigenthümlichen Zug schnöder Gesinnung, den er mir beschrieb, will ich der Seltenheit halber angeben.

In der Entfernung von einigen Meilen steht ein Schloß, von dessen Herr und Frau es in der ganzen Gegend bekannt ist, daß sie in ehelichem Unfrieden leben. Auf demselben Schloße verbringt ein Greis von achtzig Jahren seine Tage, ein alter Jäger, welchem die Besitzer für seine lange Dienstzeit das Gnadenbrod gewähren.

— Der Jäger, sagte mein Wurzgräber, ist der schlechteste Kerl, auf den die Sonne scheint.

Ich fragte verwundert nach dem Grund eines so übermäßig harten Urtheils.

Der Bescheid, welchen ich erhielt, war in wenigen Worten folgender: Besagter Jäger ist der einzige Mensch, welcher zwei „Kräuteln“ kennt, die einem Ehepaar ungestörte Eintracht und häusliches Glück verschaffen, wenn sie von ihm gemeinschaftlich verspeist werden. Er kennt die Kräuter, sagt sie aber Niemanden. Die Dankbarkeit hätte den Menschen verpflichten sollen, zu der Frau hinzugehen und ihr Kenntniß von den Kräutern zu geben, aber wer es nicht gethan hat, das war eben der boshafte Schuft.

Ich konnte nicht umhin, ihm Recht zu geben.

Der Wurzgräber kam bald wieder auf sein Thema zurück, welches all sein Trachten ausfüllte. Er wolle sich begnügen, fuhr er fort, wenn ihm der Bauer auch nur das „Wenden in der Nähe" lehren würde, das „in die Ferne" brauche er nicht zu können. Aus dieser Aeußerung und dem, was er hinzufügte, ersah ich, daß die Sprüche auch auf Abwesende wirken und die Betastungen so zu sagen durch die Luft versendet werden. Der Mann des Wendens hatte vielleicht die eine oder andere Ankündigung in unseren Zeitungen gelesen, worin Doctoren der Medicin verwandte Kunststücke verheißen, wenn man brieflich bei ihnen anfragt.

Hätte ich damals gewußt, was ich einige Tage nachher erfuhr, so wäre es mir vielleicht möglich gewesen, den Mann doch ein wenig irre zu machen. Man sagte mir nämlich, daß — von seinen ziemlich hohen Einnahmen abgesehen — mit dem Wenden am Ende Niemand übler daran sei, als der Magier selbst. Der Mann war krank, aber er legte sich nicht ins Bett, weil er meinte, die Leute würden dadurch stutzig — es wurde ihm mit jedem Tag elender zu Muthe, aber er wagte es nicht, einen Arzt zu Rathe zu ziehen, weil sein Ruf darunter leiden mußte.

— So viel ist aber doch g'wiß, daß der Schmied schon gar Manchen 'rauszogen hat, wo kein Gamskrepp und kein umg'wendter Napoleon mehr nutz g'wes'n is! sagte der Wurzgräber als Peroratio seiner Lobrede auf die Kunst des Wendens und schlug mit der Faust bekräftigend auf den Tisch.

Der Gamskrepp (pulverisirte Gemsleber) wird bei Fiebern und Brustleiden, der umg'wendte Napoleon (unguentum Neapolitanum) gegen äußere Krankheiten gebraucht.

Mittler Weile war aus dem Wind, welcher den ganzen Abend über die Schaumstreifen des Sees am Felsufer hatte auf-

spritzen lassen, ein Sturm geworden. Es heulte aus den Höhlungen und Kluften der Drachenwand, es heulte aus dem Hochwald drüben auf dem Mariahilf-Berg, am Monde zogen Schaaren schmaler finsterer Wolken vorüber — und die Seeufer erschienen bald verdunkelt, bald bestrahlt wie in jener Nacht, welche nach einer künstlich zusammengeschraubten Sage einst dem Mondsee den Namen gab, weil der plötzlich aufleuchtende Mond einem baierischen Herzog, welcher an seinen jähen Ufern dahinritt, wohlthätig den gefahrvollen Pfad wies. Ich konnte mich, als ich eben unter dem bald verhüllten, bald freien Rund der glänzenden Scheibe in den See hinaussah und mich der Erzählung erinnerte, die irgend einem Unwissenden zur abgeschmackten Erklärung des See-Namens hatte dienen müssen, nicht enthalten, laut aufzulachen. Von fünf Sagen unter sechs, die in Büchern stehen, hat man im Volke niemals etwas gewußt und diese kennzeichnen sich leicht als der Flitter, welchen unächte, vom Romanticismus gefälschte, Anschauung über Volksthümliches für das Gold umgestalteter Mythe ausgeben will.

Wer an die Capriccios solcher kleinen Local-Walter-Scöttchen glauben will, dem wird es in den meisten Fällen ergehen, wie einem norddeutschen Fräulein, welches einst drüben an der Teufelsmühle vorüber fuhr, die, eine Stunde von Mondsee entfernt, von der Fuschler Ache in Bewegung gesetzt wird. — Sie hörte den Namen von ihrem Fährmann aussprechen, den wilden unheimlichen Namen. Da sprach sie zum Rosselenker:

— Lieber Mann, hier ist wohl 'ne Sage, was?

— Ja, entgegnete dieser, und a Mühl a.

Sag heißt so viel als Holzsäge. —

Die althochdeutschen Wörter, welche in der „Mondseer-

Glosse" stehen, sind unserem Geschlecht nicht weniger bekannt, als gewisse Sagen, welche Büchermacher in seinem Munde gefunden haben wollen. Sagen, welche sich zur ächten Ueberlieferung verhalten, wie ein Ritterroman vom Ende des vorigen Jahrhunderts zu den Versen des Beowulf. —

Als ich ins Zimmer zurückkehrte, sagte der Wurzgräber:

— Jetzt geht's draußen schon her, als ob das wilde Gjaid jagte!

Das Todtenheer des Alten vom Berge, das ist allerdings eine Vorstellung, welche aus den Köpfen unserer Bergbewohner noch nicht verbannt ist. Wenn man in den Fichtenwald hinausginge, der sich in die Klüfte des Gebirges hineinzieht, so würde man auf der Schnittfläche jedes umgesägten Stammes drei Kreuze bemerken, welche von den Holzknechten hineingehackt worden sind. Diese Stümpfe, mit dem heiligen Zeichen versehen, dienen als Zufluchtsort, auf welchen man sich niederlassen kann, während das wüthende Heer vorüberzieht. Wer diesem in den Weg kommt, wird in das Treiben mit fortgerissen und muß mittollen bis zum Weltuntergang. Nur über denjenigen, welcher sich betend zu Boden wirft oder auf einem so gefeieten Stamme sitzt, braust es dahin, ohne ihn zu schädigen oder gar in den Wirbel aufzunehmen. Seltsam muß es dabei erscheinen, daß man es für nothwendig hält, die drei Kreuze auf sechs Streiche der Axt zu machen — gelingt das den Holzknechten nicht, so ist es eine böse Vorbedeutung.

Wir sprachen Manches mit einander, während das Licht herab brannte. Der Mann, welcher über Kräuter und Krankheiten so guten Bescheid wußte, war nicht weniger in

allerlei seltsamen Meinungen und Geschichten bewandert, die auf dem Boden des merkwürdigen Landes wuchern.

Es ist bekannt, daß an religiösen Bewegungen und Neigungen zum Sectiren im Salzkammergut nie ein Mangel war. In der Mondseer Gegend spukten vor einigen Jahren die sonderbaren Heiligen der „Adamiten"; ja im Verborgenen halten sie wohl jetzt noch stellenweise ihre nächtlichen Zusammenkünfte. Ich fragte meinen Mann, der mehr zu wissen schien, als er sagen wollte, über die Frauenzimmer aus, welche sich bei den andächtigen Orgien betheiligen. Er meinte, etwas Rechtes und Hübsches thue nicht mit, dagegen huldigten verblühte Jungfrauen und häßliche Weiber den bequemen Satzungen. Die gläubigen Männer lagen oft absonderlichen Hantirungen ob. So nahmen sie einmal im Markte Mondsee einem durchreisenden Panoramenbesitzer den Hintergrund, sein Bild, weg, und hingen einen lebendig gekreuzigten Hund dafür hin, welcher den Messias vorstellen sollte, für welches Passions-Spiel die Unternehmer viele Monate Kerker als Remuneration hinnehmen mußten.

Hingegen zeigten manche der Häupter einen auffallenden Mangel an Fanatismus. Der „Maurerjackl", welcher das Ansehen eines Propheten genoß, erklärte sich dem Pfarrer gegenüber, der ihn aufforderte, wieder ein guter Christ zu werden und in die Kirche zu gehen, gerne dazu bereit, wenn man ihm „eine Klafter Holz und 'was z'essen" gebe. Man sieht, der Maurerjackl war nicht aus dem Holz geschnitzt, aus welchem man Märtyrer formt. —

Die Straße, an welcher unsere Herberge liegt und welche sich an der Südwestseite des Sees in die Berge hinein windet, ist vom baierischen Marschall Wrede angelegt worden, welcher für die patriotische Gesinnung, mit welcher er seinen

König beredete, die baierischen Soldaten fortan mit den glücklichen Alliirten marschiren zu lassen, sich nicht mit der Belohnung eines guten Bewußtseins zu begnügen brauchte. Kaiser Franz gewährleistete ihm die Besitzungen, welche der Franzose aus der österreichischen Beute vor Jahren seinem Satelliten zugeworfen, und man kann nicht sagen, daß sich die Bewohner unter der militärischen Faust des Herrn schlecht befanden. Die Straße, welche sicher zwischen See und Fels dahin führt, wäre nicht zu Stande gekommen, wenn er nicht die Bauern ohne Rücksicht auf ihre blöde Fahrlässigkeit und Trägheit zum Robot gezwungen hätte. Ein aufgeklärter Despotismus herrschte über die Domäne. Das hat heute aufgehört, dafür sind aber die Leute etwas mehr herangewachsen, so daß sie hie und da Manches selbst einsehen und thun, wozu man sie in früherer Zeit nöthigen mußte. Auch dieses gestrengen Herrn hat sich bereits die Mythe bemächtigt — sein Bild ist undeutlich in allerlei Geschichten von nächtlichen Wanderern und Irrlichtern verwoben.

Im Schimmer des Mondenlichtes scheint jetzt die Höhlung der Drachenwand, der Kamin, durch welche einst der Teufel mit seiner weiblichen Beute gefahren ist, in ein Reich grüner Dämmerungen hinüber zu leiten, denn der Himmel jenseits der Oeffnung im Berge ist dunkel. Die Fichten, welche in der mächtigen Felsenröhre stehen, werden am Wipfel von der harten Decke beschattet, am Fuße vom bleichen Glanz umstrahlt. Hier unten hebt sich aus dem niedrigeren Busch eine andere Fichte, die „Thekla“ genannt, weil ein vielbesuchtes Bildniß der Heiligen an ihrem Stamme hängt. Auch sie ist vorn mit Schnee belastet und von Reifflocken verfinstert, während unten, wo das Bild und die Krücken eines

Geheilten hängen, heiße Wünsche gesprochen werden. Im Sommer schaut sie über die brennenden Alpenrosen und die Cyclamen hin, die zwischen den Blöcken gedeihen und ihrer Zweige Rauschen verweht vor dem Anschlagen der Seewellen und dem Summen des Wasserfalles an der Wand. Jetzt, im Getöse des Winternachtsturmes, klirrt der ganze Strand und der Blick schaut in eine Oede, als ob im Salzkammergut noch die Eiszeit herrschte, von welcher die Kenner der Erdrinde zu erzählen wissen. Eine dunkle Fluth schlägt an starre Küsten, wie die See Grönlands. Die Fischer sind wehklagend zurückgekehrt. Sie haben ihr Netz an einem der Baumstämme zerrissen, die versenkt auf dem Seegrund liegen; ihre Ruder glitzerten von rasch angeflogenem Eis. Die Sümpfe, aus welchen in Sommernächten die Chöre der Batrachier hallen, liegen unter dünner Frostdecke. Man möchte sich jene wohlthätige Sitte unserer Ahnen zurückwünschen, deren Jünglinge um die Zeit der Rauchnächte in Hirschfellen umherwandelten. Es mag ein seltsamer Anblick gewesen sein, die Männer mit den Geweihen! —

Die Stürme stellen jetzt das eigentliche Leben dieser Thäler dar — denn, wenn auch die Sonne wieder über die glitzernden Bergrücken heraufkommt, sie beleuchtet nur ein spärliches Regen am Gestade — einen Wiedehopf, der von den wenigen Früchten holt, die noch am Baum hängen, welcher dem grimmen Donar heilig ist, den Vogelbeerzweigen, einen Eisvogel, der traurig zwischen den Weiden piept, einen Krähenschwarm, der flatternd in der Brandung fischt, das sind die Bewegungen, welche hier Hyperion schaut, der „oben gehende“. Eine hohe Wolkenwand, die, einem unübersteigbaren Gebirge ähnlich, dort im Westen finster das Mondlicht auffängt, deutet auf Schneewehen und kommende noch rasen=

dere Stürme und vielleicht wird in kurzer Zeit der nächtliche Schein nicht mehr von der erregten Fläche, sondern vom geglätteten Eisspiegel zurückgeworfen.

Bei meinen Nachforschungen über die Merkwürdigkeiten dieser Berge habe ich nicht verfehlt, mich auch nach dem „Tatzelwurm" zu erkundigen, dessen schreckliche Erscheinung den Stoff zu manchem Gespräche lieferte, das ich in anderen Bergländern bei der gastlichen Flamme mit anhörte. Aber es gelang mir nicht, von dem unheimlichen Saurier der Schluchten etwas zu erfahren. Dagegen wurde ich durch die Kunde überrascht, daß vor wenigen Jahren öfter ein Krokodil seinen Kopf aus dem seichteren Gewässer der Ufer gehoben habe. Die Jäger rannten, auch Nichtjäger erschienen bewaffnet am Strande, um nach dem Thiere zu spähen, aber es zeigte sich am wenigsten, wenn die meisten Neugierigen ihm nachstellten. Ich habe meine guten Gründe, das Ungeheuer der Bergwälder und das der grünen Wellen in eine und dieselbe Species zu verweisen. Die Fischotter, welche in den Achen fischt, begnügt sich nicht an den Wassern, die an diesem Abhang zu Thal rinnen. Sie überschreitet Wasserscheiden und Jochhöhen, um unberührte Nahrungsquellen aufzuspüren. Auf einer solchen Wanderung über Geröll und Felsen erscheint sie dem Begegnenden freilich als ein überraschendes Thier. Dasselbe Thier lauerte hier am Ufer den Fischen auf, welche in Schaaren gegen einfließendes Wasser sich drängen. Es tauchte unter — es tauchte wieder auf. Das ist die Geschichte vom Krokodil des Mondsees.

Wirkliche Ungethüme aber sind in dem an unterseeischen

Quellen reichen Gewässer die Lachsforellen, von denen einzelne das Gewicht eines halben Centners erreichen. Doch würde sich der Gourmand enttäuscht finden, welcher etwa in der Hoffnung hierher käme, die eben der Tiefe entrissenen Leckerbissen frisch vom Netze weg zu kosten. Er findet sie wohl auf dem Wiener Fischmarkt, aber nicht hier auf dem für die Sommerfrisch-Gäste gedeckten Tisch.

Die unterseeischen Quellen mögen den Fischen angenehm sein. Diese sprudelnden Wasseradern, an vielen Seen Kelchbrunnen, hier merkwürdiger Weise „Uranten" genannt, tragen viel dazu bei, die Bildung einer Eisdecke, welche Luft und Licht absperrt, zu verhindern. Das Eis dieses Sees ist selten gangbar — nur in den Buchten und den Ufern entlang trägt es einen Menschen. Die meisten Winter übrigens bändigen die freie Welle nicht. Wie eine schaurige Mythe erzählt sich das heutige Geschlecht die Märe vom Charsamstag 1830. An diesem Tage kamen die Bauern von Scharfling über das Eis nach Mondsee zur „Auferstehung." Als sie die Kirche verließen, raste schon der Südwind über den See und den Heimweg mußten sie auf dem trockenen Land antreten.

So gebe ich mich gern der Hoffnung hin, daß ich, wenn mein Weg im tiefen Winter, mich wieder an diesen Ufern vorüberführt, keine einförmig zugeschneite Fläche finden werde. Die Bauern verkünden freilich strenge Fröste und prophezeien eine sibirische Kälte, denn die abgehauenen Stümpfe in den Wäldern waren in diesem Spätherbst von ungewöhnlich zahlreichen weißen Schwämmen bedeckt. Aber ich glaube ihnen und ihren Zeichen nicht — ich will nicht daran glauben, denn ich kann die sibirische Kälte nicht brauchen, wenn ich in den Bergen herumwandere

und ihr Bild, das, aus schönen sommerlichen Erinnerungen zusammengesetzt, in scharfen Umrissen im Repositorium des Gedächtnisses bewahrt ist, durch winterliche Beobachtungen zu vervollständigen suche.

Der „Sunnwind" (Südwind) sogar bläst jetzt freilich schon einschneidend frostig. Gegen Mittag steigert sich seine Gewalt. Da ziehen unabsehbare Schaumreihen über das tiefe Blau im glitzernden Sonnenschein. Dann gebe ich gern den St. Wolfgangern Recht, welche behaupten, der Mondsee sei stets unruhiger als der ihrige, während die Mondseer Patrioten das Gegentheil aussagen. Das Schäumen und Tosen beim reinsten Himmel und schönsten Sonnenschein zeugt von angeborener Unbändigkeit. Die Früchte entblätterter Rosensträucher, die rothen Hagebutten, deren Zweige zwischen das gelbgrüne Laub der Uferweiden sich hineinwinden, schwanken in dem unausstehlichen Wind. Alles beugt sich und zittert. Ich hätte mich gerne auf jene Bank am Ufer gesetzt, die Arme auf den grauen Tisch gestützt, und bald den See, bald die todten Bohnengewächse betrachtet, welche dicht daneben im Garten sich noch immer an die bereiften Stangen ranken. An solchen Stellen lobe ich mir stets Feuerbach's Wort, daß man die Kunst zu sehen, die wahre „Optik", am Besten auf dem Lande lerne. Zu wie vielen Betrachtungen der verschiedensten Natur geben die Gegenstände Anlaß, welche hier ein Blick umspannt. Oekonomie, Fragmente meiner eigenen Erlebnisse, Politik, ja confessionelle Fragen drängen sich beispielsweise hier durch die Hülle des vielgestaltigen Stoffes.

Man schaue dort gegen Osten die sanften grasigen Berge hinan und lasse seinen Blick auf einem der weißen Bauernhöfe haften. Da haust irgend ein Mann, den

man einen König nennen möchte, verglichen mit dem in die Geschäftsstube eingesperrten Bureaumenschen oder dem Kaufmann im dumpfen Gewölbe. Sein wohlgebautes Haus steht in Mitten der ausgedehnten Felder, Wiesen und Wälder, die sein eigen sind — so ist es gewöhnlich im Mittelgebirge. Mit Freuden sollte er hinab- und herumschauen in dem schönen Besitzthum, in dem schönen Stück dieses schönen Gaues. Aber der vermeintliche König ist ein dummer boshafter Kerl, dessen Leben in Aergern und Geärgertwerden dahin geht. Da hat der Mensch einen alten Vater im „Auszug", sonst im „Austrag" genannt. Er muß ihm nach gerichtlicher Feststellung Naturallieferungen, Getreide, Holz, Nahrungsmittel schaffen. Die Beiden leben aber in Zank und Streit, so daß Jeder froh wäre, wenn er mit dem Andern in gar keine Berührung mehr käme. Da schreit der Alte im Wirthshaus: „Wenn mir Einer fünfzig Gulden gäb, ich verkaufet' ihm den ganzen Auszug." Das hört ein kluger Kopf und nimmt ihn beim Wort. Vom Sohne fordert der Spekulant die strenge Einhaltung der Lieferungen, die jener ihm vor sein Haus bringen muß. Der Vater bekommt von ihm fünfzig Gulden für einen Werth, der fast dreimal so viel beträgt. So stecken die thörichten Leute einem wildfremden Menschen den Gewinn in die Tasche und verzehren sich selber vor Aerger, Unmuth und Reue. —

Vor mir im Gras steht noch ein verspäteter Löwenzahn (Leontodon taraxacum). Diese schmutzig-gelbe, massive Blume, die nicht riecht und auf allen Kothhaufen wächst — vielleicht die gemeinste aller Phanerogamen — wird hier zu Lande „baierisches Vergißmeinnicht" genannt. Der geschmeidigere Oesterreicher ist geneigt, den Altbaiern für einen plumpen, unsauberen Grobian zu halten — daher diese freundnachbarliche Liebenswürdigkeit gegen den „Bruderstamm". Jeder

weiß, daß es derlei läppischer Neckereien unter den Deutschen nicht wenige gibt. Die Tiroler insbesondere sind im Besitze des verhältnißmäßig reichsten Vorrathes. Mir fällt eine hieher gehörige Petruslegende ein, die man in jenem Bergland von jedem Bauern hören kann.

Ein Domvicar kam an die Pforte des Himmels und begehrte Einlaß. Der heilige Petrus fragte ihn, wo er herkomme. „Aus Freising in Baiern!“ lautete der hoffnungsvolle Bescheid. „Bleibst draußen!“ dagegen die bündige Gegenantwort und die Thüre flog zu. Kurze Zeit darauf kam eine Nonne mit demselben Verlangen. „Woher?“ lautete abermals die Frage. „Vom Frauenwörth.“ „Bleibst draußen!“ scholl es wieder und die Thür schlug in die Angeln. Nach einer Weile wandelte unser Herrgott auf seinem Spaziergang durch den Himmel an der Thüre vorüber und sah den Geistlichen und die Nonne draußen stehen. Das mußte ihm auffallen und er fragte den Pförtner: „Warum läßt Du diese nicht herein?“ — „Sind aus Baiern.“ — „Was soll es dann?“ — „Nu, entgegnete Petrus, bald'st aus Dei'm Himmel an S . . stall machen willst, kannst die Boarn eini lassen!“ Diese sinnige Geschichte erzählt sich das ganze Land Tirol.

Auch hier im Salzkammergut wissen einzelne Volksredensarten nichts gutes von den Baiern. Das mußten unter Anderen auch einmal die Aeltern der jetzt regierenden Majestät, Erzherzog Franz Karl und Erzherzogin Sophie, welche baierische Prinzessin ist, erfahren. Als sie in der Nähe von Ischl spazieren gingen, fragten sie einen Bauern, was er vom Wetter halte. — „Wird nit gar fein werden, antwortete dieser, es waht der boarisch (West)-Wind.“ — „Ist der nicht gut?“ — „Bei Leib nit.“ — „Warum denn

nicht, Landsmann?" — „Aus Boarn kommt koa guata Wind und koa guata Mensch."

Solche Dinge kommen mir in den Sinn, wenn ich dieses gelbe „Vergißmeinnicht" betrachte.

Da drüben aber von der Schafberg-Wand da winkt eine andere Gestalt. Wie oft habe ich mir bei dir Rath erholt, wenn es mit dem slawischen Redefluß nicht mehr vorwärts wollte! Dort endete durch einen jähen Sturz von der Felswand in den tiefen See das fleißige Leben des guten Fröhlich, in der papierenen Gestalt seines serbischen Lexikons Weselitsch genannt! Sein Büchlein begleitete mich einst in den dunkeln Bergschluchten, in welche das grüne Meer hineindringt, in der zerrissenen Bocca von Cattaro und anderen von der Salzfluth durchrauschten Klippenufern. Und wie sehr gleichen das dunkle Dämmern des Sees in den Bergschatten und die riesigen Gestade dem Hintergrunde jener Bocca! Aber an diesen Felsen haust nicht das Heldenvolk von Perasto und dem grünen Kotar — um diese Wände weht nicht der Hauch von unzähligen Kampf- und Siegesliedern — auf diesen Nachen rudert nicht der rothe Turban mit dem breiten Handschar — hier ragt nicht der „Riese Lowtschen" und auf diesen Höhen tummeln sich nicht die Adlermenschen der Cernagora — aus diesen Wellen heben sich nicht märchenhafte grüne Kuppeln, wie der Geist der Dichtung über den Wassern schwimmend: wir sind im betriebsamen Oberösterreich und eben rasselt dort die Straße entlang ein langer Wagen mit Zipfer Bier.

Mein unbekannter Freund war kein Christ, oder wenigstens kein Katholik. Doch aber bestatteten den unglücklichen Wanderer die Priester auf dem Friedhofe und ein großes

Gefolge schloß sich an die ungestörte Begräbnißfeier. Welcher Gegensatz gegen das Herkommen in Tirol!

Auch gestern hatten wir wieder die seltene Gelegenheit, einen wohlthuenden Vorgang zu sehen. Einer der armen sächsischen Soldaten, ein Jüngling von zweiundzwanzig Jahren, starb hier an den Nachwehen des Feldzuges in Böhmen. Man holte den protestantischen Geistlichen von Attersee — aber er fand den Kranken als Leiche. Diese aber wurde unter dem Portale der katholischen Kirche eingesegnet — die Glocken läuteten, die Geistlichkeit und alle bemerkenswerthen Einwohner des Marktes schlossen sich dem Zuge an. Ich wollte aus mancherlei Gründen das Begräbniß selbst nicht sehen — sondern fuhr einsam im kleinen Nachen in den See hinaus. Es war schon dämmernder Abend; vom Friedhofe her hallte die Trauermusik — Böllerkrachen, von den Wänden zurückgeworfen, verkündeten den Augenblick, in welchem der Sarg in die Erde sank. Die Glocken läuteten ununterbrochen. Auf den Berggipfeln wurden die letzten Lichter immer bleicher — bald hatten sie ausgeglüht. Ueber die rasch verdunkelten Wellen zog ein frischer Nordwind. Ich aber konnte, während der Kahn über die bewegten Tiefen dahin glitt, nicht anders, als an das Vaterland denken und an die Gestirne, die über seinen Schicksalen wandeln.

Wir wollen nicht von Mondsee scheiden, ohne noch eine kleine trockene Nachlese über Menschen und Dinge zu halten.

Wenn ich im frühen Dunkel des Herbstabends auf meiner Stube sitze und aus dem kerzenerleuchteten Zimmer in den Himmel und das Wasser hinaussehe, so erscheint mir das hohe Ge-

wölbe dunkel und drohend, der Mond wie eine feurige Kugel und die Wellen schwarz, von einem goldgrünen Kegel durchbrochen, der aus den Nebeln unter dem Mond herabfällt. Da sehnt man sich nach Lichtern und Menschen. Freilich, kaum bin ich draußen im Freien, so verschwindet die Einwirkung der künstlichen Beleuchtung: der Himmel scheint wieder tiefblau und das Mondlicht als ein sanftes Glühen auf dem bewegten Wasser. Es gibt Bilder von Mondnächten in Neapel's Golf: einer solchen seltsam ähnlich glänzt die vor uns liegende Welt — die mit dem lichten Aether zusammenfließende Fluth ist das südliche Meer und der Schafberg in der himmelblauen Dämmerung, das ist der vielbewunderte Gipfel des Epomeo. Wir aber folgen nicht dem Zuge der Einbildungskraft, sondern gehen in irgend eine der Bierstuben des Marktes, um mit unseren Bekannten zu plaudern. Das Bier ist hier wieder, wie in Baiern, gesellschaftliches Bindemittel. Während man in Tirol viele Wirthshäuser antrifft, in denen kein Bier verabreicht wird, sieht man hier verhältnißmäßig selten ein Seidel Wein trinken. Der Grund davon mag darin liegen, daß dieses Getränk hier um die Hälfte theurer zu stehen kommt, als dort. Doch trinken das hier gebraute Fabrikat beinahe nur die Bauern — den halbstädtischen Culturmenschen des Marktes ist es oft zu schlecht, und sie verlegen sich auf die Verzehrung fremder Waare. Unser erfindungsreicher Odysseus Tafner hat auch hier im Orte ein kleines Gewölb zur Trinkstube eingerichtet. Da gruppirt sich um die dicke steinerne Säule eine heitere Gesellschaft. In ihr bemerken wir mit Vergnügen den wackeren Bildschnitzer Wenger, dessen seltene Begabung uns aus seiner bescheidenen Werkstätte her bekannt ist. Ohne je zeichnen, bossiren oder modelliren gelernt zu haben, bildet er aus

Holz Figuren, insbesondere Thiergestalten, die dem Beschauer das Bedauern aufdrängen, daß sich der Künstler in diesem verborgenen und für ihn unfruchtbaren Winkel versteckt hält. Die schönsten der bei den Salzburger Verlegern ausgestellten „Berchtesgadener Waaren" sind von seiner Hand und auf manche seiner kunstvollen Erzeugnisse ist bei Ausstellungen eine ehrende Medaille entfallen, ohne daß über den spekulativen Verleger und Aussteller hinweg an den Künstler nur gedacht wurde. Ich selbst habe bei ihm einen Pokal gesehen, auf welchem eine Reihe von Figuren in epischer Handlung sich bewegen — den Gestalten auf des Achilleus Schild vergleichbar. Hier ist nicht Schilderung, sondern wirkendes Leben. In dem schwer zu bearbeitenden Stoff des Holzes ist da Auffallendes geleistet. Leider hat er sich einen Gegenstand gewählt, von dem es scheint, als gebreche es ihm an der wünschenswerthen Theilnahme. Rund um den Cylinder des schön geschnitzten Pokales ist der Kaiser zu sehen, mit einer Gesellschaft Gemsen jagend. Die Hauptfigur besitzt Porträtähnlichkeit. Einmal war der Künstler nahe daran, ihn an einen durchreisenden ungarischen Cavalier zu verkaufen. Doch als dieser die dargestellten Figuren erkannte, sagte er, daß er den Becher gekauft haben würde, wenn statt dieser, Wildschützen abgebildet wären. So belohnt sich die Loyalität auf dieser schnöden Welt. —

Eine wirkliche Celebrität Mondsee's habe ich in ihrem Hause aufgesucht. Es ist dieß der durch seinen Prodromus einer Flora von Salzburg verdiente Botaniker Rudolf Hinterhuber. Seit dreißig Jahren arbeitet er daran, das Salzburger Land, das Land der Seen, immer mehr und mehr bekannt zu machen. Unter den Gebildeten seiner Bewohner wird es wohl Keinen geben, der seine Berge und

Thäler besser kennt, als er. Außer seinem botanischen Werke, dem Erzeugnisse des Fachgelehrten, gibt es von ihm eine topographische Geschichte von Mondsee, mehrere gediegene Bergführer durch Salzburg und die angränzenden Gebiete, sowie eine Reihe schwungvoll geschriebener Schilderungen „Aus den Bergen". So ist er so zu sagen zugleich der Herodot und Plinius dieser Berge geworden. Noch jetzt arbeitet er rüstig fort und die Reihe seiner Mittheilungen über die Heimath ist hoffentlich noch nicht abgeschlossen. Der wackere Mann kann wohl als ein lebendiges Archiv der Landeskunde betrachtet werden. Auch bewahre ich seiner Freundlichkeit ein bleibendes dankbares Andenken. Wer sein Haus betritt, um irgend ein ineditum zu erfahren, verläßt es nicht ohne Genugthuung.

Mit dieser hervorragendsten Gestalt wollen wir vom herrlichen Mondsee Abschied nehmen und weiter in die hohe Welt hineinziehen. Gern wünsche ich den Bewohnern die Erfüllung ihrer Wünsche, hier eine modische Touristen-Sommerfrische entstehen zu sehen. Der große See und die schönen Berge geben dem Markte mehr Anrecht darauf, als dem begünstigten Ischl. Dazu ist aber mehr Rührigkeit der Bewohner nothwendig, mehr Sinn für feine Sitte und weniger spießbürgerliche Selbstzufriedenheit. Der strebsamste Mann des ganzen Ortes, ein Fremder, der in dieser gemeinnützigen Richtung thätig ist, wird noch immer lieber angefeindet, als nachgeahmt.

Zum Schluß noch eine Belehrung und eine Warnung. Die reizvollste Aussicht über Wasser und Gebirge genießt man auf dem Kollmannsberg an jener Stelle, die „zum todten Mann" genannt wird. Auch auf einem

Hag desselben Berges, bei den „Scheerentannen“ genannt, der auf dem Rücken gegen Thalgau zu liegt, erfreut man sich der nahen Berggipfel des Berchtesgadener Landes und des blauen Seebeckens. — Davon ist in keinem Reisehandbuche etwas zu lesen. Dagegen wissen die Bücher Wunder von einer Spitze zu erzählen, von welcher aus man in der Wirklichkeit gar nichts sieht. Es ist dieß die sogenannte Kulmspitze, deren Höhe vor zwanzig bis dreißig Jahren von Bäumen entblößt war, jetzt aber dicht bewachsen ist. Für jene Zeit hatte also der Verfasser desjenigen Buches Recht, welchem seither die Anderen in ununterbrochener Reihenfolge nachgeschrieben haben.

Wer vom Mond- nach dem Attersee hinüber gehen will, der wähle den Weg am östlichen Ufer, den wir bis zum „Maierwinkel“ schon mit einander kennen gelernt haben, als wir uns zweimal nach dem Schafberg aufmachten.

Heute, in frühester Morgenstunde, glänzt uns ein anderes Gestirn. Im Nordwesten liegt die ungeheure Mondkugel auf dem Boden: röthliche Nebelwände wallen vor ihr auf und ab. Bald aber ist ihr äußerster Rand hinabgesunken — und der Strand sieht wieder aus wie damals, als wir an ihm hingehend, mit unklaren Empfindungen nach dem hohen Giebel des zu ersteigenden Berges schauten. Wieder ziehen Sonnenstrahlen und Wolkenbänke um den Drachenstein. Von seinem Fuße steigen die Rauchsäulen der Köhler auf, der See rollt gegen den Strand und die Mauern schöner Landhäuser heran, die gelben, dürren Binsen und das tiefe Blau des Wassers bilden

einen Gegensatz, der in der schwanken Bewegung des Windes und der Wellen das Auge fesselt. Das Röhricht senkt sich gegen das Wasser, dieses hebt sich an dem Entgegenkommenden hinan.

Ich weiß eine Zeit, in welcher mich ein solches Treiben der umgebenden Natur gar nicht zum Betrachten bewogen hätte. Das war vor ungefähr zwanzig Jahren, als ich noch ein Schulknabe war. Unter dem Einfluß verständiger Schulmeister fing ich zu begreifen an, wie Alles aus den und den Gründen pünktlich genau so zugehe, wie es in den Lehrbüchern gedruckt stand. Alles wurde dem kindlichen Verstand, der sich so sehr der idealen Anschauung zuneigt, in kalte Begriffsverkettungen zerlegt und die belebende Phantasie, auf deren Thätigkeit ein großer Theil menschlichen Glücks beruht, siechte in der Stubenluft während der täglichen sechs, acht Dressirstunden dahin. Die Farben der Welt verblaßten vor der blödsinnigen Gescheidtigkeit der Schablonen-Menschen, welche examinirten und züchtigten. In späteren Jahren der Freiheit erst erwacht wieder jene genußbringende Fähigkeit des „Sich Wundern", wie sie von Aristoteles treffend genannt wird, und mit ihr schwindet die Blasirtheit, die nur zu häufig aus der überspannten Erziehung unserer Tage resultirt. Das nil admirari ist sicherlich die am meisten langweilende und das Leben verbitternde Idee, die jemals einem trockenen Schädel entsprang. Wir wollen nicht kalt in der hohen Loge gähnen, sondern dem Bourgeois gleichen, in dessen Mienen sich alle Peripetien des Stückes lesen lassen und über den der gelangweilte Habitué droben die Achseln zuckt. —

Die östliche Ausbuchtung des Mondsees — von Scharfling gegen den Attersee zu — bildet einen See für sich,

welcher durch die hier überraschende und veränderte Kegelgestalt des Drachenstein abgegränzt wird. Es ist ein herrliches Wogen der Gewässer in dem geschlossenen Rund der Bergschatten — ein wahres Hochgebirg-Gewässer, dem Niemand ansieht, daß es jenseits der Wand sich in ein Hügelland ausbreitet.

Da, wo das Wasser noch grasgrün ist, hart am Rande, an welchem der stahlblaue Abgrund heraufschaut, stehen überall Pfähle in dem Kies. Sie dienen dazu, die „Pleiten" (Kähne) der Fischer angebunden festzuhalten, während diese die Netze heraufziehen. Auf dem Uferkies liegen oft graue verwitterte Holzblöcke, während im grünen Gestrüpp die zweite Frucht der Erdbeere zugleich mit einer verspäteten Blüthe am Stengel hängt, und im Grase die Zeitlose, schon von den Nachtfrösten getödtet, sich schlaff an die noch lebendigen Halme lehnt. Manchmal gränzen Obstanger an den See und beschatten braune Holzhäuser, an deren Mittagsseite sich die Rebe gegen das Dach rankt. Doch schaut keine Traube aus dem welkenden Laub. Es scheint alles ausgestorben — die Bewohner sind draußen im Bergwald und arbeiten. Nur eine Katze sieht man auf den vorn aufgeschichteten Scheitern sich sonnen oder auf dem Grase einen Buckel gegen den Fremden machen oder auf den Aesten der niedrigen Zwetschgenbäume den Vögeln nachstellen.

Je näher es mit dem Mondsee gegen Osten zu Ende geht, desto mehr gleicht er einem Strom zwischen Felsen und Wäldern. Der Wind, welcher seine Wellen uns entgegen treibt, begünstigt die Täuschung. Nun ragen aber schon im Aufgang der kahlen Wände des Höllengebirges, auch die Abhänge des Schafbergs fallen steiler und kahler in den See. Am tiefen Ende liegt er noch finster da — er ver-

rinnt nicht in einen Sumpf, wie andere Wasserbecken der Alpen. Dieses Ende wie das andere stellt schon am Ufer eine bodenlose grüne Gumpe dar.

Bei dieser Gelegenheit will ich ein für allemal einer Randbemerkung begegnen, deren ich vielleicht manchmal von dem einen oder anderen allzu bedächtigen Leser gewärtig sein darf. Dieser wird es auffallend und widersprechend finden, daß ich von einem und demselben See jetzt sage, er sei blau und gleich darauf sein Gewässer grün nenne. Die Wahrheit ist die, daß er dem Auge je nach den Launen des Himmels, den Umrissen der umgebenden Ufer, der Beschaffenheit des Grundes und aus irgend einer anderen noch nicht enträthselten Ursache bald so, bald anders gefärbt erscheint. Ich erinnere mich einmal in einer Kritik des schönen Buches von Alfred Meißner „Am Stein", welches sich die Schilderung eines Sommers am Traunsee zur Aufgabe macht, die Inconsequenz des Dichters in dieser Beziehung gerügt gelesen zu haben. Dem gegenüber behaupte ich, daß es keinen Menschen auf der Welt gibt, der mit Bestimmtheit sagen kann, dieser oder jener Alpensee sei dunkelgrün oder stahlblau. Die Ache, welche aus diesem unseren Mondsee fließt, erscheint tiefgrün — das ist unbestreitbar. Wie es sich aber mit den optischen Verhältnissen der Seefläche verträgt, wenn der Eine steif und fest behauptet: Sie ist nur blau, und der Andere: Sie ist nur grün, das vermag ich nicht zu begreifen.

Wer von Osten — der entgegengesetzten Richtung her — dieses Ende des Mondsees erreicht, macht sich ein Bild von ihm, das von dem in unserer Erinnerung aufbewahrten sehr verschieden sein muß. Ein finsterer Bergkessel — ein dunkles Gewässer, nichts von den anmuthigen Gärten und Hügeln um die unvergeßliche Sommerresidenz bei unserem

viel belobten Tafner — keine Wiesen und Alleen. Und dazu steht hart am Rande der Tiefe eine Unglückstafel, aus welcher dem Wanderer gleich ein Stück Leben von diesem Erdwinkel vernehmlich genug erklärt wird.

Nebenan erhebt sich das Gasthaus „See", von gefällten Eichen- und Buchenstämmen umlagert, die hier der Verschiffung harren. In dieser löblichen Herberge verspürt der Reisende, der von Westen kommt — falls ihn sein Geschick in Salzburg und anderen Orten davor bewahrt haben sollte, vielleicht zum ersten Mal etwas von dem, was ich sogleich definiren werde.

Die ganze Reihe der Nordalpen, von der Ens bis zum Lech, liegt innerhalb der Attractionssphäre, besser gesagt Ausstrahlungs-Peripherie zweier Städte, Münchens und Wiens. Der kleineren fällt die westliche, der größeren die östliche Hälfte zu. Für das baierische Gebirge und die Grenzgebiete von Tirol ist München „die Stadt", für die Länder jenseits der Salzach ist es Wien. Die bescheidenen Verhältnisse der ersten, die anspruchsvolleren der zweiten machen sich rasch im Aussehen der Touristen und in der Höhe der Rechnungen deutlich, welche der „Städter" auf dem Lande zu bezahlen hat. Hier nun sind wir entschieden in die Massenanziehung von Wien eingetreten — eine Massenanziehung, die durch die Nähe seines Trabanten, des glänzenden Ischl, noch um ein Erhebliches verstärkt wird. Nach dem Gesagten bedarf es keiner weiteren Erörterung. Hinzufügen aber darf ich, daß die Uebelstände der geschilderten Attraction sich mit dem Quadrat der Annäherung an den anziehenden Körper von nun an entsprechend steigern.

Wenn man vor die Herberge „zum See" hinaustritt und nach dem Schafberg hinüberschaut, dahin, wo seine

Wände mit dem finstern Wasser zusammenstoßen, fängt man an zu begreifen, warum auf keiner Karte ein Weg verzeichnet ist, auf dem sich rund um den See herumgehen ließe, sondern wie auf jeder im Südosten hierin eine Lücke bleibt. Die Steilheit der Felsen über den Wasserabgründen bietet ein leicht überschauliches Hinderniß. Es zieht sich wohl ein Steg an den Wänden hin, aber er ist mehr bekannt durch die auf ihm vorgekommenen Unglücksfälle, als durch irgend etwas Anderes. Erst vor kurzer Zeit versuchte eine Frau ihre Kuh auf dem Pfade zu treiben; aber das Thier war störrig und wollte auf dem schwindeligen Steige nicht gehen. Es kehrte um und lief davon. Die Frau rief ihrem vorausgehenden Sohne zu, er möge hier auf sie warten; dann verfolgte sie das zurück eilende Thier. Als sie ohne dasselbe wieder zur Stelle kam, lag der Knabe zerschmettert zwischen den Blöcken am See. Er war um eine Handbreit ausgeglitten.

Das bemerkenswertheste auf dem kurzen Stück Land, welches die beiden Seen trennt, ist die grüne Seeache, die vom einen zum anderen fließt. Buchen und Eichen stehen neben und über dem klaren Wasser; über Hohlwege schaut noch die Drachenwand. Bald weit und seicht, bald vor Mühlen eng zusammengestaut seine Wasser gegen den Attersee hinabdrängend, steht das bewegliche feuchte Grün in schönem Einklang zu den zahllosen Wipfeln. Endlich erreicht sie kurz vor dem Strande nochmals durch Sägmühlen aufgehalten den tiefen See, der mit seinem Anprall ihre Welle dämpft. Aber schon ist ihr Bett durch die Niederschläge, welche die Berührung mit der klaren stätigen Seefluth bewirkte, verästelt und in jene Unterbrechung durch angeschwemmte Grasflächen ausgeweitet, welche man bei größeren Gewässern Delta nennt. Auf diesem stehen Weiden und

Ahorne — soweit das Land nicht mit Stämmen und Brettern bedeckt ist, welche später auf großen Schiffen seeabwärts gebracht werden.

So haben wir denn mit der Ache diesen großen See erreicht. Hier ist sein Felsenufer — in der blauen Dämmerung seines Nordendes, welches hinter waldigen Vorsprüngen halb verschwindet, flacht es sich zu Hügeln ab.

Sei unser erster Gang das in Obsthainen versteckte Dorf Unterach und seinem Südweststrand entlang.

Vor ungefähr fünfzig Jahren war dieses Dorf mit Wagen und Pferden kaum zu erreichen. Deßhalb und wegen seiner vielen Nachen erhielt es seltsamer Weise den Namen: „Klein-Venedig". Französische Cuirassiere, welche einmal auf Davoust's Befehl hier hausten, verbrachten ihre Zeit mit Fluchen über die Wege.

Da sehen wir am Strande zahlreiche Schiffhütten mit Einbäumen und „Traunerln" (breitere Schiffe), Holzlagerplätze und Haufen von Kalksteinen, die an den östlichen Wänden gebrochen und zu Schiff herüber gebracht werden. Hier geht von einem Kalkofen eine hölzerne Rutschbahn über die Straße hinweg an den See hinab — auf ihr werden die Steine zu ihm hinaufgewunden. Dort steht auf dem Rasen des Ufers ein kleines viereckiges Mauerwerk. Eine Flamme schlägt daraus hervor. Es ist dazu eingerichtet, einen Kessel aufzunehmen, in welchem die Lauge zum Waschen bereitet wird. Daneben kniet ein Weib und hantirt mit ihrer Leinwand in dem Gewässer, das tief bis zum Steg heranreicht. Es ist ein sonderbarer See. Seine Färbung ist wirklich nicht vom Himmel abhängig — denn je dunkler es wird und je mehr der Tag in die Dämmerung hinübergeht, desto selbstständiger und kraftvoller wird der metallische blaugrüne

Glanz der Fläche. Wie grell erscheint dieser, wenn man zum Beispiel die Furche, welche jenes große Schiff hinter sich nachzieht, mit der Färbung des ruhigen Wassers neben ihm vergleicht! Es ist schwer mit Steinen beladen und sechs Ruderer arbeiten emsig. Sie halten sich nahe am Ufer — es scheint, daß Wasser durch die Wände eindringt.

Dort schwimmt ein anderer Nachen über der blauen Nacht des Sees — er steuert gerade auf dieses Haus zu. Trotz der Dämmerung erkennt der schwarze Hund des Hauses diejenigen, welche auf ihm fahren. Bellen, Winseln und Herumspringen auf den Ufersteinen verkünden seine Freude. Die Leute haben drüben in den Wäldern des Ostufers Laub zusammengerecht und bringen es in große Bündel zusammengebunden als Streu herüber. Kaum hat der Nachen mit seiner Spitze den Steg berührt — und der Hund ist mit einem Satze drinnen, springt an seinen Herren herum und zerstört vor Entzücken, auf ihnen herumhüpfend, die Bündel des mitgebrachten dürren Laubes.

Hier landet ein etwas verwitterter Einbaum mit Besen beladen. Irgend ein armer Mensch will sie wohl weiter abwärts zu Markte bringen. Ein anderer Einbaum im See draußen bewegt sich so langsam weiter, daß es schwierig ist, sein Fortrücken durch die Wellen wahrzunehmen, obwohl die Männer auf ihm emsig in die Ruder greifen. Der Grund ist einfach: sie schieben ein Floß vor sich her, auf welchem der Einbaum mit seiner Spitze feststeht — eine Höllenarbeit. Die Fährleute behaupten, es sei leichter, den Floß so vor sich herzuschieben, als ihn hinten her zu schleifen und die Balken, mit Stricken an das Schiff angehängt, durch's Wasser zu schleppen. Dieser letzteren Art des Holz-Fortschaffens habe ich oft auf anderen Seen zugeschaut.

Die Häuser liegen hart am See — keinem fehlt die Schiffhütte, worin die reinen Wellen plätschern und der Obstgarten mit dem grünen Rasen, auf dem es sich gar behaglich ruhen lassen muß an Sommernachmittagen, deren Hitze durch den feuchten Hauch des großen Sees gekühlt wird. Schade ist es, daß die Bäume wenig Früchte bringen. Der Südwind, der einzige, welcher diese Einbuchtung zwischen gewaltigen Bergen und Hügeln zu erreichen vermag, verdirbt sie meist in der Blüthe oder im ersten Anschwellen. Es wird aber an den vielen Seen kaum ein Gestade gefunden werden, an welchem so viele helle Blüthen über die Welle ragen.

Weiter, vor dem langgestreckten Dorfe nordwärts, werden die Obstbäume von Buchen und anderen Stämmen ersetzt. An ihnen rankt sich oft der Epheu empor, hoch hinauf, bis dahin, wo die Aeste sich abzweigen. Kleine Bäche zerreißen die Hügel am See und rieseln leise in das große Wasser. Die Wiesen, welche von den Hügeln bis an seinen Rand reichen, sind durch halb verwitterte Balken gegen Abspülungen nothdürftig geschützt. Freundliche Menschen grüßen den Fremden, der verwundert in das Schauspiel der Nebel auf den See hinausstarrt — manchmal aber grinzt ihn auch ein wachshäutiger Kretin an, unverständliche Worte murmelnd.

Die Felsgebirge, welche, sich gegen Norden allmählig abflachend, das östliche Ufer des Attersees einnehmen, scheinen auf den ersten Blick aus einem zusammenhängenden Zuge zu bestehen. Aber bei näherem Hinschauen bemerkt

man leicht, daß sie durch enge Thäler, „Gräben“ zerklüftet sind und so verschiedene, getrennte Berge darstellen. Diese Thäler sind meist durch Wasserdurchbrüche gebildet, von denen jetzt noch kleine Achen, im Herbste Wasserfäden, in ungeheueren Felsblock-Betten als Ueberbleibsel zu sehen sind.

Einer der sehenswürdigsten dieser Gräben ist der Burggraben, der sich von unserem Ende des Sees südöstlich um die Ausläufer des Schafbergs in bewaldete Felsen hineinzieht. Ich habe in keinem Buche etwas von dieser Schlucht gelesen und wäre schon deßhalb besonders geneigt zu erzählen, was ich dort gesehen habe, wenn nicht das Merkwürdige der Landschaft auch ohne den Reiz des Unbekannten anzöge. Die Klüfte, welche auf große Seespiegel ausmünden, sind meist nicht ohne Anziehungskraft für den Freund dieser großen Gestaltungen des Kalkes.

Um das Südende des Sees auf weißem Geröll herumkletternd, kommt man bald zu den Thoren der Schlucht. Vorher hat man überreichliche Gelegenheit, sich am Schmelz der Farben zu ergötzen, welchen der an den Kies heranschlagende See gewährt. Da stehen einsame Lärchen auf bemoosten Blöcken — unter ihnen der cyanblaue Wasserabgrund. Die Buchen lachen scharlachroth der Sonne entgegen. Die Steinbrecher wühlen arg an den Abhängen; da sind Blöcke und Gerölllager nachgerutscht und haben den Rasen weggeschürft. Manchmal erhebt sich auf den Steintrümmern am See eine schadhafte Hütte, in welcher sie sich gegen Unwetter schützen. Bei einer Röhre, aus der Quellwasser träufelt — sie wird der „Kalte Brunnen“ genannt — sieht man nicht nur das tiefe Blau des abschüssigen Strandes, sondern auch das lichtere der fernsten Ufer. Hier ist der

Bau einer Herberge für Sommergäste beabsichtigt. Bergschatten und Wasserkühlung vereint mit dem Anblick einer lockenden Ferne jenseits der Wasser können freilich selten so aus frischer Hand geboten und genossen werden, als an dieser Stelle des wellenlauten Ufers.

Während unsere Füße den Kies treten, den die Fluthungen von Jahrtausenden weiß und fein gerieben haben, unterlassen es die Augen nicht, nach den hohen Graten zu blicken, deren stämmige Tannen jetzt durch dünne Wolken ihrem Schauen begegnen.

Unter solchen Eindrücken also wird die Mündung des Burggrabens erreicht. Jähe Felsen bilden seine unteren Wände, zwischen denen der Bach rauscht — deßhalb muß sich, über diese hinweg, der schmale Steig nach der Höhe ziehen. Es ist ein Triftwasser: darum entdeckt der Blick in der Tiefe einen mächtigen Rechen, an dem die Scheiter aufgefangen werden. Dann bringt man sie auf großen Schiffen nach der Mündung des Weißenbach, von wo sie die Achse und der „Holzaufzug" auf der Wasserscheide zwischen Weißenbach und Ischl der Saline von Langbath am Traunsee zuführen.

Was wir sonst noch an dieser Mündung der Schlucht sehen, sind gewaltige Wände links und rechts, zwischen denen in verfinstertem Schlund die Ache heraus rauscht — Wolken und Fichten oben an den abgerissenen Rändern. Es ist eine Klamm, an deren einer Wand wir nun fortklettern sollen. Was da möglich ist, zeigen gleich am Eingang verschiedene Marterln. Ein Holzknecht wird von herabfallenden Steinen erschlagen, ein anderer von der Lawine in die laut hallende Wassertiefe gerissen. Wenn unten feste Stege hergestellt

wären, so genößze man, vom Schwindel unbehelligt, den grausigen Anblick eines halbdunkeln Abgrundes, und vernähme, auf sicheren Brettern zwischen Geländern dahinwandelnd, in der kühlen Wasserstaub-Luft vor dem Wiederhall seine eigene Stimme nicht mehr. Das ist ein frommer Wunsch. Jetzt aber heißt es an der Wand oben hinkriechen und vor sich den Pfad betrachten, der sich immer höher und höher über den Abgrund hinanwindet. Das ist nicht Jedermanns Sache und ich stehe nicht an, zu behaupten, daß ich ohne die Begleitung eines sicheren Führers auf halbem Wege wieder umgekehrt wäre. Der günstige Umstand dabei ist jedoch der, daß man nur aufwärts steigt, so daß bei der leicht möglichen Beschränkung des Blicks auf den vor den Augen anstrebenden Fels die gähnende Tiefe nicht gesehen wird. Ueberdies sind an besonders bedenklichen Stellen Stangen angebracht — auch ist der Abhang auf der Bergseite weder ganz steil noch kahl, so daß man jederzeit Fichtenzweige oder Grasbüschel mit den Händen fassen kann. Indessen gibt es selbst viele Bewohner der Gegend, die sich nicht hindurchwagen. So erzählten mir Holzknechte, daß sie einmal unten im Bach einen Bauernburschen gehen sahen, der nicht den Muth hatte, auf den Steg herauf zu gehen. Er gedachte, dem Laufe der Ache nach den See zu erreichen. Abgesehen davon, daß dieß ein Ding der Unmöglichkeit für den Menschen war, weil Wehre und natürliche Stürze von vielen Klaftern Höhe den geraden Abfluß des Bergwassers unterbrechen, konnte auch, da es eben Triftzeit war, jeden Augenblick die obere Schleuse geöffnet werden und das „Klauswasser" herabtosen, welches den Unverständigen sofort ersäuft oder an den Felsen zerschmettert haben würde. Obwohl er sich mit Händen und Füßen wehrte, wurde er herausgeholt,

auf den von ihm so sehr gefürchteten Steg geschleppt und dort auf dem Bauche hinabgezerrt, wobei er fortwährend laut betete. Die Noth lehrt beten — am meisten thut es aber der drohende Schwindel am Abgrund. So erging es diesem. Holzknechte aber gehen bei Tag und Nacht hindurch, bei zerfließendem Schnee und blankem Glatteis. Es sind eben Menschen von besonderem Schlag, die Holzknechte.

Wenn sich manchmal der Pfad etwas erweitert und so auch demjenigen, „der's im Kopf hat" gestattet, scheu hinabzusehen in das Wasser der Tiefe, so gewahrt man das zerrissene Bett und begreift die Mühseligkeiten, unter welchen sich die Knechte da so oft unten herumtummeln müssen, um festgeschwemmte Hölzer flott zu machen.

Bei einer Brücke, die in geringer Höhe die beiden Bergseiten verbindet, endigt derjenige Theil des Pfades, den ich als nicht ganz unbedenklich — versteht sich für den allein Gehenden — geschildert habe und beginnt ein bequemeres Steigen durch Busch und Wald. Jetzt kann man mit Behaglichkeit in die lasurnen Tümpel schauen, welche hie und da die Ache bildet, in das Wirrsal der Steinblöcke und Fichten und die mächtigen Wände hinan. Bald reicht eine abschüssige Holzrutschbahn, eine „Riß", vom bewaldeten Kofel gegen die Ache her; nur ein kurzer Felsenabsatz trennt ihr Ende von dem tieferen Bett des Baches. Ueber diesen aber fliegen die Scheiter, in welchen noch der Schwung des Herabrutschens treibt, pollernd in die Wellen hinab. So windet sich der Weg im Schatten jungen Waldes nach einer flachen Höhe, einer Hochebene. An deren Rand angelangt, sehen wir den Steig in der grauen Schlucht und über ihn hinweg in der Tiefe die Seebucht.

Merkwürdiger aber, als der Blick in die Tiefe, ist der gerade vor uns hin, auf die hochgelegene, weite Trift zwischen Bergspitzen. Da fällt uns zunächst eine fest gezimmerte Hütte ins Auge, aus deren geöffneter Thüre Rauch dringt. Sie heißt die Mooshütte, weil die vor uns liegende Trift ein Hochmoor, ein sogenanntes Moos — oft mit „Filz" verwechselt — ist. In ihr halten sich über Nacht die Holzknechte auf, wenn sie im Gebirge arbeiten — sie stellt also eine „Holzstube" dar, wie deren mehrere in der Nähe stehen, unter anderen eine dort hoch oben, fast auf dem Giebel des Berges. Es ist der Mühe werth, hineinzuschauen. Rings herum an der Wand gehen mehrere Bretterlagen über einander — den Schlafcabineten auf einem Dampfer ähnlich — die Ruhestätten der Knechte. Auf dem Heerde brennt ein Feuer. Es sind heute drei Männer drinnen, die sich daran wärmen. Ein Jäger vom St. Wolfganger See, der im Gebirge herumstreift, um den Wildschützen aufzulauern, ein Holzknecht und dessen junger Bruder. Der Holzknecht ist aber noch nicht bei seiner Arbeit, denn die fängt erst an, wenn tiefer Schnee die Bergwände bedeckt und Schlitten die abschüssigen Pfade hinab gleiten können. Jetzt beschäftigt er sich mit Vogelfang; seine Leimruthen gelten hauptsächlich den Stieglitzen. Sein Bruder ist das, was die Holzknechte einen „Gaümel" nennen. Dieser muß die häuslichen Geschäfte der Holzstube besorgen: auskehren, Suppe kochen, Feuer machen, Holz spalten — ein Hausknecht der Holzknechte. Alle drei rauchen ihre Pfeifen und schauen stumm in das Feuer. Der Nordwind draußen war scharf.

Wenn wir auf den halb versumpften Alpen weiter gegen Süden schreiten, so sehen wir hie und da hohe Heuhaufen stehen, mit Fichtenzweigen zugedeckt, welche hier blei-

ben, bis sie der Schlitten abholen kann. Das Gehen erleichtern Prügel, die auf den feuchten nachgiebigen Rasen gelegt sind, überall erheben sich die hellen Lärchen — da wo sie im Bergschatten stehen, sind sie vom Reif der Nacht noch immer weiß angeflogen. Die Sonne kämpft mühsam mit dem Nebel, welcher die höchsten Bergstirnen nicht verlassen will. Doch dringt sie unter ihm ein wenig hinab nach den tieferen Dünsten, die in der Ferne an den Wäldern schweben und durchdringt sie mit bläulichem Schimmer. Trübe Mooswasser rinnen — doch schießt die Forelle in ihnen herum, welche sonst klare Fluthen liebt. Wo das Moosheu abgemäht wurde, sieht man noch die concentrischen Striche der Sensen. Ueberreste von Feuern, an denen sich im Spätsommer die Hirten wärmten, schwärzen hie und da den Boden. Am Waldrande sind überall Holzstöße aufgerichtet — auch sie warten auf die glatte Schneedecke. Daß diese im herannahenden Winter eine dichte sein wird, das verkündet, sagen die Jäger, die ungewöhnliche Höhe, zu welcher die Disteln in diesem Sommer emporgewachsen sind. Daß das rothe Haidekraut bis an seine Spitzen mit Blüthen bedeckt war, muß sie in diesem Glauben bestärken. Der Kalkfelsenboden ist manchmal von Regen und Stürmen seines Rasens entkleidet worden und liegt nun als verwittertes Gestein, dem Hirten eine verwünschte Unterbrechung des „Futterbodens", vor uns. Dieses ist besonders an höher liegenden Stellen geschehen. Aber die Abschürfung des Rasens und die oberflächliche Verwitterung des darunter liegenden Gesteins ist nicht das einzige Zerstörungswerk der Atmosphäre. Der Kalk ist vom herabträufelnden Wasser und den Einwirkungen von Sturm, Kälte und Wärme so zernagt, daß er Terrassen darstellt, Reihen niedriger Mauern, die sich in der Entfernung von

je einigen Fußen über einander erheben. Hier ist also das Gestein staffelförmig zerfressen — eine faßliche Darstellung mancher Erscheinung, welcher man auf den Kalkalpen im Großen begegnet. Andere wirre Steinhaufen sind nicht von Elementarkräften hieher gewälzt. Sie bildeten einst eine Wasserwehr für einen der kleinen Bäche, die vom Berge herabrinnen, eine Wehr, von welcher aus über den Abhang des Moores hin getriftet wurde, aber der Bach ist wahrscheinlich mit dem Lichterwerden der Wälder immer armseliger geworden und war zuletzt nicht mehr im Stand, die Last fortzuwälzen. So liegt die ehemalige „Klause“ jetzt als ein Haufen grauer Steine auf dem Rasen herum und das Bett des Baches erscheint wie von einem Regen angefeuchtet. Jetzt ist Alles verödet auf dem Almenboden — die Stimme des Grünspechtes nur schallt quiekend durch die Lärchen. Die Leute nennen ihn den Gießvogel — wahrscheinlich wegen des Kiß! Kiß! seines Rufes und wissen absonderliche Geschichten von ihm zu erzählen, die man in unseren sittsamen Zeiten nicht drucken darf. Der braune Bach, den die Mooswasser bilden, rinnt nach dem „Schwarzen See“, unserem nächsten Wanderziel. Schon zieht sich dünnes Eis über manche Tümpel, seinen Buchten im weichen Moor. Ober den grünen Algen, die auf seinem schlammigen Grunde festgewachsen sind, scheinen braune Binsen mit der trägen Strömung fortzuschwimmen. Aber sie stehen ruhig im Schlamm und nur die Spitzen tauchen herabgeneigt in das Wasser, das an ihnen zerrt. Ueber alles dieß schreiten wir auf einem grauen Balken, dessen morsche Faser unter jedem Tritte brechen zu wollen scheint.

Hie und da liegen auf dem Filz rothe Beeren von verschiedenen Sträuchern. Man findet sie nur den Weg entlang.

Winde oder Vögel können sie nicht daher getragen haben, sonst wären sie nicht minder seitwärts über die Wiesen zerstreut und welcher Mensch sollte sich wohl die Mühe gegeben haben, so viele nicht eßbare Früchte auf weiten Strecken auszusäen? Bei dieser Veranlassung kann es wieder recht deutlich werden, wie nutzlos es in vielen Fällen ist, über irgend etwas nachzugrübeln. Man lasse ein Tausend der scharfsinnigsten Menschen hieherkommen, welche das Gebirg nicht kennen und befrage sie um ihre Meinung über die ausgestreuten Beeren: Keiner wird die Wahrheit errathen. Wenn die Almerinen die Kühe abtreiben, wenn die Sennhütten verlassen werden, hängen sie den Rindern Blumen und Kränze um, von denen ein Theil aus eingefädelten rothen Beeren besteht. Einzelne solcher Beeren fallen während des Herniedersteigens zur Erde. Das ist des Räthsels Lösung.

Auch an anderen Zeichen menschlicher Betriebsamkeit, als den Holzhütten und Kasern fehlt es nicht. Hier sehen wir unter einer Bedachung, welche bloß Latten zu Wänden hat, Holzkohlen aufgespeichert und hinter dem Walde auf dem nächsten Hügel, der uns von der großen Alpenmatte Langau trennt, stoßen wir gar auf Spuren einer Steinsäge. Diese soll vor vielen hundert Jahren hier in der schweigsamen Einöde des Hochthales bestanden haben. In ihr wurden, so erzählt die Ueberlieferung, einzelne der prächtigen Säulen gewonnen, welche die Kirchen von St. Wolfgang und Mondsee zieren. Jetzt sieht man noch moosbewachsene Steine, kunstgerecht zugeschnitten — gewaltige Blöcke in rundliche Form gesägt zwischen Rasenstücken festgewachsen. Das sieht aus, wie alte, sagenumrankte Arbeit von Riesen.

Hinter einem anderen Laubwald erscheint der Schwarze See. —

Die Fluth ist dunkel, die Wälder stehen finster um ihn herum, zackige Felsen hängen drohend darüber. Das ist ein See, an den sich die Dichter machen sollten. Das gemauerte Häuschen eines Jägers dort hinter den Buchen empfehle ich ihnen als Standquartier. Doch, was thue ich? Ich vergesse ja, daß es ihnen nie einfällt, das sehen zu wollen, was sie reimen, daß es sich in der Stadt bequemer lebt als in dem Jägerhäuschen und daß sie es vorziehen, Waldnacht und dunkle Seespiegel zu verherrlichen, wenn sie aus dem Wein-, Bier- und Kaffehaus sich auf ihr Kanapee begeben. Die Dinge im Kleinen anzusehen und in die Hand zu nehmen, ehe man sie beschreibt, ist verderblicher Realismus. Wozu denn auch Alles betrachten und ins Gehirn auffaugen, wenn das poetische Material in Reminiscenzen schon haufenweis zur Hand liegt? Waldnacht, Seeauge, Nixe, träumerisch, Wehmuth, Stille, Flüstern u. s. w. Diese Wörter der deutschen Sprache und ähnliche Bruchstücke ihres Vorrathes sind selbst demjenigen nicht ungeläufig, der das Grimm'sche Wörterbuch nur vom Hörensagen kennt. Mehr braucht es nicht — besonders die Wehmuth und das in den verschwiegenen Abgrund versunkene Liebesglück, die finden sich sogar von selbst. Was aber die Nixen betrifft, vor denen möchte ich die Wenigen warnen, welche ein Quintchen örtlicher Färbung nicht für ganz und gar überflüssig halten. Es gibt hier keine Nixen, sondern nur „Buchenmanndln", ein Uebelstand, der für den Reim bedenklich erscheint, obwohl sich auch nicht leicht ein anständiger auf Nixe oder Nixen auftreiben läßt.

Die „Buchenmanndln" sind die nächsten Verwandten vieler anderer Manndln, die sich in den Bergen sehen lassen. Die Schröteln, von welchen der Schrötelkopf da drüben seinen Namen hat, eine weit verbreitete Zunft, hausen sogar

als Nachbarn. Doch unterscheiden sich jene durch einen Fehler und einen Vorzug vor allen übrigen, den Wichteln, Venedigern und Untersbergern. Als Gebrechen müssen wir es ansehen, wenn wir vernehmen, daß man von ihnen nie mehr sieht, als den Arm mit der Hand — ein Vorzug dagegen ist es gewiß, daß sie über das Wasser gehen können. Sie halten sich sogar mit Vorliebe am und über dem Wasser auf. Ein Fischer erzählte mir, er habe einmal bei der Nacht eine Hand über den Schwarzen See schweben sehen, welche ein brennendes Licht trug. Das war ein wie gewöhnlich unsichtbares Buchenmanndl. Ich aber fing an, mich der berühmten, selig verstorbenen Irrwische zu erinnern, die ihre ätherischen Leiber in den vernichtungssüchtigen Händen der Zweifler gelassen haben. Daß die Hand eines unsichtbaren Wesens über dunkle Wasser eine Leuchte nach nächtlichen Ufern trägt, das ist im Uebrigen ein schöner Gedanke, um den ich den bescheidenen Erfinder ganz aufrichtig beneide.

Die „Buchenmanndln" sollen ihren Namen davon haben, daß sie am liebsten in Buchenwäldern und am Rande von Gewässern in solchen Wäldern leben. Da haben sie nun hier einen Ort gefunden, der ihrem Geschmack weit besser zusagen wird, als der im Jägerhäuschen drüben dem gefühlstiefen Lyriker. Rings hart um den See am schmalen Rande hoher Felshänge werfen ununterbrochen dichtgedrängte Buchen ihren Schatten über die Wellen am Ufer — eine schönere Einsamkeit voll Schatten und kühlern Wassern hat noch Keinen beglückt. Auch wäre Gelegenheit gegeben, hier mit warmen Lobsprüchen der Nymphe Eccho zu erwähnen, die an allen Wänden um den See ihre Luftpfade wandelt. Aber den olympischen Apparat zu Naturbeschreibungen oder Vergleichungen wollen wir wieder den Poeten überlassen. Mir kommt

es jedes Mal vor, als hörte ich die alte, lang verrostete Maschine quicken und knarren, mit der ein Gott auf die Scene geschoben wird. Wir greifen nach der Physik und holen unsere Bilder lieber aus dem Laboratorium, als daß wir sie aus dem Staub allegorisirender Perrücken ausgraben.

Jetzt schwimmen auf dem Schwarzen See die breiten Blätter der Wasserlilien, aus deren Fruchtkapseln die Samen sich schon längst in den schlammigen Grund gesenkt haben. Die Uferränder, sonst vom Wasser bedeckt, liegen kothig und übelriechend da; gekrümmte Reihen von angeschwemmten Rinden und Prügeln bezeichnen den gewohnten Stand der Fluth. Dort ragen zwei gewaltige Stämme, schief geneigt, über das Wasser empor. Sie wurden von den Holzknechten über den Berghang herabgerollt, damit sie auf den Steg fallen sollten, der sich zwischen diesem und dem See hinzieht. Die beiden Stämme aber überstürzten und bohrten sich kopfüber in den Grund des dunkeln Wassers. Im fernen Hintergrunde schaut eine lichtblaue, von goldenem Schein und goldenen Wolken verklärte Bergspitze herüber und auf ihr rasten zuletzt die Blicke, nachdem sie die schwarze Tiefe, den Moder und das welke Laub der Waldufer überschaut haben.

Von diesen Gestaden aus ist der genußreichste Gang, wenn man zu einem Wasserfall hinsteigt, den in der Entfernung von nicht einer halben Meile das Bächlein bildet, welches aus dem Schwarzen See hinabfließt. Die Richtung nimmt es gegen den St. Wolfganger See. Lustig sprudelt die Ache durch die Gewölbe der Buchen hin; manchmal fällt ein Sonnenstrahl in das Walddunkel und färbt den Schaum, welcher sich vor großen Blöcken angesammelt hat, blendend weiß. Fernes Rauschen verkündet den Fall — so heißt es

in jeder Wasserfallsbeschreibung, und ich kann für diesen Fall nur hinzufügen, daß man nicht mehr weit zu gehen braucht, um das Wasser stürzen zu sehen, wenn man es einmal durch das Rauschen des Waldes hindurch stürzen hört. Milchweißer Schaum fällt, in zwei Ströme gespalten, über eine braunschwarze Wand in ein rundes Becken. Dieses Becken, Gumpe, Tümpel, wie man es immer nennen will, hat dieselbe Farbe, wie alle Wasserlöcher in der Achen, wie alle ihre Aushöhlungen und Anstauungen: sie ist grün wie ein Tannenzweig. Aus ihr aber fließt ein zweiter Sturz über den Rand zur Tiefe und unten, dem Auge halb versteckt, sammelt ihn ein zweites Becken, grün und tief, wie das erste. Dann erst läuft das Wasser, nachdem es das Hinderniß der beiden Felsenschaalen überrannt hat, gemächlicher dem weiten Seespiegel entgegen. Diese Erscheinung ist ein Modell des Strub-Falles am Hallstadter See. Dieser hat freilich unvergleichbar mehr Wasserinhalt, aber der Gedanke ist derselbe. Bei beiden perlt und quirlt die hinabgeschleuderte Wassersäule aus tief gehöhlten Becken wieder auf. Ich weiß nicht, ob wir hier jenen Wassersturz vor uns sehen, den der einzige Schaubach in seinen „Deutschen Alpen" als „Wirer's Strub" bezeichnet. Sonst habe ich nirgends von der schäumenden Cascade des Schwarzen Sees etwas gelesen. Vielleicht aber bringe ich ihr den einen oder andern stillen Freund zu.

Wenn wir den weiter nördlich laufenden Graben zurückgehen, sehen wir, uns umdrehend, die unersteiglichen Wände des Schrötelkopfes hinter uns. In einer seiner hochgelegensten Klüfte hat ein verwegener Jäger Eisenerz entdeckt.

Es mag dort oben, von menschlichen Händen unaufgewühlt, in der Hut der grauen Männer ruhen. Wir aber trachten, von unserer Wanderung am Schwarzen See ermüdet, wieder das Gestade des größeren Gewässers zu gewinnen. Wie es ruhig daliegt, im eigenen Blau gesättigt! Ein langes Schiff, eine schwarze Wildente ziehen weit draußen dahin. Noch stehen am Ufer Haselstauden und Nußbäume dicht belaubt, der lange, sonnig-trockene Herbst macht dem November die gewohnte Beute streitig. An den Giebeln des Höllgebirges, der höchsten Glorie dieses Sees, die blendend aus seinen Wassern wiederscheint, rücken die rothen Strahlen der Sonne hinauf, welche dem Thale schon entschwunden ist. Nur wenige Monate — vielleicht Wochen — und der hier im Schneesturm Vorübergehende hört das Aufbrechen der Risse im Ufereis — jenes winselnde, jammernde Geräusch, welches die Träume der Strandbewohner beunruhigt. Mehr noch als in stürmischen vernehmen sie es in frostklaren Nächten. Dann klingt das „Billen" (so nennen es die Leute) im weißen undeutlichen Gefunkel des Mondes auf dem Eise wie Aechzen aus dem Grab und die Schneewölkchen, die manchmal ein Windstoß von der überschneiten Decke weghebt, gleichen Gestalten, die in Leichentüchern tanzen wollen, aber klagend in ihre Gruft zurückstürzen. Dann ereignet es sich auch, daß Lawinen, mit herabgerissenen Blöcken vermengt, in den See stürzen und das am Strande festgewachsene Eis unter der aufgewühlten Welle zerschmettern. Doch das sind noch keine Schauspiele für diesen unseren Novembermonat, dem die Gothen in unserer damals kälteren Heimath den verfrühten Namen Jiuleis gaben, den Jiuleis, der sich für uns erst in den lichterbesäten Tannenbäumen der Christnacht sichtbar macht. Noch fürchten wir nicht die Schauer

des Jiuleis. Noch stürzen an warmen Tagen Windstöße auf den See herab, welche die größte Aehnlichkeit mit jenen Wirbelbewegungen der Luft haben, die in der Gewitterschwüle an heißen Sommerabenden den See aufregen. Der Name „Strawind“ (Streuwind) zeugt von dichterischer Auffassung des Volkes. Wie dürres Laub vom Sturm empor gejagt und stoßweise herumgedreht wird, so geschieht es auf der weiten Fläche mit den Wellen. Dem Strawind müssen die Einbäume ihre Spitze zukehren; wer seine Bewegung an die Breitseite herankommen läßt, darf sich dessen versehen, daß Wasser im Augenblick sein Fahrzeug ausfüllt. Freilich sinkt der Einbaum deßwegen — auch umgestürzt — nicht unter. Indessen auf seinem Boden reitend, von Wellen überschüttet, das Herannahen einer zweifelhaften Hilfe abzuwarten, ist nicht Jedem räthlich, wenngleich der Strawind rasch wie eine Windhose dahinfährt und dicht hinter ihm die Fluth wieder nur in sanften Kräuseln daherschwillt.

Ein wirkliches Uebel dieses Monates aber sind die Nebel. Kein Uferbewohner, welcher mit dem anderen Ufer zu thun hat, kann des Compaßes entrathen. Selbst mit diesem Instrument gerathen sie oft, weil sein Gebrauch nicht jedem Ruderknechte von Anfang an geläufig ist, in die Nothwendigkeit, Stunden lang nach irgend einem Gestade zu suchen. Am stärksten wirkt der Zauber, welcher die Pfade auf dem Wasser verstrickt, dann, wenn Schneeflocken durch die Trübe jagen — dann entsteht völlige Wirrsal in den Köpfen, mit den Schneekrystallen taumeln die Gehirnstränge, die Ganglien thun ihre Schuldigkeit nicht mehr und Erfahrene beschreiben ihre Empfindungen während der „Schneibm“ in dunkler Nacht als denen der Seekrankheit ähnlich. —

Für heute aber lassen wir den verdüsterten Strand und nehmen an einem gastlichen Tische in Unterach Platz, an welchem Bauern und Jäger behaglich bei der Kerze plaudern.

Am andern Tische sitzt ein Junge von ungefähr vierzehn Jahren, welcher weint. Das „Kaibl, das er heut hat treiben müss'n, hat ihn so 'zerrt". Aus Verdruß darüber und aus Scham vor denjenigen, die seine ungeschickte Schwäche mit angesehen haben, vergießt er helle Thränen. Es gibt doch recht viele sonderbare Schmerzen auf dieser Welt und die Wirklichkeit erscheint darin grausamer, als die quälerische Erfindung der Menschen. „O, das Kaibl, das Kaibl!" schluchzt er fortwährend.

Ein Anderer zeigt seinem Nachbar edle Kastanien, die auf seinen eigenen Bäumen gewachsen sind — denn in diesem geborgenen Winkel gedeiht die süße Frucht. Aber sie ist klein und kümmerlich von Aussehen, die kühlen Sommerregen haben ihr Wachsthum verdorben.

Von den Bauern aber erzählt Einer, der Augenzeuge gewesen sein will, eine Geschichte, die unser Einen wohl seltsam anmuthet, die aber in seinem Zuhörerkreis nicht die mindeste Ueberraschung hervorruft — das Auftreten eines Geistes ausgenommen, welcher gegen Ende darinnen erscheint. So bezeichnend seine Erzählung für Mancherlei ist, was an diesen Ufern getrieben und gedacht wird, so wäre es mir dennoch nicht in den Sinn gekommen, sie jenem Bauern vor einem ganz anders beschaffenen Zuhörerkreis nachzuerzählen, wenn ich nicht jetzt durch unverwerfliche Zeugen über ihre buchstäbliche Richtigkeit belehrt worden wäre.

In einem der größeren Orte am See erhängte sich ein armer Gewerbtreibender. Nachdem die Leiche aufgefunden und secirt worden war, handelte es sich darum, sie zu be-

erdigen. Der Geistliche wies das Ansinnen zurück, dieß auf dem Kirchhof, ja selbst außerhalb seiner Mauern, in der Nähe geschehen zu lassen. Indessen zögerte die Verwesung nicht und bald waren es neben Pietät und Sitte noch andere Beweggründe, welche zur schleunigen Beerdigung des Leichnams drängten. Vorstellungen bei den geistlichen Würdenträgern führten zu keinem andern Ergebniß, als dem, daß den Wortführenden wiederholt bedeutet wurde, „sie sollten mit dem Kerl anfangen, was sie wollten", nur dürfe er weder in noch an den Friedhof hin kommen. Die Angelegenheit wurde dringend und so blieb dem Gemeindevorsteher nichts übrig, als sich an den Amtmann seines Bezirkes um Hilfe zu wenden — denn auch von den Bauern wollte die Leiche Keiner auf seinem Grunde verscharrt wissen. Der Amtmann bedauerte den Vorfall höchlich, ersah aber aus den gesetzlichen Bestimmungen des Concordats, daß er hier kein Recht zu gewaltsamem Einschreiten habe. Der Vorsteher kehrte rathlos zurück — man verlegte sich wieder auf's Bitten, aber keiner der Herren nahm seine erste und wiederholte Willensäußerung zurück. Nun blieb nichts anderes übrig, als den Todten in's Wasser zu werfen. Kaum aber hatten die Fischer von dieser Absicht des vielgeplagten Vorstehers gehört, als sie in Masse Einsprache erhoben und behaupteten, kein Mensch würde ihnen mehr Fische abkaufen, wenn es ruchbar geworden sei, daß man ein so großes Aas hineingeworfen habe. So wanderte also die Leiche wieder vom Seegestade heimwärts. Jetzt — nachdem der Geruch der Verwesung stark zu belästigen anfing und sich weder die Erde noch das Wasser für den Gestorbenen öffnen wollte, befahl der Vorsteher seinen zwei Knechten, ihn in seinem eigenen, ihm, dem Vorsteher, gehörigen Walde einzugraben.

Die Knechte thaten es und die Leiche ruhte im Boden. Nach wenigen Tagen aber sah ein Nachts durch den Wald Gehender — die Meisten sagen, er hatte seine guten Gründe, zu sehen — den Todten als Gespenst zwischen den Bäumen herumwandeln. Das erregte allgemeinen Aufruhr — obwohl es nicht auffallen konnte, denn schon vor diesem letzten Auskunftsmittel war ein Vorschlag des Vorstehers, den Todten auf dem ehemaligen Hexen-Richtplatze zu beerdigen, von den Bauern mit dem Bemerken zurückgewiesen worden: „Das könne nicht sein, dort müsse er umgehen!" Jetzt aber bemächtigt sich der Gemüther allgemeine Erbitterung über das Gespenst — eine Predigt goß Oel in's Feuer. So kam man überein, an den Bezirksamtmann eine Deputation abzusenden, welche fordern sollte, daß der Leichnam aus dem Gehölz wieder ausgegraben werde, weil das Gespenst die Vorübergehenden in Schrecken setze. Der geistliche Würdenträger führte das Wort — dem Herrn Bezirksamtmann aber riß der dicke Geduldsfaden und er wies der Abordnung die Thüre.

Diese Geschichte findet rasch ihre Fortsetzung in zweien nicht minder unerbaulichen Historien.

Ein Förster am Seeufer entdeckte, daß sein Praktikant, der etwas unwohl war, sich an einem Quatember-Fasttage Fleischbrühe kochte. Er jagte ihn sofort aus der Dienstwohnung und der arme Adspirant auf den kaiserlichen Staatsdienst, der ohnehin von seinen eigenen Mitteln lebt und keinen Kreuzer Gehalt bekommt, muß sich in einer weit entfernten Schmiede ein nothdürftiges Obdach suchen.

Nichts ist für gewisse Krankheiten heilsamer als einzelne Stücke von dem Leichnam einer Frau, die im Wochenbette gestorben ist. Darum riß man in vergangener Woche am

Traunsee drüben einen derartigen Cadaver aus dem Boden und trieb gewaltigen Unfug.

Andere politisiren. Die Protestanten der Umgegend, meint Einer, trügen seit der Schlacht von Königgrätz den Kopf gar zu hoch. Sein Nachbar lobt die Tiroler, weil sie von jeher solchen die Festsetzung in ihrem Lande verwehrt. Jetzt könne man sehen, fuhr er fort, wie gescheidt die Tiroler gewesen seien — denn wären Protestanten im Lande gewesen, sie hätten während des Krieges sämmtlich für die Preußen spionirt. Daß die Tiroler gescheidte und vorsichtige Leute sind, kann ich dem Redner aus eigener Erfahrung nur bestätigen — wurde ich doch selbst im verhängnißvollen Sommer in einem versteckten Thal, in welches nicht einmal eine Fahrstraße führt, schon deßhalb dort verhaftet, weil ich unter dem Panzer der offenen Weste ein rothes Hemd trug und nach der Behauptung meines eigenen Wirthes „schon so lutherisch dreinschaute."

Ein Knecht ereifert sich drüben im Gespräch und schimpft über das viele Beten und Plappern, während die Dirnen dabei an Dinge dächten, die er unverblümt in kerniger Schilderung auf den Tisch des Hauses niederlegte, ich aber dem Ahnungsvermögen des Lesers überlassen muß. Seine freigeistige Anschauung findet indessen keinen Anklang. Im Gegentheil, ein biederer Bergbewohner sagt: „Weißt, was D' bist?" und antwortet nach kurzer Pause: „A Haderlump bist, dös sag' der i!"

Glücklicher Weise schneidet ein merkwürdiger Zwischenfall jegliche Discussion, die vielleicht zu weiterem als zu einem Principienstreite führte, entzwei.

Schon seit längerer Zeit sehe ich die Wirthin und einige Leute des Gesindes wie ungeduldig nach der Thüre des Nebenzimmers schauen. Plötzlich öffnet sich diese und herausdringt ein überraschender Lichterglanz. Ein Transparent mit den gelb durchschienenen Worten: „Glück und Segen zum hohen Namensfeste!“ lehrt uns die Bedeutung der Illumination. Es gilt den Namenstag des Wirthes. Eine Spiritusflamme lodert über dem Transparent und hinter ihm tritt die achtjährige Tochter hervor, weiß gekleidet, mit einem grünen Kranz auf den blonden Haaren. Sie sagt beklommen einige Verse her, bleibt aber mitten darinnen stecken, zu einigem Verdruß der Mutter, welche fortwährend verwundert versichert, sie habe den „Wunsch“ doch heute Nachmittag so gut „gekonnt“. Zum Glück für die arme Kleine ist aber ein Mann aus Salzburg anwesend, der morgen den Bauern des Attersees die „Wunder der Urwelt“ zeigen wird und zu diesem Besuche auch eine Drehorgel mitgebracht hat. Diese hat die kluge Wirthin requirirt, um die Pausen des Festes auszufüllen und so fällt sie denn auch, auf ihren Wink, mitten in den Nöthen des verblüfften Kindes mit dem „Gablenz-Marsch“ ein. Ich habe mich vorher mit dem Manne unterhalten und von ihm die überraschende Klage vernommen, daß er so lange mit seinen Vorstellungen nicht habe beginnen können, weil bei der Statthalterei zu Linz der Text, den er zu seinen Vorstellungen herzusagen gedachte, weit über die erwartete Zeit hinaus, zur Prüfung habe vorliegen müssen. Ich meinestheils hätte nicht die Bedenklichkeiten getragen, wie eine k. k. Statthalterei. So lange, wie es vor drei Monaten geschah, das hochlöbliche Pfarramt um Vertreibung einer weißen Frau, die ein stigmatisirtes Kind zu quälen pflegte, angegangen wird, steht es mit der geologischen Ge-

sinnungstüchtigkeit der Unterthanen noch vortrefflich. Moses und die Propheten haben gute Ruhe vor Laplace und Humboldt. Doch wieder zu unserem Feste!

Es erscheint ein Soldat auf einer Figur reitend, welche Aehnlichkeit mit einem Pferde hat, und zwar mit einem Schimmel, denn Fell und Füße bestehen aus einem weißen Leintuch, unter dem ein Mensch versteckt ist. Das Gesicht des Pferdes ist rund und zu einem Gespensterkopf verunstaltet. Der Reiter hält vor dem Gefeierten still und beginnt eine lange Rede in Knittelversen abzulesen, welche mit der Beschreibung der Schlacht von Vicenza anhebt und mit einem Hoch auf ihn endigt. Die Anwesenden, welche zwischen Thüre und Ofen sich aufgestellt haben, wie auf dem Theater vor dem Hintergrund das „Volk", stimmen kräftig ein und die Drehorgel spielt den Radetzky-Marsch. Vor dem Hause krachen Pistolen — Einer schießt sogar in der Flur, und wenn die Thüre aufgeht, dringt Pulverdampf in die heiße Stube. Sämmtliche Hunde — und deren ist bei der hier blühenden Zucht keine geringe Zahl — bellen den Reiter an. Der ebenfalls militärisch Costümirte, welcher das Pferd am Zügel führt, nimmt den Generalshut ab und hält ihn dem Wirthe hin, welcher einige Münzscheine als Trinkgeld hineinfallen läßt.

Nun wird das Transparent näher besichtigt. Der Gefeierte nimmt eine daneben aufgestellte Schachtel in die Hand und sieht, daß sie mit kleinen Kindern und Schnullern von Holz angefüllt ist, worüber allseitiges bedeutungsvolles Lachen entsteht. Abermals wird angestoßen, getrunken und Hoch geschrieen. Der Tischler, auch Fremdenführer des Dorfes, trägt heute ein buntes Gewand und eine zuckerhutförmige Mütze von grauem Filz. Er hat sich aus Gefälligkeit gegen

die Hausherren in einen Arlechino verwandelt. Die Mutter der Köchin, ein altes Weib, hat sich eine lange Nase aufgepappt und erscheint als Gemsenjäger. Ein eben beurlaubter Soldat von Rainer-Infanterie hat seine Montur einer Magd geliehen, die es sich darin wohl sein läßt und mit den Burschen auf des Hauses Unkosten zecht. Es beginnen gymnastische Vorstellungen, maskirter Ball, endlich Concert. Die Frau des Hauses begleitet ein Posthorn, welches die Melodie: „Wenn die Schwalben heimwärts ziehen," bläst, auf der Guitarre. Freude glänzt auf allen Gesichtern, Troer und Tyrier schweigen endlich wieder, wie eben das Lied: „Abraham ist gestorben" angestimmt wird, dessen Witz darauf hinzielt, den Schneidergesellen, der eben den Leichnam des Patriarchen vorstellt, mit Wasser zu begießen. So endigt der bunte Abend, wie so viele Dinge des dämonischen Lebens, mit einer Farce.

Aus einer Unglückstafel, welche am Gestein einer Garten-Mauer hängt, ist mitten durch die gemalten Figuren hindurch an einer morschen Stelle, welche das Bild durchbricht, ein kleiner Bittersüß-Strauch durchgewachsen, an dem jetzt die glänzend rothen Früchte hängen. Ich schaute zufällig darauf hin, als ich eben nach dem Kirchhof von Unterach ging. Was wächst aus den verwitternden Bildern dieses Lebens überhaupt? Die bittersüße Frucht, welche Einsicht und Erfahrung genannt wird. Ist ihr Gedeihen ein innerlicher Gewinn? Ich möchte von Tag zu Tag mehr daran zweifeln, und that es besonders an jenem Tage, weil ich eben in der

Stimmung war, den kleinen Kirchhof von Unterach zu besuchen.

Der Kirchhof ist in jedem Orte lehrreich, weil man an seinen Kreuzen und Steinen Mancherlei über Hab und Gut, Meinungen und Schicksale der Menschen erfährt. Es war ein Sonntag. Eine Frau ging über die Gräber hin und sprengte Weihwasser darauf. Auf den wenigsten Hügeln erhob sich ein Zeichen des Andenkens. Es waren die meisten ungeschmückte, wenn nicht vergessene Stätten. Rothe ehemalige Kreuze, nur mit einer darüber getünchten, halb verlöschten weißen Ziffer bezeichnet, zogen sich in Menge hart an der Mauer hin, aber an fast allen war kein Querholz mehr zu sehen, so daß jetzt nur Pfähle im üppigen Gras steckten. Ein seltsamer Gegensatz dazu erschienen mir die Knaben, welche schon jetzt, eine halbe Stunde vor Beginn des Gottesdienstes, ungestüm an den Glockensträngen sich herumtrieben und es mit Mühe erwarten konnten, daß sie mit dem Schlag der Uhr sich daran hängen und zerren durften. Allerheiligen war schon lange vorüber; es brannten keine weißen und rothen Kerzen mehr auf den Hügeln, aber noch sah man Herzen, aus Beeren kunstvoll zusammengesetzt, auf der geebneten schwarzen Erde liegen — andere Hügel dagegen waren mit Blättern und anderem Abfall gedüngt, damit im Frühjahre die Blumen darauf üppig blühen können.

Ich verließ die Umfriedung wieder und ging weiter an den Hügeln den See hinab. Das Gewässer regte sich nicht, eine matt glänzende Kugel schimmerte manchmal durch die Nebel des Himmels. Die Drachenwand im Rücken war von einem seltsamen Lichtblau umwoben — aus der Kirche aber drangen jetzt Gesänge und Trompetenschall herauf. Ich schritt auf dem Grün fort, dem ein erwünschter Regen fast

eine neue Frühlingsfarbe verliehen hatte und wunderte mich, wie sehr die Gewohnheit äußerer Eindrücke den Menschen für ihr Verständniß abstumpft. Jetzt sitzen sie dort unten zwischen den kalten feuchten Mauern und beten unter dem Geräusch von Blasinstrumenten ihren Gott an, während hier sich unabsehbar der wirkliche Himmel ausdehnt und alles Sichtbare weit mehr, als dort unten, geeignet erscheint, dem Inhalt harter Schädelwände die Funken metaphysischer Gedanken zu entlocken.

Darüber weiter nachzudenken wäre ein ärgerliches Bemühen — und am Ende könnte das, was dabei herauskäme, wieder Manchem Aerger verursachen.

Wie lustig lodert dort die Flamme des Kalkofens am Gestade! Hinter ihr flattern die weißen Nebel auf dem Wasser umher und vom See ist wenig mehr zu sehen, als die unförmlichen Wurzelklötze, die an seichten Uferstellen liegen und den Fischen ruhige Brutstätten gewähren sollen.

Je weiter der westliche Strand sich gegen Norden abflacht, desto mehr beginnt die Landschaft jene Züge anzunehmen, welche die Seegestade in den Voralpen auszeichnet. Hier verliert sich der Pfad zwischen den Stümpfen eines abgetriebenen Waldes, um welche sich hie und da noch immer der Epheu schlingt — dort ackert ein Bauer mühsam auf dem buckeligen Hügel, dessen Boden dem Walde abgerungen ist, der weiter unten noch ungestört sich zum See hinabzieht, daß die graue Schiffhütte im Schatten der Hainbuchen steht, die ihre Früchtedolden auf das löcherige Dach herabstreuen.

Schöne Baumreihen, Ackerränder von Wald- und Obst-Bäumen abgegränzt, sind es hauptsächlich, welche dem Wanderer auf diesen Hügeln in die Augen fallen. Unter ihnen hinschlendernd, vernimmt er mit Behagen das Schlagen der Axt,

die auf einem Floße am Ufer zimmert, das Schnarchen der Sägmühlen im dichteren Wald, das geräuschvolle Hinabstürzen der Wasser über die Schutzbretter und Räder. Wenn sich der Nebel hebt, kann er den purpurnen Wiederstrahl bewundern, der vom Schein der welken Buchenwälder ihm aus dem See entgegenschimmert — einem umgestürzten Berg von Rubin vergleichbar. Auch wird er die grelle Amethyst-Farbe anstaunen, welche sich mit dem sinkenden Nachmittag über die Berge hinzieht, das Weingelb der Lärchen auf den Vorgebirgen im See, die Bergspitzen, welche über den Nebel hervorschauen, der sich, in goldene Wolkenbänke aufgelöst, zu ihren Füßen herabgelassen hat.

Ich habe mich unterdessen mit Bauern unterhalten, welche noch verspäteten Klee mähen, dann im Gasthause des Dorfes Attersee mit den Knechten, welche eben um den Tisch sitzen und ihre Nudeln in die gemeinsame Schüssel mit brauner Brühe tauchen, auch mit wackeren Kaminkehrern, welche ihrer Feuerbeschau um den See obliegen und mich an der stillen Verzückung eines Finanzwach-Soldaten geweidet, der von seinem schweren Berufe bei einem Bande des „Belletristischen Ausland" sich erholt. Auch hätte ich Gelegenheit gehabt, die protestantische Kirche zu beschauen, deren Thurm weit über den See hin glänzt, bin aber nicht hineingekommen.

Je weiter die Dämmerung vorrückt, desto klarer scheint das Stahlblau des Sees — eine überraschende Wahrnehmung, welche ich nicht minder am Hallstadter, wie an manchem anderen tiefen See der Berge gemacht habe. Segelschiffe mit Bausteinen beladen ziehen vorüber, während wir im „Traunerl" zurückkehren und manchmal sieht man den Weg eines Nachens, der am andern Ufer den Inhalt eines Stadels abgeholt hat, durch eine ganze Straße von Heuhalmen bezeichnet. Der

Knecht legt sich emsig in's Ruder; er trachtet bald zur Ruhe zu kommen, denn schon um zwei Uhr Morgens muß er wieder heraus in Nacht und Nebel auf den See, um ein Schiff mit Kalk nach Kammer hinabzufahren.

Die Sonne hat die Sterne der vergangenen Nacht verdrängt und die Luft weht sommerlich lind über die Fläche des Attersees. Wir verlassen nun auf einige Zeit das große Gewässer, um uns seine Ufer und ihr Leben in der Verwandlung eines anders beleuchteten Monates wieder zu betrachten. Bis dahin versparen wir uns auch, drüben am Felsenufer von Burgau Loidl's Fischbehälter zu besuchen, einen der standard shows Ischler Badegäste. Es sind Forellen, Saiblinge in Menge und mitunter auch gewaltige Lachse darin zu sehen.

Am östlichen Ufer drüben in Weißenbach erscheint der See als ein ganz anderer. Rechts ragt noch die Drachenwand und es sieht aus, als ob unser liebes Unterach hart am Fuße läge, links aber zieht sich eine endlose Bläue hin, die nördlichen Ufer der Wasser sind nicht mehr erkennbar geworden, vor uns schauen nur Hügel aus dem See und wenn das Höllengebirge sammt der jähen Eisenmauer nicht wäre — man könnte wähnen, einige Meilen trennten den Atter-See von der geschlossenen Mauer des Hochgebirges. Dem ist aber nicht so; er hält mehr als er dort unten verspricht. Mit flacher unentschiedener Landschaft hebt er an und endigt, indem die durchsichtige Fluth gegen Felsen schlägt, an welchen die Wolken hinziehen und in deren Klüften die Gemse klettert.

So verlassen wir ihn auf eine Weile, mit ihm aber auch so manches Freundliche und Ansprechende menschlicher Gewohnheiten. Von nun an uns gegen Ischl und den Süden wendend, gehen wir sehr vielen merkwürdigen Anschauungen und Erfahrungen, aber auch etwas Anderem entgegen, was manchem Leser nicht minder interessant sein mag. Wir bewegen uns von jetzt an in dem Kreise, den die Gäste des kaiserlichen Kurortes Ischl zu invahiren pflegen, mit anderen Worten, von nun an hat man aller Orten zehn Chancen gegen eine, daß man sich früh Morgens und spät Abends über die Wegelagerer ärgern muß, welche in diese „Erholungs-Gegend“ Wirthshäuser gebaut haben. Das einzige Mittel, dem zu entrinnen, ist reich zu sein oder draußen zu bleiben. Mit einer Harmlosigkeit, welche unter Umständen Lachen erregend wirken kann, legt man dem Gaste Rechnungen vor, die in keiner Spur von Verhältniß zur Gegenleistung stehen. Die schmutzigste Dorfherberge gibt hierin dem Gasthof ersten Ranges nichts nach. Die übelriechende, mürrische, dumme Dirne, die dort ihr Bier einschenkt, versteht ihr Geschäft so gut, wie der aalglatte parfümirte Kellner, der „alle“ Sprachen spricht. Hier wird fast aller Orten geprellt. Dabei entwickeln nicht wenige der Beutelschneider die Naivetät, sich darüber zu wundern, daß die Schweiz, mit deren Naturwundern das Salzkammergut rivalisiren kann, bei der eleganten Welt wie bei der weniger eleganten höher in der Gunst stehe, als das schöne Land, in dem ihre Spinnenweben aufgehängt sind. Einem so Verwunderten kann geholfen werden. Man sage ihm einfach Folgendes: Gesetzt auch — was übrigens weit ab nicht wahr ist — man bedürfe zu einer Bereisung der Schweiz desselben Geldvorrathes, so steht die Waare zum Preis fast immer im richtigen Verhältniß. Wer die Gast-

häuser der Schweiz mit ihren Pensionen, Lesezimmern, kleinen Bibliotheken, Bädern u. s. w. kennt, weiß den Gegensatz zu würdigen, wenn er sich erinnert, was er dort um zehn Franken erhält, und was hier dem bescheidenen Fußreisenden an Grobheit, Unbequemlichkeit und kümmerlicher Verpflegung dafür geboten wird. Ich könnte noch manche Randbemerkung dazu anbringen — dieselbe widerspräche aber dem Zweck dieses Buches, welcher der ist, ein wenig beizutragen, daß die Schönheiten unseres eigenen Bodens mehr gewürdigt werden. Hinzufügen aber will ich noch, daß man seinen Aerger noch um ein Beträchtliches steigern kann, wenn man sich ein wenig auf den volkswirthschaftlichen Standpunkt stellt. In England und Frankreich hat das Geld weniger Werth als in Deutschland, in Deutschland wieder weniger als im dermaligen Oesterreich. Man bedenke, wie hart sich sonst ein Mensch, der hier als Wirth mit Forderungen von Zehner-Banknoten herumwirft, als wären es Haselnüsse, nur einen Gulden verdient — wie selten und theuer das Geld, wie bettelhaft die Verhältnisse, wie schwer das Erlangen eines kleinen Erwerbes ist, und man wird es doppelt unverschämt finden, daß derselbe Gulden, um den sich der Mensch sonst den Hals halb auskegeln müßte, dem Reisenden als eine lächerliche Bagatelle ausgebohrt wird. Diese kleine Bemerkung diene als Aviso und vorläufige Abkühlung, damit der Tourist, wenn er ins Wasser geht, sich nicht mit einem Mal zu sehr abgeschreckt finde. Die wenigen Ausnahmen helfen mit, die Regel des allgemeinen Herkommens greller zu beleuchten — mir aber ist es eine Freude, sie an ihrem Ort gewissenhaft zu signalisiren.

Die Post Weißenbach, bei welcher der gleichnamige Bach in den Attersee mündet, ist ein elegantes Gebäude. Im Sommer drängt sich in der Regel eine unbequeme Anzahl herrschaftlicher und sonstiger Fuhrwerke davor, deren Inhalt die vorgeschriebene Reise von Ischl hieher, von hier nach St. Gilgen oder auf den Schafberg zu vollenden strebt. Für eine gewisse Welt, deren Sommervergnügen im Verkehr mit Kutschern und Kellnern zu bestehen scheint, ist hier ein wichtiger Transitoplatz. Die Wirthin wird um jene Zeit nicht leicht einen anderen Weg zurücklegen, als den von der Küche zum Fischbehälter und vom Fischbehälter zur Küche. Wie heimelt es uns dagegen zurück, nach dem stillen Unterach hinüber, dessen Häuser dort der Schatten seiner Obstbäume deckt und in dessen gastlichen Stätten die Freundlichkeit selbst Hausfrau geworden ist! Wie wenn hier mit dem weiten Blick nach flachem Boden auch die Welt eine weitere und größere geworden wäre, erinnert uns das Straßengetriebe und die zierlichere Gondel mit verstärkter Macht an die Abgeschiedenheit des Strandes dort jenseits des Wassers und an den ungefirnißten Kahn, der in der altersgrauen Schiffhütte steht.

Die Trennung wird uns hier durch nahe liegende Betrachtungen erleichtert. Wir wandern gemach durch das enge Thal zwischen der bewaldeten Ziemitz und dem kahlen Höllen-Gebirge gegen Südosten.

Zur Linken das wenig erfreuliche Schaustück unzähliger Stümpfe, die aus grauen abgetriebenen Hügeln ragen — darüber hoch oben am Geröll der Bergspitzen den bluthrothen Glanz der Abendsonne — daneben wieder zwischen den hohen und niederen Baumüberresten weiße Häuser — rechts den

grünen Weißenbach im kleinen Bett. Trümmer von Wohnungen, ausgewaschene Mauern in seiner Nähe sind aber Zeugen anderer Wasserbewegung, als derjenigen, die jetzt in kaum bemerkbaren Wellen sich nach dem See drängt. Dazwischen tönt überall die Axt und der Wiederhall von Stimmen unsichtbarer Männer. Lange dröhnt ein Schuß durch die Thalwände fort und zittert mit den Schallwellen bis zu den hohen Wänden hinauf, die über die Lichtungen hereinschauen. Je höher das Thal sich gegen die Wasserscheide erhebt, desto tiefer versteckt sich für uns der Bach in den aufgerissenen Schlund. Schon ist es dunkler Abend und birgt uns sein Schatten die Tiefe, aus welcher es herauf rauscht. Hoch über dem Abgrund funkelt schon ein Stern: ein anderer scheint aus der Ampel einer kleinen Kapelle, die an seinem Rande steht. Ueber der gefährlichen Nacht der bodenlosen Senkung wachen unbekümmerte oder warnende Lichter. Wir lassen uns bald im Scheine eines anderen nieder, welches die Wirthin auf den Tisch stellt, die ein verkleideter Husar zu sein scheint. Mit schnurrbärtigen Lippen fragt sie uns um unser Begehr. Unsere Tischgenossen sind zwei Jäger, welche der Krieg in Böhmen brodlos gemacht hat. Jetzt irren sie von Dorf zu Dorf, von Schloß zu Schloß, und bieten Bauerngemeinden wie Adeligen ihre Dienste zum Waldhüten oder „Büchsenspannen" an. Jene aber haben ihre eigenen armen Leute, und diese folgen gerne der Mode des kaiserlichen Hofes, der sich „einschränkt". Die vier Kreuzer, welche sie bei jedem Förster gewissermaßen als Handwerksgeschenk erhalten, helfen ihnen weiter. So sind sie aus Böhmen nach Mähren, aus Mähren nach Niederösterreich, Oberösterreich gekommen und werden wohl noch ihre weiteren Reiseziele Tirol und Steiermark erreichen. Sie verstärken

die Anzahl der bekannten „armen Reisenden", von welchen alle Landstraßen der Monarchie wimmeln, und welche zu den wichtigsten indirecten Steuern der Besitzer offener Geschäfte gehören.

Drei Stunden nördlich vom Attersee erheben sich die Hügel des Hausruck-Waldes. Sie bilden finstere, abgeschiedene Thäler. In einem solchen liegt das Dorf Ampfelwang, welches im zweiten Jahrzehnt dieses aufgeklärten Jahrhunderts der Schauplatz von Begebenheiten war, deren Aufzeichnung man in einem Romane, nicht aber in den Archiven eines Pfarramtes vermuthen sollte. In der That erscheinen uns diese Dinge so seltsam, daß wir sie gerne als ein Gebilde irre geleiteter Einbildungskraft anschauen möchten. Die Geschichte ist wenig bekannt und ich erzähle sie, soweit mir ihre Quellen zugänglich waren, als Beitrag zur Kenntniß des mystischen Zuges, des Dissenter-Wesens, welches seit Petrus Waldo im zwölften Jahrhundert in den Bergländern von Savoyen bis zur Traun wahrzunehmen ist, und in verschiedenen Gestaltungen immer wieder zum Vorschein kommt.

So wenig verbreitet die Kenntniß von der Bewegung sein mag, von welcher ich spreche, so notorisch ist die Thatsache, in welcher zum Theil ihr letzter Grund und Anstoß gefunden werden muß. Man weiß, daß am 26. August 1806 zu Braunau der Nürnberger Buchhändler Palm von den Franzosen erschossen wurde. Ein gewisser Thomas Pöschl, Cooperator im Städtchen, begleitete ihn zum Tode. Dieser Mann, damals sieben und dreißig Jahre alt, hatte einen mächtigen Hang zu jenen religiösen Anschauungen, welche

man im philosophischen Kauderwelsch der Zeit Supranaturalismus nannte. Die Greuelthat der Schergen, deren Augenzeuge er gewesen war, ging ihm nicht mehr aus dem Sinne. Seine Vorstellungen verdüsterten sich und die folgenden Jahre, in welchen das Land zu wiederholten Malen mit Krieg und Verheerung durchzogen wurde, befestigten in ihm den aufgekeimten Wahn von Gottes Zorn und den Strafgerichten, in deren Schrecken die Welt untergehen müsse. Er fing an, überall das Walten finsterer Mächte zu entdecken. Die ganze Creatur ist des Teufels, sagte er, und es bedarf unsäglicher Anstrengungen, um den furchtbaren Gerichten, welche hereinbrechen, zu entgehen.

Der größte Theil des heutigen Oberösterreich stand damals unter baierischer Herrschaft. Die Beamten dieser Regierung hatten hier wie in Tirol, etwas von jenem Josefinischen Geiste, mit welchem ihre Oberen die Klöster aufgehoben hatten und verschiedenen Dingen, welche man als unberechtigte Uebergriffe des Clerus bezeichnete, entgegen getreten waren. Es konnte demnach nicht fehlen, daß die Klagen einiger Bürger, welche angaben, Pöschl beunruhige ihre Kinder in der Schule mit wüsten Vorstellungen und beängstigenden Hirngespinnsten, bei jenen geneigtes Gehör fanden. Man beschloß, den sonderbaren Schwärmer in den Hausruck-Wald zu versetzen, unter dessen Fichtenstämmen und grobklotzigen Bauern er weiteren Schaden anzurichten außer Stande sein würde. Die Behörde hatte zu dieser eigenmächtigen Versetzung kein Recht und es war ganz natürlich, daß sich der unglückliche Mensch dagegen sträubte. Man verstand indessen mit dem Widerspenstigen keinen Spaß und eines Tages erschienen Soldaten, welche ihn mit Gewalt an den Ort seiner seelsorgerlichen Thätigkeit zu führen hatten.

Es ist ein sicheres Kennzeichen beginnender Narrheit, wenn der Patient sich von allen Seiten verfolgt glaubt. Findet Verfolgung aber wirklich Statt, so gießt man Oel in die düstere Flamme.

Von diesem Augenblicke an fühlte sich Pöschl als Märtyrer, dem man nachstelle, weil der Geist dieser Zeit den Aufforderungen zur Buße und Umkehr, der Umgestaltung der herabgekommenen Kirche, wozu er von oben berufen war, feindselig entgegen arbeite und das gute Werk, das er vorbereitete, zu verderben trachte. Eine Lieblings-Marotte religiöser Schwärmer, die Bekehrung der Juden bildete fortan den vorzüglichsten Gegenstand seiner Kanzelreden, sodann die nothwendige „Reinigung" der Christenheit, wenn diese nicht von Gott verworfen werden sollte, wie einst die Judenschaft. Die Regungen der Zuhörer schrieb er bald den Engeln, bald den Teufeln zu. Das Pathos und die grellen Farben der Bilder überwältigten den Verstand der Bauern. Es bildete sich eine besondere Gemeinde, in deren „Herzen Christus durch den Glauben inwohnte."

Doch waren diese Zusammenkünfte harmlos und beeinträchtigten das geistige Gleichgewicht der dabei Betheiligten noch nicht wesentlich.

Ein anderes Ansehen gewann die Bewegung, als Pöschl am 23. Januar 1814 von der Kanzel herab verkündigte, daß er von Gott als Reiniger gesandt sei. Er meldete das Hereinbrechen des Weltunterganges, die bevorstehenden letzten Gerichte und das tausendjährige Reich im neuen Jerusalem an. —

Die Gemeinde weinte und schluchzte vor Aufregung. Die Wenigsten aber wußten, daß die Zornpredigt des neuen Propheten von der Krämerin Magdalena Sickinger veran-

laßt worden war. Dieses vierzigjährige Frauenzimmer, eine der eifrigsten Zuhörerinnen Pöschl's, war durch seine Vorträge so aufgeregt worden, daß sie anfing, an Sinnestäuschungen zu leiden, welche Pöschl seiner Seits für Offenbarungen von oben hielt. Er schrieb sich Alles auf, was sie ihm sagte. Manchmal saß der Heiland mit dem Kreuze in ihrem zu Krystall gewordenen Herzen, dann deutete er ihr liebkosend an, daß der Tag kommen werde, an welchem er ihr befehlen würde, dem „Bruder" (Pöschl) zu sagen, er solle jetzt auftreten. Der Herr sagte ihr zu wiederholten Malen, sie sei seine liebe Braut und müsse für die Reinigung der Welt auf dem Blutgerüste sterben. Die gegenwärtige Kirche erklärte Gott für ein Blendwerk und einmal gab er der Sickinger zwei Weintrauben, welche sie mit dem Bruder im Geiste theilen solle. Ein anderes Mal war der Heiland mitten in ihrem Herzen aufs Kreuz gespannt. Während sie ihn betrachtete, stieg aus dem Grunde des Herzens eine helle Flamme, welche sich ins Herz des Gekreuzigten senkte. Da umarmte sie den Erlöser, welcher nun seine zwei vom Kreuze befreiten Arme um sie schlang und sich ihr ganz zum Genusse hingab, daß das Kreuz im Herzen leer dastand.

Es ließe sich noch sehr viel Aehnliches über diese von Pöschl aufgezeichneten Visionen anführen, deren Relation sich im Pfarrarchive zu Neukirchen bei Frankenburg befindet. Doch ich denke, man wird mir das Weitere wohl erlassen und beistimmen, wenn ich mich begnüge, anzuführen, daß endlich am 22. Januar des genannten Jahres der Herr dem Pöschl durch die Sickinger befahl, seinen Propheten-Beruf vor allem Volke zu offenbaren. Es geschah mit dem beschriebenen Erfolg. —

Bei dem Volke, welches grelle Wunder liebt, gedieh Pöschl sofort zum Ruf der Heiligkeit; weniger erbaut dagegen waren, wie sich denken läßt, die ihm vorgesetzten Geistlichen. Es kam zu peinlichen Auftritten. Der neue Messias ließ sich aber durchaus nicht einschüchtern, sondern fuhr um so eifriger fort, seine Lehre, mitunter selbst auf der Gasse, zu verkünden. Nachdem alle Abmahnungen und Zureden erfolglos geblieben waren, mengte sich abermals das profane Landgericht darein, und so geschah es, daß man den Prediger zwei Monate später mit Gewalt in's Priesterhaus nach Salzburg abführte.

Unterdessen trieben seine Anhänger, die „betenden Leute", wie sie das Volk nannte, ihr Wesen fort. Ja die von ihm selbst voraus gesagte Verfolgung des Propheten verlieh ihnen neue Kraft und verstärkten Eifer. Sie kamen bei Nacht und Nebel zusammen, ließen sich durch die von Pöschl eingesetzten geistlichen Vorstände unterrichten und lasen Schriften, wie „das verborgene Leben mit Christo in Gott", das „himmlische Vergißmeinnicht", das „himmlische Frag- und Antwortspiel" und Aehnliches. Ihr Lieblingsbuch aber war das sogenannte „Herzbüchlein". Diese Schrift besteht aus zehn Bildern, deren jedes ein Herz darstellt. In ein Herz sieht man einen Pfau, eine Schlange, eine Schildkröte, einen Bock, ein Schwein, eine Kröte und einen Panther hineingezeichnet; in der Mitte der Thiere steht ein lachender Teufel mit Flügeln. Aus einem anderen Herzen, welches Buße zu thun anfängt, fliehen die Thiere — und so verändert sich das Herz zehnmal je nach den Graden seiner Verworfenheit oder Besserung. Es gibt wenige Darstellungen, welche wüster und eckelhafter gedacht sind, als die mit den zehn Herzen.

Im Gefängniß fuhr Pöschl fort, nach außen zu wirken. Es war unmöglich, ihn so abzusperren, daß er nicht von Zeit zu Zeit ein Pastoralschreiben absenden konnte. Er bestimmte das Jahr 1816 als den Zeitpunkt des Weltunterganges und seines feierlichen Einzuges in Jerusalem. Diejenigen, welche dann noch nicht mit ihm glauben würden, sollten vernichtet werden.

Die trüben Zeitverhältnisse, die fortwährenden Kriege und die Unsicherheit alles Bestehenden wirkten zu einer Bewegung mit, welche wüsten Taumel in den Köpfen armer, unwissender Leute hervorrief. Die Menschenschlächtereien im christlichen Europa nahmen kein Ende; gerühmt und geachtet wurden nur diejenigen, unter deren Anführung die größten derselben vollbracht worden waren. Die Herrschaft sittlicher Ideen erschien auch den Blöden als ein Wahn; sie erkannten in dem dermaligen Weltzustande jenen, welcher von der Apokalypsis als der Vorbote des allgemeinen Unterganges geschildert wird.

Es geschieht nicht selten, daß die Ereignisse mit solchem Wahne Neckereien treiben, durch welche er bestärkt wird.

Napoleon kehrte von Elba zurück. Undeutliche Gerüchte über das Wiedererscheinen des Angestaunten durchzogen das platte Land und gestalteten sich in der Vorstellung der Pöschlianer von Oberösterreich zur Nachricht von dem Auftreten des Antichrist. Die Heerzüge, die erneute Unruhe, das Bangen aller Gemüther, halfen ihnen in der Verbreitung ihrer Meinung. Nun geschah von den Anhängern des neuen Propheten das Aeußerste, um vor dem Eintreten der letzten Dinge unter ihren Bekannten und Freunden Bekehrungen zu erwirken. Sie rannten wie Besessene herum und schrieen

Tag und Nacht den Weltuntergang und das tausendjährige Reich auf den Straßen aus. Das erste Anzeichen desselben war für sie indessen kein anderes, als daß die königlich baierische Nationalgarde, welche gegen die nächtlichen Ruhestörer Patrouillen-Dienste zu versehen hatte, sie aufgriff und ins Gefängniß brachte. Das machte sie indessen nicht im Geringsten irr; denn ihr Meister hatte ihnen geweissagt, daß man sie in den letzten Tagen verfolgen würde.

Unter diesen Verhältnissen verlebten der Prophet und viele seiner Jünger die verhängnißvollen Jahre 1815 und 1816. Jener war, um ihn gegen den Verkehr mit seinen Anhängern vollständig abzusperren, aus dem Kloster St. Peter in den Polizeiarrest versetzt worden, diese wurden durch das Ende des Weltuntergangs-Jahres nicht enttäuscht. Sie glaubten, das entsetzliche Strafgericht sei verschoben worden, weil Gott sich durch das Gebet der Frommen und Auserwählten noch einmal habe rühren lassen. Viele wurden auch in Blindheit erhalten durch die Hirtenbriefe, welche Pöschl selbst aus dem engeren Gewahrsam zu verbreiten wußte. Sie wurden als Kleinodien betrachtet, mit der größten Verehrung studirt und ihre Abschriften theuer bezahlt. Pöschl selbst ermunterte jeden Adressaten, die Zuschrift herumgehen zu lassen. Im Briefe an eine Bauernmagd, Katharina Schlager, heißt es am Ende: „Theile freiwillig den anderen Schwestern auch Etwas von meinem Schreiben mit. Ihr habt daran Alle genug zu essen. Ich wünsche, daß es Euch recht wohl bekomme!“

Indessen fehlte es auch nicht an Apostaten. Namentlich der Umstand, daß zur festgesetzten Zeit die Welt nicht unterging, daß die Juden Juden blieben und der von Gott zum Triumphator im himmlischen Jerusalem auserkorene Held mittler-

weile in einem gewöhnlichen Arrestlokale saß, von baierischen Gensdarmen bewacht — das wollte Vielen nicht zusammenstimmen und einleuchten. Einigen Eindruck machte auch der Abfall jener Magdalena Sickinger, durch welche sonst der Herr zu ihm gesprochen und die im Rathe der heiligen Dreifaltigkeit gesessen hatte. Sie führte wieder ein „anspruchloses“ Leben.

Es ist kaum zu zweifeln, daß die Menschen, wenn sie den geregelten Gang der Zeiten betrachteten und nichts Auffälliges in der Welt mehr geschehen sahen, auch allmählich wieder in die nüchternen Geleise ihres Bauernverstandes zurückgekehrt wären. Ein Abfall von Pöschl's Religion hätte am Ende den anderen nach sich gezogen und die Idee der „Reinigung“ wäre wieder verschwunden. In diesem Falle hätte ich kein Wort von der ganzen Geschichte erzählt, denn Pöschl's Lehren wären sonach ein dogmatisches System wie jedes andere und es ist am Ende nicht widersinniger, das Auftauchen des Neuen Jerusalems ins neunzehnte als in ein anderes Jahrhundert zu verlegen. Auch die Gesichte der Magdalena Sickinger sind nicht auffallender, als die der heiligen Magdalena von Pazzis oder der heiligen Katharina von Siena. Aber die Orgien, welche nachfolgen, sind merkwürdig. Es feiert deren zwar jede metaphysische Anschauung, so wie sie als „Religion“ sich der Köpfe (und des Geldbeutels) des Vulgus bemächtigt; jeder Götze fordert Blut: das Idol von Tschaggarnaut und die eiserne Jungfrau voll der Gnaden, in deren Armen Ketzer verkohlen. Aerger erschiene freilich, was die Menschheit an unsichtbaren Gütern, an Schärfe der Sinne und Wohlfahrt des Leibes, an Lebensfreude und wirklicher, nicht selbstsüchtiger, Sittlichkeit durch die unaufhörliche Mythen-Bildung Einbuße erleidet — doch

das darzustellen, erforderte Bände und gehört nicht in die Pflichten eines Reisebeschreibers, der sich vom Widerwärtigen gern abwendet. Aber die fast unbekannte Geschichte des Weiterschreitens der Reformation Pöschl's lehrt in einer winzigen Nuß, was man sonst auf der großen Kugel zusammensuchen muß: den Wahnsinn als letzte und unbestreitbare Consequenz dogmatischer, das heißt solcher Vorstellungen, welche nicht auf Einsicht in die Natur der Dinge, sondern auf irgend eine willkürlich aus dem Blauen gegriffene Behauptung, auf die Eigenliebe und die Selbst-Verhimmelungssucht des Haufens aufgebaut sind und der Welt vornehmlich durch die fast überall gleich wunderbare Zudringlichkeit und Frechheit imponiren, womit sie ihre Orakel als Einflüsterungen eines übersinnlichen Wesens bezeichnen. Man sieht auch aus dieser Geschichte, daß alle Anstifter sogenannter religiöser Bewegungen mehr oder minder Türkenblut in ihren Adern haben.

Ein Bauer, Namens Johann Haas gerieth, nachdem das Weltuntergangs-Jahr ruhig vorüber gegangen war, auf den Einfall, er sei statt des eingesperrten Pöschl zur siegreichen Verfechtung der neuen Offenbarung von oben berufen. Er nannte sein Haus, den „Sitz der Dreifaltigkeit“ und machte sich sofort an das Geschäft des „Reinigens“ der Gemeinde. Diejenigen, welche in die Gemeinde von nun an aufgenommen werden wollten, wurden hundertmal in ein Schäffel mit kaltem Wasser untergetaucht, bis ihnen die Besinnung verging. Wenn sie sich wieder leidlich erholt hatten, erhielten sie Faustheibe auf den Unterleib, bis sich schlimme Zufälle einstellten. Schwächeren gestattete man, behufs der Reinigung einfach so lange im Zimmer herumzulaufen, bis sie es vor Keuchen, Schweiß und Ermattung nicht mehr aus-

zuhalten vermochten. Bei Manchen war das Reinigungswerk auch durch eine Tracht gewöhnlicher Prügel als bewirkt erachtet.

Nächst dem Reinigen hielt man auch das Verbrennen der „Hoffahrt“ für ein nothwendiges Vorspiel zur Aufnahme in den Bund, dessen Mitglieder nach so vielen ausgestandenen Qualen ein nicht gewöhnlicher Stolz durchdrang. Unter der Hoffahrt verstand man alles dasjenige bewegliche Besitzthum, welches nicht zu den allerunentbehrlichsten Bedürfnissen gehörte. Seidene Tücher, Taufgeschenke, silberne Knöpfe, Hutbänder, Mäntel, Uhren — alles das mußte zerstampft und vernichtet werden, bevor der Geist einziehen konnte. Halbnackt liefen die Leute auf den Feldern herum und schauten nach den Zeichen des Himmels, welche dem Anbrechen der letzten Stunden vorhergehen sollten.

Das Landgericht wollte diesen Dingen nicht mehr länger zusehen und steckte den Johann Haas, vulgo Schmidtofferl, eben so in Gewahrsam, wie es mit dem großen Pöschl geschehen war. Doch fand sich augenblicklich ein Nachfolger im verwaisten Amt, und wieder war es eine Dirne, durch deren Mund Jehova sprach.

Eine gewisse Polyrena Gstöttner, welche früher vom Teufel besessen und vom Schmidtofferl gereinigt worden war, erklärte vor dem Landgerichte, welches ihr das Handwerk legen wollte, wörtlich:

„Als ich vor einigen Tagen aufwachte, ward ich im Geiste verzückt. Ich sah durch eine geöffnete Thüre den Herrn auf einem Throne sitzen. Ein schöner Regenbogen umgab seinen Stuhl. Rings herum saßen die Vornehmsten

der Welt, mit goldenen Kronen geziert und Alles beugte sich vor seiner Herrlichkeit; da stand der Herr auf und sprach: Polyrene! Drei meiner Auserwählten, Pöschl, der Jäger (ein Revierförster von Wolfsegg, bei dem viele Zusammenkünfte abgehalten worden waren) und Schmidtofferl haben bereits die Verkündigung meiner Lehre übernommen, aber vielen Widerstand und wenig Glauben gefunden. Ich will, daß du nun eine neue Auserwählte seiest, die mit Wort und Werk der Welt Bekehrung verkünde!"

Die Bureaukraten blieben ungläubig und die Prophetin entzog sich der angedrohten Einsperrung durch die Flucht.

Ihre Stelle wurde sofort von Marie Burgstaller aus Ampfelwang eingenommen, die im Vereine mit einem anderen Haas, dem sie die Teufel ausgetrieben hatte, Tag und Nacht an herbeilaufenden Neophyten das Reinigungswerk vollzog — denn der Zudrang war stärker als je.

Mittlerweile ereigneten sich Dinge, welche zum ersten Male bewiesen, daß mit dem Glaubenseifer der Anhänger Pöschl's nicht zu spaßen sei.

Es grassirte um jene Zeit noch der Unfug der Passionsspiele. Die baierische Regierung hatte zwar ihr Möglichstes gethan, um derartige blutrünstige Schaustellungen zu unterdrücken, aber hie und da gelang es einer herumziehenden Bande dennoch, das Verbot zu umgehen. Welche Kreise von Gedanken sich beim Anschauen einer solchen „Morithat" mitunter bilden, zeigt der Eindruck, den die Kreuzigung auf jene Pöschlianer hervorbrachte, welche die regelmäßigen Besucher des Theaters waren.

„Der Herr fordert Opfer und gebeut die Ermordung der Unreinen!"

So lautete die Parole, nachdem die Kreuzwegs-Vorstellungen in Frankenmarkt zu Ende waren.

Die erste Person, welche zum Kreuz-Opfer auserſehen wurde, war Pfarrer Götz von Ampfelwang. Dieser Mann war in zweifacher Hinsicht ein Unreiner. Erstlich hielt man ihn für baierisch gesinnt und das galt den Leuten, die an dem dumpfen Habsburgerthum mit einer Treue festhingen, welche eines Tirolers würdig gewesen wäre, als eine Art Steckbrief auf Freigeisterei und Irreligiosität und dann kannte man ja Götz als denjenigen, welcher ihrem Propheten zuerst warnend entgegen getreten war. Man beschloß also, den Verworfenen zu kreuzigen. Um seiner Person habhaft zu werden, holte man ihn um Mitternacht, angeblich damit er einem Kranken in Schlagen, welches fast eine Stunde von seiner Wohnung entfernt liegt, die Sterbsakramente reiche. Sie hätten ihren Anschlag auf den Mann sicherlich durchgesetzt, wenn derselbe nicht durch ein altes Weib verrathen worden wäre. Dieses lief dem Pfarrer, welcher schon unterwegs war, entgegen und theilte ihm die Anstalten mit, welche getroffen worden waren, ihn ans Kreuz zu schlagen.

Das gottgefällige Opfer mußte dießmal unterbleiben; dagegen nahmen sich die Gläubigen vor, in Zukunft sicherer zu Werke zu gehen. Mit List war dem gewarnten Mann nicht mehr beizukommen: man versuchte es mit Gewalt. Während er an einem der nächsten Tage die Messe las, packten ihn rücklings vier Gläubige und zerrten ihn vom Altar weg. Der Schullehrer aber, welcher ahnte, was vorgehen sollte, fing an, so entsetzlich zu schreien und zu heulen, daß die Würger ihre Beute wieder fahren ließen, die sich nun eiligst durch die Flucht nach dem Pfarrhaus rettete.

Von da ab wurde Götz von den ungläubigen Gliedern der Gemeinde sorgsam gehütet und bewacht.

Indessen können wir dieses Blatt der „Kirchen- und Ketzerhistorie“ nicht zu Ende schreiben, ohne von wirklich gelungenem Mord zu berichten.

Jener Haas, welchem Marie Burgstaller den Teufel ausgetrieben hatte, bestimmte nun den Weltuntergang auf den 29. März 1817. Die Gnadenzeit war mit dem Abende dieses Tages geschlossen. Wer nach ihm noch ungereinigt war, sollte dem göttlichen Strafgericht verfallen. Die Aufregung in diesen Stunden stieg mit jedem Augenblick: Hunderte ließen sich prügeln und mit Wasser begießen, um dem göttlichen Zorn zu entrinnen. Viele wälzten sich auf der Erde herum und strampften mit Händen und Füßen, Andere bellten und miauten, die Einen rauften mit unsichtbaren Teufeln, während Schwächere, von Fasten und Hieben erschöpft, wie blödsinnig vor sich hinschauten. Unter diesen befand sich der Prophet selbst.

Als endlich der Abend jenes 29. März da war, begab sich Haas, von eifrigen Anhängern begleitet, vor das versperrte Haus eines Bauern, Namens Nehammer, welcher im Dorfe Schlagen der eifrigste Widersacher der neuen Lehre und der übelberüchtigtste „Unreine“ war. Sie erbrachen die Thüre; einer der Knechte schlug den alten Nehammer mit einem Beil nieder; Haas hieb dessen junge Tochter zuerst mit Faustschlägen auf den Boden, worauf derselbe Knecht den Hieben mit der Axt nachhalf, Haasens Tochter Franziska aber zerschmetterte der alten Bäuerin mit ihrem Beil den Schädel. Während dieser Vorgänge rief der Prophet unaufhörlich mit salbungsvoller Stimme: „In Jesu Christi Namen schlagt sie Alle todt!“

Nachdem dieses Opfer vollbracht war, begab sich der Prophet mit den Getreuen in seine Wohnung zurück. Dort hatten sich viele Leute versammelt, die sich reinigen lassen wollten. Die Tochter Francisca reinigte, während die vielen Wachskerzen herabbrannten und bald nur mehr der Mond im Zimmer leuchtete. Es wurden die Worte Jesus und Christus tausend Mal wiederholt, dann schlug der Prophet den Knechten, die ihm vorhin geholfen hatten, mehrmals mit der Axt auf den Kopf und die Kniee. Sodann verkündete er seiner Taufpathin Maria Eizinger, daß sie sich statt seiner dem Herrn als ein Opfer für die Unreinen darzubringen habe. Während sie unablässig schrie: „Jesus Christus wohnt im Herzen!“ warf er sie auf den Boden und brachte ihr von den Fußsohlen allmählig aufwärts bis zur Stirn unzählige Beilhiebe bei, deren letzter ihr den Schädel entzwei spaltete, daß die Gehirnmasse sich auf den Boden verbreitete. Die anwesenden Männer und Weiber schauten betend zu.

Als die Eizinger todt war, zündete Haas Werg an, streute es um sie auf den Boden und trat es mit den Worten aus: „Jetzt hat die Hölle ausgebrannt!“

Nun kam die Reihe des Opferns an sein Weib. Er traf es mehrmals mit der Schneide der Axt, allein es raffte sich wieder auf und stürzte endlich ohnmächtig in die Arme einer Bäuerin, Anna Zaunrieth. Diese wollte das Weib vor weiteren Hieben schützen, erregte aber die Wuth des Propheten in solchem Grade, daß er auch ihr den Schädel zu zerhauen sich anschickte. Doch diese ergriff in der Todesangst das geschwungene Beil und entriß es der Faust, daß es zu Boden fiel. Die Anwesenden kamen wieder ein wenig zur Besinnung, Anna Zaunrieth's Vater warf das Beil zum Fenster hinaus und das Morden hatte ein Ende.

Der Prophet und seine Tochter schrieen noch Stunden lang neben den Leichen ihr „Jesus, Jesus!“ in die Mondnacht hinaus. Gegen die herbeieilende Polizei, welche von ihnen für Teufel gehalten wurde, wehrten sie sich auf das Aeußerste. Im Kerker, den dreihundert andere Gläubige mit ihnen theilen mußten, wurde auf das göttliche Zornfeuer gehofft und aller Unfug weiter getrieben. Gott sollte feurige Rosse zu ihrer Befreiung schicken. Im Jahre 1819 waren sämmtliche Mörder und mit ihnen ihr Anstifter, der Schmiedtofferl, wieder in Freiheit, in Gnaden entlassen. (Vor einigen Tagen beantragte der Staatsanwalt für einen Menschen, der sechs Zehnkreuzer-Münzscheine gefälscht hatte, lebenslänglichen schweren Kerker.)

Anklänge und vereinzelte Bestrebungen ähnlicher Art sind, wie ortskundige Beamte versichern, noch immer nicht vollständig verschwunden. Noch immer redet man hie und da von geheimen Zusammenkünften gewisser Leute, wobei gotteslästerliche Ceremonien aufgeführt werden sollen. Namentlich Einzelne der protestantischen Bevölkerung werden von katholischen Nachbarn beargwöhnt. Im Sommer des Jahres 1866 kam es vor, daß man in der Gegend des Attersees Einigen nachsagte, sie beteten in einer Kapelle, die sie in ihrem Hause errichtet hätten, den „heiligen Bismarck“ an.

Pöschl starb unbeachtet 1837 zu Linz. Die Anderen verblichen des herkömmlichen christlichen Bauerntodes. Ich kann den kurzen Blick auf diese Phase in der Geschichte des Monotheismus nicht abschließen, ohne die Vermuthung auszusprechen, daß trotz der erzählten Gräuel mancher Leser den Joseph Haas und sein Prophetenthum keineswegs für nichtswürdiger oder verrückter halten wird, als die Wirksamkeit

mancher Menschen, die in den Geschichtsbüchern in hohem Glanze dastehen. Das Wie seines Treibens war ein anderes — das Was ist identisch mit nicht wenigen Bewegungen der traurigen Menschengeschichte.

Nach Ischl! Der Name des alten Ischila wird uns noch oft in diesen Wanderblättern begegnen. Auch diesen Weg — wir sind auf der Straße angelangt, die vom Traun-See dorthin führt, gehen wir heute nicht zum letzten Mal. Der Leser wird es mir deßhalb verzeihen, wenn ich ihn heute noch nicht in dem fashionablesten Bade der Monarchie zur Ruhe kommen lasse; wir werden später die sämmtlichen Straßen und Lustpfade durchmessen, von der Kaiserstraße bis zum Siriuskogel. Sicherlich will ich das nicht grobselbstsüchtig zu meinem eigenen Behagen thun. Wenn ich aber mit dem Lande Salzburg die angränzenden Theile von Oesterreich beschreiben will, kann ich dieser Pflicht kaum entrinnen.

Der Weg vom Hallstadter zum Traunsee, in dessen Mitte das vielberühmte Ischl liegt, wird durch den Lauf der Traun bezeichnet. Hier stehen wir schon vor ihr, auf der stattlichen Reichsstraße und schauen mit Wohlgefallen in das wirklich wunderbare Grün ihrer Wellen. So schauen Flüsse aus, die geläutert weiter rauschen, wenn ihre Niederschläge auf den Felsengrund tiefer Seen gefallen sind. Aber die Farbe dieses unvergleichlich klaren Wassers wäre in diesem Augenblick nicht das Einzige, wonach die mit der hohen Natur Befreundeten schauen würden. Aus dieser Landschaft schneidet ein Maler Cabinetsstücke, über deren Inhalt die städtischen Beschauer ungläubig die Köpfe schütteln.

Ueber den Wolken scheinen mit dem Ostwind schimmernde Felshörner daherzufliegen: aber es ist ein Trug, sie stehen ruhig da in ihrem Glanz über den Frühnebeln der Niederung. Durch dünnere Dünste des Morgenhimmels schimmern welke Buchen — eine rothe Flamme durch ihr Milchglas. Unten ragen Tannenspitzen, über ihnen ziehen blendende Wolken, über den Wolken schauen Berge in den ungetrübteren Himmel. Solches Alles wäre hier zu sehen, aber Wort und Bild wird nicht geglaubt, weil sie sich an zu Großes und Wunderbares wagen. Von allen Zaubermitteln, welche unbegreifliche Erscheinungen hervorzubringen vermögen und den Dingen Hüllen geben, die den Lichtbrechungsverhältnissen irgend eines anderen Weltkörpers angehören, ist der Morgennebelglanz der niedrigen Spätherbst- oder Wintersonne, welche auf der Erde aufliegend die Körper überfluthet, das kräftigste. Die Welt schwillt in riesenhafte Glanzhöhen an — ihre Spitzen zerrinnen in feuerdurchblitztem Rauch, und ihre goldenen Tiefen sind Phantasmen aus einem seligen Land, in dessen ungewolltem Anblick uns plötzlich eine rasche Ahnung aus unserer ersten Kindheit durch die Seele zieht, aus jener Zeit, in welcher die Lichter der Welt für uns noch freundliche Ueberraschungen waren und uns das Leben ein ewiges Morgenroth schien.

Doch solchen Träumen weiß uns jetzt die Wirklichkeit mit gehässiger Eile zu entrücken!

Dort steht ein bewachsener Block mitten im Fluß; um ihn herum hat sich das in seinem Laufe aufgehaltene Wasser eine tiefe Gumpe ausgehöhlt, worin sich — in der ruhigeren zurückgedämmten Fluth — Schaaren von Fischen tummeln, die abwarten, was ihnen die herabströmende Welle in den Rachen führen mag. Schon aber sehe ich ihren Feind daher-

schlendern — einen modischen Fischer aus dem Kurort, der manchmal mit den glacébehandschuhten Fingern in die Favoris fährt und seine Morgencigarre rauchend in der andern Hand die riesige Ruthe fuchteln läßt, mit welcher er die kaltblütigen Wirbelthiere da unten überlisten will. Merkwürdiger indessen als dieser scheint mir das hölzerne Kreuz, das sich auf dem Block erhebt, denn es erzählt eine Unglücksgeschichte. Der Druna (Dröhnenden) merkt man es da wohl an, wie ihre Wellen manchmal sich dagegen sträuben können, nur gemeinen Flößen und Salzschiffen lastbar zu sein. Viele Menschen ertranken vor dem Blocke mit dem Kreuz.

Ein weniger kläglicher als widerwärtiger Anblick ereilt uns sofort in der Gestalt zweier dicker Damen — wie es scheint, vom Hofe — welche sich von Trägern auf Sesseln in der Sonne herumtragen lassen.

Wie lange noch wird es zur Mode gehören, daß sich brutale Faulheit in einer Lage zur Schau bringt, welche das mitleidige Auge nur dem Kranken oder Verstümmelten gönnt? Die Duldung solcher Sitten scheint mir ein Anachronismus des „humanitären" Zeitalters. Nicht wenig habe ich mich gewundert, als ich im ersten Bande der Mittheilungen des österreichischen Alpenvereines von den Tragsesseln las, welche Touristen auf den Dachstein-Gletscher, ja selbst bis zur Dachsteinwand tragen sollen. Wer mag wohl an solchem Drücken des Geldbeutels auf die Muskelkraft Anderer Gefallen finden, wenn er der Menschen-Cavalcade hoch oben in den „freien" Lüften begegnet?

Für jetzt lassen wir die Gassen von Ischl liegen und besuchen nur den freien Platz auf dem Hügel vor dem prachtvollen Actienhotel. Hier genießt man durch das entre-ouvert einer Berglücke ein Stückchen Gletscherwelt.

Es ist ein bescheidener glance auf den Dachstein, wie die Engländer sagen. Da es uns bald gestattet sein wird, die Bühne zu überschauen, so kümmern wir uns nicht weiter um dieses Lüften des Vorhang-Zipfels und schreiten jener Mulde zu, welche, von hier aus sichtbar, die zwischen Wände eingesenkten Gewässer des Hallstadter Sees andeutet.

Auf dem Wege schauen wir, uns umwendend, wieder auf den südlichen Abhang des Schafberges, welcher der Berg der Seen heißen sollte, denn ihrer drei hält die knorrige Verästelung seiner weit ragenden Felsenwurzeln auseinander — oder auf die grünen Matten des Traunlandes, an denen sich hier und dort gelbe Lärchen hinziehen. Am alten wüsten Markt Lauffen gehen wir rasch vorüber, auch im sagenberühmten Goisern sind es nicht die Geschichten vom heiligen Petrus, dem König Goiseram und dem Lindwurm, die uns aufhalten, sondern der einzig seltsame Kirchhof im Bergwald. Dort rasten wir einen Augenblick, schauen auf die Gräber unter den Tannen und nach dem glühenden Abendroth auf dem Gipfel der steierischen Berge, die über den Sattel der Pötschen hereinragen.

Es ist wieder Abend; Rauchwolken steigen in die schwarzeblaue Luft vor den Bergwänden und der Fleißigste von denjenigen, welche die Aeste ihrer Obstbäume an der Straße beschnitten haben, kehrt heim. —

Schon dunkelt der See, dessen äußerstem Nordrand wir uns nähern. Die Traun, welche ihm entströmt, wird von Nebeln hinabgeleitet, und in den glashellen Tiefen vor der Klause können wir die Fische nicht mehr sehen, die sonst in mächtigen Haufen darin schwärmen. Das Brausen des

Bergstromes und das Klappern der Räder läßt uns in der Gosaumühle bald Freud und Leid auch dieses Tages schlafend vergessen, als wäre er nie gewesen.

Es ist bekannt, daß der Eindruck von Naturscenen in Reisehandbüchern nicht selten übertrieben wird. Der Reisende, welcher sie vorher gelesen hat, ärntet dann statt Genuß Enttäuschung. So verhält es sich vielleicht mit zwei im Uebrigen sehr verschiedenen Erscheinungen, die wir mit einem Blick überschauen, wenn wir am nächsten Morgen vor die Thürschwelle der Gosau-Mühle treten. Da liegt der Hallstadter See vor uns, den man mit dem Berchtesgadener Königssee vergleicht. Diejenigen, welche das thun, haben einen Sinn für die Auffindung von Aehnlichkeitsmomenten in der Landschaft, der mir versagt ist. Ich sehe wohl hier wie dort Felswände nahe an der dunkeln Fluth, aber auf jenen, so zu sagen tragischen Eindruck, der dort den Beschauer überkommt, wenn er, um den Falkenstein biegend, in das titanische Werk der Berggeister aus Wasser und Gestein eintritt — auf diesen warte ich hier vergeblich. So sagte ich zum ersten Mal, so sage ich heute. Es wäre verlorene Mühe, das Wie und Warum auseinanderzusetzen. Die meiste Täuschung entsteht wohl aus der vorhergängigen, irrigen Meinung, der See liege innerhalb der Dachstein-Massen. Der Dachstein und seine Gletscher, die man erst von einer ziemlichen Höhe an gewissen Stellen der Bergufer sehen kann, haben aber mit der Physiognomie dieses Gewässers gar nichts zu thun. Die Gestade bestehen aus bewaldeten Höhen, welche sich im Allgemeinen bis zu viertausend Fuß über den Seespiegel erheben.

Der Kenner des Königssees, des schmalen Beckens, aber hat die schneeigen Höhen des Watzmann, der Schönfeldspitze und des Funtensee-Tauern im Gedächtniß. So viel über diese Parallele, mit welcher Bemerkung an der gewaltigen Schönheit dieses Alpensees jedoch gewiß nicht genergelt werden soll.

Die zweite, schon schneller einleuchtende, Enttäuschung erfährt man, wenn man sich den gerühmten „Gosauzwang“ betrachtet. Es ist dieß ein Viaduct über die Ausmündung des Thales der Gosau in den See, welcher nothwendig war, um die hoch an den Felsen von dem Hallstadter Salzwerk nach Ischl führende Leitung von Salzwasser nicht zu unterbrechen. Seine Länge beträgt siebenzig, seine Höhe einundzwanzig Klafter. Das imponirt uns Menschen aus der Zeit der Eisenbahnhochbauten nicht mehr. Schwindelige, welche in Büchern gewarnt werden, darüber zu gehen, werden wohl zwischen den Geländern hinüberkommen, wie sie über andere Brücken kommen.

Etwas Anderes aber ist es, in das Gosauthal hinein- oder vielmehr hinaufzugehen. Noch weht am See warmfeuchte, wassergashaltige Luft — aber schon wenige Schritte hinter dem Eingang in die Schlünde, aus denen der Bach hervorkommt, fühlen wir die Straße hart gefroren, die Ache dampft und der Reif liegt unangefochten den ganzen Tag über auf Bäumen, welche ihr Laub noch nicht verloren haben. So zieht sich die Kühle in der klammartigen Vertiefung hin.

Je mehr wir uns ihrer jenseitigen Ausmündung in die freie, sonnige Gosau nähern, desto behaglicher wird uns zu Muth. Am Wege weist manche Unglückstafel auf die gefahrvollen Arbeiten des Landes hin, aber es sind nicht mehr die „Marterln“ der bisher durchwanderten Thäler mit ihren

Heiligen, Madonnen und nackt im Höllenfeuer Gebratenen, sondern einfache Inschriften mit dem Namen des Verunglückten und der kurzen Beschreibung seines Endes — von Bildwerk ist daran nichts zu sehen, als das Kreuz, welches oben schwebt und in welchem die Christen sich eine Liebe verkörpert denken, welche auch der mühseligen Menschen im Alpenthal ni t vergißt. Gosau wird von Protestanten bewohnt: es sind „protestantische" Marterln, die wir da vor uns haben.

Die Schlucht zwischen den Bergen, durch welche man nach dem weiten Thale der Gosau hinansteigt, wird, ehe sie sich in dieses verliert, nur allmählig weiter. Da fallen zuerst vereinzelte Sonnenstrahlen in ihr Dunkel — ein goldener lachender Fleck auf die bereifte harte Straße — sie flimmert und scheint, als ob edle Krystalle darüber hin verstreut wären. Die Sonne schaut durch die Spitzen der Fichten, darum sind es langgezogene, gespaltene Lichtstreifen. Daneben aber lacht uns manchmal der dicke Kopf eines Kretinen mit wohlwollendem Grinzen entgegen — dann fährt ein ernst d'reinsehender Bauer langsam auf seinem Wagen vorüber, ohne auf den Fremdling einen Blick zu werfen. Er liegt auf Säcken voll eingesammeltem Laub: hinter ihm steht der kleine Schlitten, auf welchem er sie vom Berge herabgeholt hat.

Schon erscheinen im offenen Thale die ersten Wiesen. Aus den Wäldern hinter ihnen steigt Rauch auf, dort arbeiten die Holzknechte. Andere stehen im breiten Geröllbette des jetzt winzigen Gosaubaches, hämmern, zimmern, wälzen Steine und Balken. Sie nützen die geringe Stärke des Bergwassers aus, um seinen Lauf einzuschränken und für das Hinabtragen von Scheitern mehr geschickt zu machen. Ueberhaupt erscheint

jetzt Gosau wie ein Dorf von Holzhackern, denn die ersten Häuser jenseits der Ortstafel stehen im grünen Walde. Bald aber macht dieser einer freien Aussicht nach dem noch weit entfernten Kern des Dorfes Platz, wo zwei Kirchthürme, unter welchen sich Verschiedengläubige versammeln, in nachbarlicher Eintracht neben einander stehen. Es ist ein mooriger, feuchter Grund, auf welchem sich diese Ansiedlung erhebt, vielleicht der Boden eines längst verronnenen Gewässers. Darum sind die Stege über die Wiesen — die Gangsteige — wozu bei der langen Trockenheit, die unserer Ankunft vorausgegangen ist, vielleicht nicht Jeder gleich den Grund einsieht, mit unförmlichen Platten gepflastert. Doch wir lassen sie liegen und gehen dem Dorfe aus dem Weg. Es könnte uns sonst geschehen, daß wir in die Hände des Brandwirthes fielen, der nach allen Schilderungen in Büchern und im Menschenmund unter den Wirthen ungefähr das sein muß, was weiland Il Passatore unter den gemeinnützigen Männern in den Staaten Seiner Heiligkeit. Wir scheuen die Wegstunde nicht mehr, die auf der Straße uns fort nach dem düstern Waldhang dort hinten bringen wird, wo der gute Schmied wohnt. Sein Häuslein ist wunderbar einklingend mit der Wildniß, in welcher es steht. Die grauen Zacken der Donnerkogel ragen, auf vielen ihrer Platten mit Schnee bestreut, ober dem Walde hin. Die grünen Stämme ziehen sich bis an seine Behausung herab, neben welcher ein quirlender Achensturz rauscht, der unserem fleißigen Freund den Blasbalg und den Hammer bewegt. Wenn so die rußigen Knechte neben dem blühweißen Gischt heraußenstehen und drinnen die Funken lodern und die Abendwolken um die jähen Firste droben ziehen — das wäre im Kopfe unseres Uhland zum schönsten Lied geworden.

Es ist ein hölzernes Haus; heiß im Sommer, heiß aber auch im Winter die kleine Stube, in welcher gezecht wird. Da sitzen wir unter wetterharten Burschen und freuen uns bald ihrer Gespräche über die Jagd auf den Felsenwüsten droben, bald der ungewohnten engen Holzwände im niedrigen Kämmerlein — es schickt sich Alles so trefflich zu einander. Freilich klagt dort ein Steinbrecher über den kärglichen Verdienst und jammert, daß er in seinem Leben nie so viel Geld aufbringen wird, um drüben in Amerika eine bessere Heimath finden zu können — die Steinbrecher, sagt er, seine Bekannten, die hinübergegangen sind, bekommen viel mehr Geld. So ist denn auch hier — doch unser Schmied verscheucht den Mißton. Er weiß Viel zu erzählen: ist es doch bekannt, daß er in den Büchern überall als ein erfahrener Führer gerühmt wird. Er berichtet von seinen Bergersteigungen mit unserem unvergeßlichen Schaubach wie mit dem gewissenhaften Bädecker. Am schlimmsten erging es ihm mit Simony, dem verkörperten Dachstein-Geist, mit dem er Tage lang auf den wilden Bergen herumkletterte, ohne eine andere Aetzung als Chocoladetafeln. Freilich hat er auch in der Gesellschaft so gelehrter Männer allerlei gelernt — so sich im Zeichnen versucht und getrachtet, sich die Umrisse von Versteinerungen einzuprägen. Er besitzt Reisehandbücher und Werke über das Salzburgerland; er hält sich eine Zeitung — erfreulich und überraschend in der hölzernen Hütte. Ich konnte das nicht ansehen, ohne an Tirol zu denken, wo es einer großen Anzahl von Besitzern ansehnlicher Wirthshäuser nicht einfällt, für sich oder für ihre Gäste das Letztere zu thun und vom Besitz eines Buches über die Gegend fast nirgends eine Rede sein kann. Es scheint in der That, als ob die geistige Rührigkeit eines Volkes auf einem Gebiet einen vollständigen Mangel an Strebsamkeit

auf anderen, besonders verwandten, ausschlöße. Bekanntlich herrscht im Volke von Salzburg und einzelnen anstoßenden Gebieten ein überwiegendes metaphysisches Bedürfniß, das sich in allerlei seiner Bewegungen gezeigt hat, in der Sucht zum Sectirer-Wesen, Pietismus, Protestantismus. Der Vorurtheilsfreie wird sich freilich um das Ziel solcher Bestrebungen nicht viel kümmern, aber er kann sich nicht verhehlen, daß schon etwas gewonnen ist, wenn überhaupt nur einmal die geistige Thätigkeit sich wirklich rührt, der hergebrachten Stockung zu entrinnen sucht, poltert und gährt. Selbstverständlich können die Leute keine Weltweisen sein — daß sie aber überhaupt vergleichen, eigene Urtheile in Dingen zu fällen wagen, in welchen es eine Autorität gibt, welche noch mehr als geistliche Waffen zur Verfügung hat, daß sie Bücher haben und lesen, daß diese Bücher nicht — wie es in andern deutschen Bergländern der ausschließliche Fall ist — solche sind, durch welche Herz und Verstand immer weiter und weiter in dumpfe, wüste Vorstellungen hineingezerrt werden, daß sich Selbstbewußtsein und Nüchternheit steigern, das sind Vortheile, über die ich nicht hinwegsehen will.

Wir können heute mitten unter den Knechten unsere gebratenen „Schwarzreiterln" verzehren, ohne von dem kopf- und sinnlosen Geplapper gestört zu werden, welches sonst ein gähnendes Gesinde viertelstundenlang aufführen muß und in seiner unendlichen Wiederholung derselben Formeln, an deren Bedeutung kein Mensch mehr denkt, vielleicht die albernste Parodie auf jede religiöse Handlung ist. Freilich gibt es Individuen, welche behaupten, der gemeine Mensch gehöre unter das Joch formaler Gewohnheiten, die man ihm nicht erlassen dürfe, wenn nicht der von ihnen getragene Inhalt, die religiöse Ueberzeugung, mit ihnen schwinden solle. Der

Bauer ist aber bekanntlich ein Mensch und der menschlichen Gesittung, die man ja doch wohl oder übel empfehlen und verbreiten zu wollen behauptet, ist das heulende Wiederkäuen der einen und selben Sätze, deren Inhalt sogar unmittelbare Beziehungen zum höchsten und allweisesten Wesen anstrebt, vollständig unwürdig. Dergleichen mag für Fetisch-Anbeter und Buschmänner passen. — Andere nennen es eine lächerliche Selbstherabsetzung, wenn es nicht vielmehr noch eine empörende Insulte edlerer Regungen und Anschauungen wäre. Das einzige Humoristische dabei bleibt, daß es die Suppenschüssel ist, welche der widerwärtigen Lungengymnastik zur Veranlassung dient. —

Einige Mühe kostet es, die Befürchtungen unseres Wirthes und seiner diensteifrigen Schwester zu widerlegen, ob wir wohl mit seiner Behausung vorliebnehmen würden. Wir können ihm auf Grund seiner Speisen, Getränke und Betten getrost versichern, daß er sich darüber beruhigen kann. Noch blättern wir sein Album durch, in welchem wir die Namen der meisten Besucher der Gosau-Seen, das heißt, der meisten Bergfreunde überhaupt, finden. Wir schlafen wieder ein im Gedröhne des Wassers und schon vor Tagesanbruch würden uns die Hämmer wecken, wenn der gute Schmied nicht aus Vorsorglichkeit für uns ihre laute Thätigkeit hemmte.

Zu den Gosau-Seen führt ein leicht zu findender Weg. Zuerst gehen wir durch Nadelwald, wo ihn eine fortlaufende Prügelbahn bezeichnet. Der Reif, welcher draußen das Thal bedeckt, ist über den dichten Stämmen zerflossen. „Es ist halt immer wärmer im Wald," sagt der Bursche, der uns

begleitet. Die Donnerkogel erscheinen hier über den Bäumen in einer riesigen, unheimlichen Bildung. Wir sind es bald müde, sie zu betrachten und nehmen lieber den einen oder anderen Menschen in Augenschein, der uns in den Weg kommt.

Da hören wir in der Ferne ein metallenes Klirren. Es rückt näher und wir sehen einen Fischer durch die Bäume daherschreiten, welcher ein schmales, elliptisches Faß auf seiner Schulter trägt. Ein feuchtes Netz, mit kleinen Bleigewichten durchspickt, hängt daran und das Blechgeschirr, welches er angehängt hat — zum Herausschöpfen der Schwarzreiter, die er gefangen — schlägt gegen das Holz. Der erste, vordere See birgt diese und Forellen — im entfernteren, zweiten Gewässer, werden Lachse gefangen.

Auch an den felsigen Waldufern dieser Strecke der Gosauache machen sich die Holzarbeiter zu schaffen. Vor uns brennt ein Feuer, vom „Gäumel" fleißig geschürt; an ihm werden sich die Knechte ihre Suppe wärmen. Manchmal begegnet uns auf dem Pfad, der bald kiesig und felsig zu werden beginnt, ein Holzknecht, welcher von einer der oberen „Stuben" kommt, die jetzt verlassen werden. Er schleppt seine ganze Einrichtung mit sich: Stock mit Eisenspitze und Hacken, Beil, Kochpfanne und Schlitten. So geben die vorüberwandelnden Gestalten Stoff zum Nachdenken und tragen neue Linien in das Lebensbild ein, welches in unserem Vorstellungsvermögen sich zusammensetzt.

Endlich eine tiefgrüne Wasserfläche und im nämlichen Augenblicke der ernste Gletscher in der ruhigen Luft und umgestürzt im ruhigen See. Dessen Klarheit ist so groß, daß es schwer hält zu erkennen, wo sich die Grenzlinie des auf- und abwärtsragenden Bildes befindet.

Ja, es ist ein großer, herrlicher Anblick. Hier wohnt leidenschaftslose Ruhe. Keine Schwingung bewegt den starren Stoff. Ohne Widerstand hebt sich das Gemüth — eine innere Gewalt, die durch die Nerven hinzuckt, daß wir wähnen, wir hörten eine wundersame, ungeheuerliche Botschaft, stürmt darunter — hebt sich das Gemüth in einen Vorstellungskreis, der mit dem gewohnten Lauf der Gedanken nicht mehr zusammenfällt. Eine selten geahnte Kraft ist es, die den oft bekümmerten Sinn plötzlich in sonnigere Höhen trägt — es ist, als ob jene Gewalt, welche die Schlammschichten des Urmeers in die reinen Lüfte emporthürmte, vergeistigt in uns nachwirkte. Niemand wird zu sagen vermögen, was er sich denkt, während sein Auge in das unbewegliche Eis starrt, aber später wird er Rechenschaft darüber geben können, was er sich nicht gedacht hat. Solche Augenblicke sind unfruchtbar an bestimmt umschriebenen und mittheilbaren Ideen — unfruchtbar wie jene Scheitel über dem Firn an lebendigen Gebilden; aber sie sind, gleich jenen, in ein anderes Licht getaucht, als das Schaffen in der Niederung, wir sind von etwas erlöst, was uns sonst anhängt. Tönen allein ist es gegeben, gleich wunderbar auf uns zu wirken.

Der vordere Gosausee mit dem Eisfeld, aus welchem Dachstein, Thorstein herausragen, wäre vielleicht diejenige Erscheinung in den Alpen unseres Vaterlandes, wohin ich den nordischen Freund am Ersten hinversetzen würde, wenn er, auf meine Zaubermacht pochend, von mir verlangen würde: „Trage mich schnell vor das Schönste in jenen Bergen hin, daß ich es bewundern kann.“ Das ist wohl von Künstlern auch daran gerühmt worden, aber unter den unzähligen Bildern, die ich in Cabineten, Sammlungen, Ausstellungen,

von ihm gesehen, habe ich keinen Calame oder Sabatier gefunden. Der Gosausee muß noch gemalt werden.

Heute ist seine Oberfläche tief herabgesunken. Zwischen dem Rand des Fichtenwaldes am linken Ufer und ihr zieht sich ein viele Fuß breiter schwarzer Streifen hinab. Es sind schwarze Felsen, in welche die steigende und fallende Fluth unzählige Linien tief eingefurcht hat. Am anderen Ufer, welches sanfter abfällt, liegt ungeheueres dunkles Geröll umher, über welchem zu anderen Zeiten immerwährend Wasser steht. Ist es doch seit vielen Jahren nicht geschehen, daß die Seen, vom trockenen Herbst geschädigt, so unansehnlich geworden sind — ja vor wenigen Tagen fiel das Wasser des Königssees drüben bis unter den Rand jener geheimnißvollen Höhlung, durch deren Irrgänge sich hindurchdrängend sonst die Fluth bis zur Göllwand über Golling abfließt und über diese herab einen der prächtigsten Wasserstürze dieses Landes bildet — so ist der Golling-Fall versiegt. Auch hier, erzählt der Fischer, dem der plumpe Nachen dort gehört, schaut man jetzt Dinge auf dem tiefen Grund, welche der Blick sonst nie erreichen kann. Das Alles soll uns aber unsere Freude nicht verderben — einige Klafter seichter, einige Klafter tiefer bedeutet für den Anblick dieses Sees so wenig, als die Dichtigkeit der Eisrinde, die droben auf den Geröllltrümmern des Dachstein liegt, oder die Dicke der Leinwand, auf welche das schönste Bild gemalt ist.

Nach und nach zieht eine leise Bewegung über Wasser und Ufer hin. Der Himmel ober dem Gletscher hat die Silberfarbe des Eises angenommen und auf der blendenden Weiße kommen graue, kleine Wolken über die höchsten Zinken herüber — es ist der Südwind, der sie gemach vor sich hertreibt. Dieser ist es, der im Winter das Donnern der La-

winen verkündet. Jetzt aber fällt er, mit seiner wirklichen Gewalt in den Höhen jagend, nur schwächlich auf den See herab, daß seine Oberfläche einem Spiegel gleicht, der in der Mitte zu erblinden beginnt, oder einer schön geschliffenen Metallfläche, an deren nur vergrößert wahrnehmbaren Erhabenheiten der Sauerstoff mit seinem Verbrennungswerk vorrückt. Doch scheint noch immer der hohe Glanz unverzerrt aus der, wie es uns däucht, weit unter den Gletscher hineinquellenden Tiefe. Neben den „Kreidehütten",*) an die das Wasser anschlägt, steigt Rauch auf — auch hier sorgen die Männer für ihr kärgliches Mahl. Zwischen großen Blöcken lodert die Flamme.

Die Felsen der Donnerkogel dünken uns schon viel niedriger; vielleicht sind es die Zacken über dem Gletscher dort, gegen deren Höhe sie sich dem Auge gegenüber anders verhalten, als da, wo es zur Vergleichung nur die Höhe der Fichtenstämme hatte, die sich an ihrem Fuße hinziehen. Wir sind vom Thal nur sechshundert Fuß aufwärts gekommen, aber die Abnahme überrascht uns höchlich. Geröllager, Strömen oder Gletschern ähnlich, drängen sich von den Kogeln gegen den See; an vielen Stellen werden sie von Fichten- oder Legföhrenreihen aufgehalten, vor welchen sie sich anstauen. Die Felswände, von denen sie herabgebröckelt sind, werfen nach ihren Nachbarn über dem See jeden Schall, der an sie schlägt. Von jenen schwillt die Schallwelle wieder herüber, bricht sich wieder und so fort bis sie nach wiederholten Wanderungen zerrinnt. In keinem Buche habe ich davon etwas gelesen. Der Wiederhall an diesen Ufern gehört nicht zu dem Geringsten, was von ihnen erzählt werden muß. Wer

*) Die Gosau-Seen setzen Kreide ab.

sich am rechten Ufer, ungefähr in der Mitte der Seelänge, aufstellt — da, wo auf dem anderen Ufer die graue Wand des „Laaren Kogels" beginnt — kann ein sechssilbiges laut geschrieenes Wort so deutlich von den Wänden wiederhallen hören, als ob ihm ein nachahmender Mensch antworte. Ich habe gerufen: „Ist denn kein Jäger da?" — da war es eine Weile still, nur von einer der südlichen Klüfte tönte der gerade zurückgeworfene Klang des letzten Wortes — plötzlich aber scholl es klar und deutlich, so vernehmlich wie das Buchstabiren der Zunge und alle fünf Wörter drangen über den See herüber in mein Ohr. Ein sechssilbiges Echo habe ich sonst noch nirgends gehört. Ich will deshalb die Verfasser von Fremdenführern u. dergl. geziemend aufmerksam gemacht haben.

Wenn man jauchzt, so spielt der Wiederhall so, als ob sich zwei andere Personen, in weiter Ferne zwischen dem Geklüfte stehend, einander zujauchzten. Der erste schwache Jubelruf dringt wieder von den südlichen Wänden herüber, dann aber antwortet es aus dem „Laaren Kogel" so kräftig und urwüchsig, als ob ein Rudel Almerinnen die hohlen Hände vor den Mund haltend, im Chor schreien würde.

Zum zweiten See vom Südende des ersten ansteigend, sehen wir bald die Zinken der südlichen Fortsetzung der Donnerkogel, ein noch höheres und tief eingesägtes Gebirg — phantastisch, wie die Felsen in einer Landschaft Salvator Rosa's — über die vorgelegte Wand schauen, in Zwischenräumen, getrennt und gespalten, so daß sie mit nichts mehr Aehnlichkeit haben, als mit den Thürmen einer gewaltigen Stadt, die über die Ringmauern herüberschauen. Eine Wand ist es, die ich mit einer Ringmauer vergleiche, welche an den meisten Stellen von ihrem Rande so abfällt, daß der Herab-

stürzende sich vor seinem Zerschellen an den etwa zweitausend Fuß tiefer aufgethürmten Kalkschotterhaufen nirgends beschädigen würde. An anderen Stellen entdeckt das Auge handbreite Vorsprünge, auf welchen sich die Legföhre angesiedelt hat, und manchmal ziehen sich jene Vorsprünge selbst in größerer Breite an der grauen Mauer hin, bis sie an einer eingebogenen Klüftung zerbrechen. Jene Etage der rhätischen Formation, welche man den „Dachsteinkalk“ nennt, ist eben besonders brüchig und wittert gern in scharfen Kanten ab.

Horch! was schallt hinter einer der Kanten vor? Ist es der Ruf des brünstigen Hirsches, der sich aus seinem Versteck in den Legföhren hinter jene Riesenblöcke verloren hat, das Gellen der Gemse oder des Rehs, der Stellaut eines an der Wand verirrten Hundes? Es war ein unklarer, kläglicher Schall. Jetzt dringt er wieder herüber und steigt an den Wänden fort, es dröhnt hin und her, aus der Höhe, aus der Tiefe, vom Innern der Schluchten und aus dem Dunkel der tieferen Fichten im nämlichen Augenblicke. So treibt sich ein unheimliches Gejohl hin — an den Legföhren, von denen das Aug nicht absieht, wo ihre Wurzeln Raum finden und an den Wänden über ihnen. Wir stehen still und horchen. Jetzt erkennen wir die Stimmen von Menschen, sie hetzen die geängstigte Gemse — ein Schuß fällt, von den Bergen zum fernen Donner vervielfältigt — nun ist Alles wieder still, still wie der schwarze Thorstein, der droben unter der trüben Sonne und über dem hellen Eise herabschaut. Die Treiber haben gelärmt — wären wir näher gewesen, wir hätten auch das Rasseln der Steine gehört, welche sie von den Wänden abwarfen, um das ängstliche Bergwild in die todtbringenden Kreise der Jäger zu scheuchen.

Dann hätten wir vielleicht dem „Bergesalten" nicht Unrecht gegeben, welcher dem Treiben Einhalt thut.

Der kleine mittlere See ist ausgetrocknet. Sein Becken stellt jetzt eine Mulde dar, in welchem zahllose Felsentrümmer im Schlamm unter dem freien Himmel liegen. Ueber die Wipfel des Forstes hinweg schaut dagegen das tiefe Wasserbecken herauf, dessen Strand wir eben verlassen haben. Diesem vermag die Dürre viel weniger anzuhaben. Es gleicht einem inhaltreichen, tiefen Geiste, der auch in der Oede jämmerlicher Verhältnisse, die ihm allen lebendigen Zufluß wegzehren, nie absonderlich weit unter die Marke herabsinkt, welche die Natur seinem bewegten Wesen gegeben hat, das den Himmel und die Erde wiederspiegelt.

Der zweite, obere See, den wir nun erreichen, verhält sich zum ersten, wie der wilde Traum zum klaren Gedanken. Der weite Blick in die hohe Welt ist gehemmt. Wir sehen die Größe der Eisbucht, die sich zwischen die Giebel eindrängt, wir sehen den höchsten dieser selbst, den Dachstein, nicht mehr. Das rundschauähnliche jener Gestade verschwindet. Erhebungen und Senkungen vom winterlichen Berg bis zum See stellen hier ein ungeheueres Gewirr dar, vor welches ein Maler keine andere Staffage stellen sollte, als den Adler, der von einem Uferblock in die Trümmer schaut. Es mag sich ein Streit erheben über die Schönheit beider Seen. Dieser wird natürlich, wie jeder andere über die Eindrücke der äußeren Welt, nach der Anlage des Betrachtenden entschieden sein, Byron die höhere Mulde, Göthe die tiefere als ein preiswürdigeres Werk der Kräfte erklären.

Die erstere zeigt so recht die Kennzeichen hochgelegener Bergseen. Ein runder, wirklicher Kessel, dessen Ufer sich nach oben fortsetzen, bis das Eis auf ihnen lagert — ein

Streifen, von diesem nahe herablangend, ein Bach, ihm entgegenstürzend, der nach kurzem Jagen den Spiegel erreicht, ein kaltes Wehen über nackte Felsränder, des Trichters Gestade. Auch hier lauft der Eisstreifen von der starren Wasserfluth trügerisch in unendliche Tiefen fortgesetzt so auf dem Berge, wie im Seespiegel, auch hier liegt dieser weit unter den Rändern seines Sommerstandes. Auch hier hallt es wieder und antwortet dem Rufe hinter hundert Schlünden vor; aber es ist mehr ein vielstimmiges Klagen und Lispeln, als der kräftige Schall von dort. So müssen die Geister des Acherons gesprochen haben, als ihnen der Pilot verkündigte: „Der große Pan ist gestorben."

Wenn wir von dem gewöhnlichen Uferrande bis dahin hinabsteigen, wo jetzt das grasgrüne Wasser anhebt, so empfinden wir Kälte, je weiter wir in den Kessel hineingerathen. Wir gehen über Schlamm und an Blöcken vorbei, die, sonst im Getriebe der Uferwellen liegend, von diesen durchbohrt und zernagt sind, wie der morsche Holzblock im Wald von Kerfen und Würmern. Wenn auch das Wasser diesen Theil seines verlassenen Bettes der Luft eingeräumt hat, so ist diese nicht lau, wie oben, sondern gleicht an Frost der grünen Gletschergumpe, dem zurückgedämmten See, über welchem sie schwerfällig aufliegt.

Der Nachmittag sinkt — der Gletscher rüstet sich, die Höhen rüsten sich zur wundersamsten Beleuchtung, während es um uns herum trauriger und dunkler wird. Wir schauen getröstet hinauf.

Wenn sich der Blick wieder senkt, gewahrt er nicht einen Adler auf dem Uferblock, sondern einen alten Mann, der sich den Schweiß abwischt. Er ist eben aus Steiermark über die schwindeligen „Reisgäng" gestiegen und hat ein Fäßchen Vogelbeerbrannt-

wein auf den Schultern, den er an die Bauern der Gosau verkaufen will.

Mein Federl auf'n Huat
Dös thuat si schön neig'n,
Und wer koan Holzknecht nit kennt,
Dem will i oan jetzt zeig'n.

Altes Lied.

Das Holzknechtsleben, von welchem ich oben gesprochen habe, stellt eine kleine Welt eigener Sitten dar. Das Gebiet ist noch nicht für das lesende Publikum erschlossen: in keinem der zahllosen Bücher über die deutschen Alpen wird der Wißbegierige nur einigermaßen über das Handiren dieses zahlreichen Theiles des Bergvolks sachgemäß aufgeklärt. Die Reiseschriftsteller kommen, bei diesem Punkte angelangt, nie über allgemeine Redensarten hinaus. Die eigenthümlichen Schwierigkeiten, welche es oft für den Touristen haben mag, sich zur näheren Beobachtung heranzudrängen, erklären diesen Mangel hinlänglich. Man muß nicht wähnen — und diese Betrachtung bietet dazu einen wiederholten Beleg — daß man nur einen Spaziergang in die Literatur zu unternehmen brauche, um in einer Camera Obscura zu stehen, in welcher sich die gesammte wirkliche Welt malt. So weit sind wir noch nicht.

In Nachfolgendem habe ich mich bemüht, eine genaue Darstellung der Einzelheiten aus dem Treiben dieser Männer zu geben. Ich werde, unmittelbar nach der lebendigen Bewegung in der Gosau aufgenommen, zeigen, wie sie arbeiten, essen, sich erholen.

Die Holzstube, auf dem Gebirge gelegen, ist für den Holzknecht dasselbe, was dem Soldaten die Kaserne. Dort oben wohnt er Monate lang, um sich den weiten Weg nach dem Thale zu ersparen, welchen er täglich zurücklegen müßte, wenn er von seinem Nachtlager nach dem „Schlage“ gehen wollte. Solches geschieht nur einmal wöchentlich: am Montag in aller Frühe, wo er von den Erholungen des Sonntags unten wieder in seine Berge zurückkehrt. An diesem Tage kann man dem Holzknechte begegnen, wie er in der Dämmerung den Bergpfad ansteigt, mit seinem ledernen „Rücksack“ beladen, der ihm an einem Riemen über den Rücken hängt. In vielen Gegenden nennt man denselben Sack auch „Wochensack“, weil der Knecht in ihm das mitnimmt, was er die Woche über braucht, Mehl, Brod, Schmalz und, wer von ihnen besonders üppig leben will, wohl auch manchmal ein Stückchen „Geselchtes“ (geräuchertes Schweinefleisch). Endlich ist die Hütte erreicht und jetzt entwickelt sich ein eigenthümliches Bild vor unseren Augen.

Mitten in der geräumigen „Stube“, an deren Wänden Bretter hinlaufen, die Schlafstätten der Knechte, erhebt sich der lange Heerd, auf welchem bereits gewaltige Feuer prasseln, über denen Häfen mit siedendem Wasser stehen. So viel Knechte in der Hütte wohnen (die Genossenschaft heißt ein „Paß“), soviel Häfen sieden da. Das Alles hat der „Gäumel“*) gethan. Mit der Eigenschaft des Gäumel beginnt und endet in den meisten Fällen das Holzknechts-Leben. Es ist entweder ein ganz junger Bursche, oder ein alter, ausgedienter Knecht, welcher der „Paß“ ihr Hauswesen führt —

*) gaumjan heißt, die Aufsicht führen. Ulfila nennt die Zöllner gaumanjans.

Holz spaltet, Feuer macht und ihnen das Wasser siedet. Wehe ihm, wenn er vergessen hat, Einem die Geschirre herzurichten! Die fünf Finger des Vernachlässigten senken sich auf sein lockiges Haupt und wühlen im Scheitel, daß seltsame Rufe dem Zaun der Zähne entfliehen.

Wenn der Knecht in die Holzstube tritt, nimmt er seinen Sitzhut ab — er würde mit ihm überall an die Decke stoßen, und bedeckt sein Haupt mit der landesüblichen Zipfelhaube. Der Anführer des „Paß“, der Meisterknecht oder Rottmeister, betet vor — und nun geht es an den flammenden Heerd zum Bereiten der „Nocken“.

Jeder hat, wie sein eigenes Geschirr, so seinen eigenen Platz am Heerde. Zu diesem verfügt er sich und schüttet in eine tief ausgehöhlte hölzerne Schüssel, meist aus Zirbenholz, welche man mit dem Segment einer größeren Kanonenkugel vergleichen kann, eine gewisse Menge Mehl. Die Schüssel hat unten einen verlängerten Rand, einen Untersatz, damit sie der Kochende leicht in der Hand halten und fassen kann. Nun ergreift er den Hafen, in welchem das Wasser siedet und gießt in die hölzerne Schüssel. Die Kunstfertigkeit beruht darin, daß er nur ein einziges Mal gießen soll — es darf mit diesem einzigen Guß nicht mehr und nicht weniger heißes Wasser in die Schüssel stürzen, als nothwendig ist, um aus dem darin befindlichen Mehl einen soliden Teig anzumachen, welcher zur Bildung von ungefähr acht Klößen, Nocken, hinreicht. Wer öfter als einmal Wasser in die Schüssel gießt, wird ausgelacht.

Der Teig liegt auf einem Haufen in der Schüssel von Zirbenholz. Jetzt erhebt der Knecht seinen „Muaßa“ — einen langen Holzstiel, dessen eines Ende zu einem tief ausgehöhlten Kochlöffel verarbeitet ist, während das andere Ende

flach und breit ausgeht — ballt mit dem gehöhlten Ende aus dem Teig von Wasser, Salz und Mehl Kugeln und wirft sie in den Hafen mit heißem Wasser, daß sie bald darin zitternd in die Höhe tanzen. Es sind ihrer meist acht.

Das andere Ende des „Muaßa“ würde er benützen, wenn er einen „Schmarren“ umzurühren hätte.

Mittlerweile siedet in einer eisernen Pfanne Schmalz. Der Knecht ergreift nun wieder den oben gehöhlten Holzstiel, holt die verhärteten Nocken aus dem siedenden Wasser und wirft sie in das flüssige Schmalz, daß sie sich braun rösten.

Es gewährt einen seltsamen Anblick, die Männer in langer Reihe so vor den Feuern stehen zu sehen, deren Gluth unausstehlich wird. Jeder hält den langen Pfannenstiel an seinem äußersten Ende. Weil er wegen der Hitze nicht näher hinzugehen kann, schlägt er das Stielende oft an seinen rechten Schenkel, damit sich durch die Erschütterung die Nocken in der Pfanne rühren und nicht an ihren Wänden anbrennen.

Sind die Nocken fertig geröstet, so werden die Pfannen vor die Hütte gestellt, auf Leisten, die mit Einschnitten versehen sind. Dort verkühlen sie. Hat der lange Bereitungs-Proceß endlich durch Verspeisen seinen Abschluß gefunden, so wird noch das Wasser in dem Hafen benützt, in welchem die Nocken hart gesotten wurden. Sie schneiden Brod in die Brühe, in welcher Teigüberreste schwimmen oder gießen vom übrigen Schmalz daran.

Dann wird zur Arbeit aufgebrochen.

Bei warmem Wetter gehen sie hemdärmelig hinaus — eine Weste ohne Aermel, Lederhosen, grobe wollene Strümpfe, und dicke, schwer genagelte Schuhe bilden dann ihre Bekleidung. Bei kühlem und stürmischem Wetter kommt eine kurze

Wolljacke und ein Wettermantel dazu. Diesen, aus schwerem Wollstoff gefertigt, werfen sie in die Lohe, damit er „lodern" wird, braun, lohfarbig, wasserdicht.

Zur gewöhnlichen Ausrüstung, welche sie immer in der Stube aufbewahrt liegen lassen, gehört das Griesbeil, ein schmales Beil mit rechtwinkelig daraufstehender eiserner Spitze und eine Krummsäge, Waldersagn, welche an einer über die Brust laufenden Schnur getragen wird. Eine krumme Holzleiste, in der Mitte so eingekerbt, daß die Zähne hineinpassen, dient ihr als Scheide.

Die Arbeit wird fast stets paarweise, von zweien, in Angriff genommen.

Der Eine nennt den Anderen seinen Gespann.

Beginnen wir mit dem Fällen der Bäume im „Schlag". Zuerst hauen die Beiden eine tiefe Kerbe (Spahn) in den Stamm. Dann setzen sie auf der anderen Seite ihre Säge an und sägen, bis der Baum abgeschnitten umstürzt. Auf ebenem oder wenig abschüssigem Boden ist das keine schwere Anstrengung, wohl aber auf Vorsprüngen von Felswänden, von wo oft eine einzelne schlanke Lärche oder Fichte geholt werden soll. Da müssen sie sich nicht selten schwere Steigeisen anlegen, damit sie am steilen Abhang während der Arbeit nicht stürzen und sich wohl vorsehen, daß der umfallende Baum auf dem winzigen Felsenantritt keinen von ihnen in die Tiefe hinabschlägt.

Liegt der Baum endlich auf dem Boden, so werden zuvörderst alle größeren Aeste abgehauen. Die belaubten oder vielmehr n a d e l i g e n Zweige (im Hochgebirge hat man es fast ausschließlich mit Nadelholz zu thun) heißen Grasdaxen. Diese Zweighaufen, Asterethaufen, werden, damit sie nicht im Forste herumliegen und die Gehenden hindern, in langen

Parallellinien aufgeschichtet. Sie sind jedem Gebirgswanderer, der auf abgetriebenen oder noch bewaldeten Lahnen umhergewandert ist, wohl erinnerlich.

Nachdem die Aeste abgeschnitten sind, handelt es sich um die Verwendung des Stammes. Ist dieser zu Bauholz bestimmt, so bleibt er in seiner ganzen Länge liegen oder wird höchstens noch zugehackt, daß die viereckige Balkenform nothdürftig hervortritt. Zur Zeit des Bedarfes schleift man den Stamm durch die Kraft von Menschen oder Zugthieren, bindet ihn auf einen Karren, der nur vorne Räder hat oder zerrt ihn mit Seilen weiter oder läßt ihn auf einem Schlitten hinabgleiten — je nach Bodenbeschaffenheit und Jahreszeit. Am schwierigsten wird der Transport, wenn der Stamm am Rande oder auf dem Vorsprung einer Wand liegt. Dann wird er an seinem dicken Ende mit einem Seil fest umwickelt, welches man auf der entgegengesetzten Seite dreimal um einen anderen starken Baum oder einen Felsblock schlingt. So schwebt der Baum in der Luft über die Felsen hinab, bis er eine Stelle erreicht, von welcher man ihn auf eine der angegebenen Arten hinbringen kann. Indessen sucht man diese Beförderungsweise über die Wände, das „Anseilen", möglichst zu vermeiden, weil sie durch die Abnützung kostspieliger Stricke zu theuer kommt.

Stämme, welche sich zum Bretterschneiden eignen, sind die gesuchtesten, weil aus ihnen am meisten Geld gelöst wird. Unsere Knechte nennen sie Blochholz. Sie schneiden die Stämme in Blöcke, „Bloche", welche in den baierischen Bergen fünfzehn Fuß, im angränzenden Oesterreich drei Klafter lang sind. Die dickeren Stücke heißen Stamm- die dünneren Gipfelbloch. Diese nun werden zunächst der Rinde entkleidet, damit sich während ihres Lagerns der Borkenkäfer

nicht einniste und die Fäulniß keinen Halt gewinne. Dann bleiben sie liegen und warten auf den Winter, die glatte Schneebahn, auf welcher sie meist von Zugthieren ihrer Bestimmung entgegengeschleift werden.

Der Schnee des Winters ist überhaupt, wie wir auch bei der Handlung der Holzknechte mit dem Brennholz sehen werden, für die Holzarbeiter so nothwendig, wie dem Aegyptier das Ueberschwellen seines Stromes. Er gleicht die Unebenheiten der Hänge aus und läßt den Schlitten zu, das bequemste aller Beförderungsmittel. Nichts fürchtet der Bergbewohner so, als einen schneelosen Winter. In solchen kann nicht der dritte Theil der gewöhnlichen Holzmenge herabgebracht werden. Die Leute können auf den Bergen nicht arbeiten, Sägmühlen und Flößer müssen nahezu feiern — Verdienstlosigkeit ist die Folge solch milder Launen des Winters.

Für den Bedarf der Menschen, insbesondere der Salz-Sudwerke und anderer Werkstätten der Betriebsamkeit, hat das Brennholz die meiste Bedeutung. Es werden zunächst aus den Stämmen Abschnitte von sechs Fuß Länge gesägt und gespalten. Ist die Lage zum Hinabbringen günstig, spaltet (kliebt) man es wohl noch kleiner an den „Klub-Plätzen".

Zu solchen steigt dann der Holzknecht im Winter hinauf. Er hat seinen Schlitten, eine eiserne Kette und einen Strick auf dem Rücken. Dieser Schlitten muß so beschaffen sein, daß er bergaufwärts getragen werden kann. Auf dem Holzplatz angelangt, ladet er, wenn der zu durchfahrende Abhang steil, wenig, — wenn er sanfter ist, mehr Scheiter auf seinen Schlitten und befestigt sie mit Kette und Strick. Dann stellt er sich mit den Füßen auf je eines der beiden „Hörner", Schnäbel des Schlittens und saust mit seiner Last den Berg hinab. Die Schnelligkeit kann er durch eine hinten ange-

brachte „Eisenkralle" hemmen, deren Zähne sich in den Boden schlagen, wenn er auf eine damit in Verbindung stehende Stange tritt. Doch besorgt das Hemmen auch oft sein Genosse, der hinten auf dem Schlitten steht.

Eines der wichtigsten Hilfsmittel zur Beförderung der Brennholz-Scheiter sind die „Rißen".

Unter Rißen versteht man im Gebirge breite Prügelbahnen an einem Bergabhang, der mit Scheitern so gepflastert ist, daß das darauf geworfene Holz über sie hinabkollert. Verlohnt es der Mühe, das heißt, bieten die umgebenden Wälder so viele und so nachhaltige Ausbeute, daß eine kostspielige Anlage gedeckt erscheint, so baut man die Rißen so, daß Wasser darüber hinabgeleitet werden kann. In diesem Falle müssen die Unterlagsbalken fest an einander schließen und die Zwischenräume mit Moos verstopft sein, damit das Wasser nicht durchsickert, sondern die hineingeworfenen Scheiter rasch die jähe Bahn hinabschwemmt.

Auf Abhängen, welche nur wenig Ertrag geben können, begnügt man sich, große Scheiter einfach fest neben einander zu legen und die Steigerung der Abschüssigkeit dieser Bahn vom gefrorenen Regenwasser, Glatteis und Schneekrusten zu erwarten.

Ehe die Scheiter an den oberen Rand der Riß gelangen, müssen sie meistens von ihren Standplätzen aus die sogenannten „Erdgefährten" hinabrutschen. Der Holzknecht pickt oben die herumliegenden Scheiter mit seinem Griesbeil auf und wirft, „pirscht" sie den steilen Hang hinunter, von wo sie springend den ebenen Absatz hart oberhalb der Riß, die „Bühne", erreichen.

Hier stehen seine Genossen und wiederholen dasselbe Gebahren. Das schwerste der Klafterscheiter, von ihren gewal-

tigen Luftsprüngen Drehlinge (Drahlinge) genannt, wird zuerst in die Riß hinabgeworfen, um im Schnee den anderen Bahn zu machen. Bleibt dieß, vom Schnee aufgehalten, träg auf halbem Wege liegen, so wird es bald von einem nachgesandten zu weiterer Bewegung aufgemuntert. Dann folgt Stoß auf Stoß, Schlag auf Schlag, bis der ganze Scheiterberg hinabgestürzt ist. Unten werden die Hölzer von dem „Aufwurf“ empfangen, mehreren dicken Baumstämmen, die im Boden stecken und nach aufwärts gebogen dastehen, damit keines der Scheiter weiter springt und sich die herabrollende Masse nicht auf einem zu großen Raum zerstreut. Hier picken wieder Holzknechte mit Griesbeilen den Scheiterberg auseinander. Die Scheiter werden entweder bis auf Weiteres aufgeschichtet, oder in einen Triftbach geworfen oder vom Zugvieh fortgeschleppt.

Jenes Getöse der über die Rißen hinabstürzenden Scheiter ist es, welches dem Reisenden in einsamer Bergschlucht oft vernehmlich wird, wie ferner Schlachtendonner. —

Sind die Arbeitsplätze weit von den Holzstuben entfernt, hoch oben im Gebirge, so nehmen sich die Knechte nicht die Mühe, am Abend von dort zurückzukehren. Sie schlagen gleich auf dem unwirthlichen Gestein ihre Wohnung auf, so gut es eben geht. Da werden zwei Balken (Schragen) in die Erde gerannt, Querhölzer darüber gelegt und mit Rinden ein Dach gedeckt. Auch an den Seiten werden Rinden angebracht und das Ganze so behaglich eingerichtet, als es die Art und Weise der Leute nur immer anstreben kann. In die Schragen werden Holznägel eingetrieben zum Aufhängen der Kleider oder des Proviantsackes und aus Abschnitten von Bäumen werden Sitze improvisirt. Solche Hütten, die man

als Colonial-Ansiedelungen aus Holzstuben betrachten kann, nennen sie Sölden.

Indessen ist es Zeit, unsere Knechte von der Arbeit weg in die Holzstube zurück zu begleiten, wo sie von ihrem saueren Tagwerk ausruhen. Schon lodert wieder die Flamme, vom Gäumel angezündet. Manchmal langt er auf die zwei schweren Stangen, die über dem Herd befestigt sind, die „Widozen". Dort liegt das Holz, daß es dürr wird. Von diesen zieht er es herab und schürt vorsorglich das Feuer, welches abermals „Nocken" gar machen soll. Wieder greift der Knecht in seinen Mehlvorrath und in seine linsenförmige Schmalzbüchse, welche, aus einem Stücke gedreht, sein wichtigstes Nahrungsmittel fest zusammengepreßt enthält. Da wühlt er mit dem runden Theil des „Muaßa" hinein und bohrt das Schmalz, wenn es schon auf die Neige geht, von Seitenwänden weg, an welchen sich die letzten Reste festhalten.

Ist die Luft draußen mild, so wird vor der Hütte, unter dem „Schopfen", einem Vordach, zu Abend gespeist. Dort rauscht der Brunnen und stehen behagliche Bänke. Das Getränke bei dieser Unterhaltung ist meist lauteres Quellwasser. Wenn sich kein Brunnen in der Nähe findet, aus welchem sie das frische Wasser trinken können, so müssen sie sich mit dem begnügen, welches der Gäumel im „Lagel" irgendwo geholt hat. Das Lagel ist eine kleine geschlossene Butte, die an einem Stock getragen wird. Manchmal wird sie durch eine Pipe, meist aber nur durch einen Spund verschlossen. In diesem steckt dann eine Röhre, daran hält der Durstige seinen Mund und verschließt sie wieder mit einem kleinen Holzstück, welches hineinpaßt. Indessen gibt auch der Eine oder Andere manchmal seinen Branntwein herum und

dann wird ja „tabakelt“ (in Gesellschaft geraucht), ein Genuß, neben welchem sich unsere Leute gern der Gedanken an andere Freuden entschlagen.

Das Gespräch erstreckt sich auf manche Vorfälle bei der Arbeit oder auf Jagd, von welcher mancher der Gesellen ein heimlicher Liebhaber ist. Das Stroh seiner Schlafstelle in der Stube könnte davon zeugen — dort ruhen die Büchsen, bis sie hervorgeholt werden, wenn der laue Sommerabend zum „Anstand“ lockt. In Gegenden, wie die Gosau, wo die Bevölkerung zum größten Theile protestantisch und dem Interesse an Gegenständen von mehr allgemeiner Bedeutung zugänglicher ist, kommen Politik und Gemeinde-Angelegenheiten bei solchen Anlässen im Munde von Holzknechten nicht weniger zur Sprache, als anderswo Holzfällen und Gemsschießen.

Ist die Stimmung recht heiter geworden, so ertönt wohl auch die anspruchslose Musik des „Fotzrippler“ oder „Fotzhobel“ (Fotz heißt Mund, daher Mundharmonika) und dazu Almenlieder und Jauchzer. Während aber die älteren bereits gähnen und sich rüsten, auf die „Grat“ zur Ruhe zu gehen, während sie schon ihr Stroh aufbetten oder auch ihr „Rasch“ (das lange Gras, wie es in den Schlägen wächst) und den Wettermantel herablangen, der ihnen als Zudecke dienen soll, sinnen die jüngeren Knechte auf Abenteuer. Jeder weiß seine Almen-Hütte, deren Bewohnerin längst auf Besuch wartet. Da schnitzt er Spähne zum Feueranmachen, zackt sie am Rande schön aus und nimmt einen ganzen „Buschen“ oder „Burden“ davon mit, um ihn seiner Angebeteten als Geschenk zu Füßen zu legen. Die Almerinnen schauen stolz auf ihren Spähnereichthum, weil, je größer der Spahnhaufen, desto größer die Anzahl ihrer Verehrer ist, welche ihnen die sauber zugeschnittenen Hölzer bringen. Aus Erkenntlichkeit

wird für den Besuch ein Schmarren gekocht. Unter scherzhaften Reden und Singen vergeht die halbe Nacht und oft steht die lichte Sonne schon wieder auf dem östlichen Gebirg, wenn sie sich trennen, um an ihre Arbeiten zu gehen.

Wenn derlei Zusammenkünfte manchmal einen Anschein nehmen, welcher Eifersüchtigen zu zärtlich dünkt, so kommt es vor, daß sich Mehrere vereinigen, um dem Glück des Jünglings durch Hinauswerfen aus der Hütte ein jähes Ende zu bereiten. Weniger grausam Gesinnte begnügen sich, mit ihren Schmalzpfannen und mit Kuhglocken vor die Hütte zu ziehen, welche die Schäferin und ihren Damon birgt, und dort durch die Töne, welche sie dem Metall entlocken, eine Art Haberfeldtreiben im Kleinen aufzuführen.

So verrinnt die Woche und es kommt der Samstag heran, an welchem Jeder sich der Rückkehr ins Thal und zu den Seinen freut. Gleich nach dem Essen wird der Rucksack gepackt und dann geht's hinab, der Ruhe und dem — Wirthshaus zu. Was Einer findet, Beeren, schöne Schwämme, seltene Alpenblumen nimmt er aus der Höhe mit hinab, und fast Alle tragen einen „Buschen" Holzspähne bei sich, die sie unten verschenken. An solchen Abenden wird die „Methbank" (wie einst die Germanen sagten) selten verlassen, ohne daß das Gegentheil jener Schäferscenen auf der Alm stattgefunden hätte — Büschel von Haaren bedecken nicht selten die Wahlstatt. Doch es ergeht diesen, wie den Helden Walhalls — wenn die Zeit um ist, sitzen die Gefallenen wieder beim friedlichen Aelkrug und trinken mit den Feinden, welche nie aufgehört haben, ihre Freunde zu sein.

Es ist einleuchtend, daß Menschen, welche fast das ganze Jahr über in solcher Luft, bei solcher Arbeit, unter solchen Gefahren leben — Zeuge der Gefahren, die zahllosen „Mar-

terln", welche die Geschichte von einem verunglückten Holzknecht darstellen — gesund und muthig werden müssen. Und es ist in der That ein derbes, wackeres Geschlecht. Ich bin oft Stunden lang mit einer der braunen Gestalten durch die Bergwälder gegangen und in die steilen Schläge hinaufgeklettert und habe stets gefunden, daß der Schweiß ihres mühseligen Daseins am ächten Menschen nichts verkümmert hat. Ihre Unerschrockenheit und Tapferkeit sind unbeschreiblich. Beim „Tabakeln" kommen gesprochene Epopöen zum Vorschein, welchen nur der combinirende Dichter fehlt. Sie sind die wahren „travailleurs des Alpes" und aus ihrem Treiben möchte ein Roman zusammengeschmiedet werden, von dessen Wirksamkeit sich um so mehr erwarten ließe, je mehr der Poet den Gegenstand bloß abschriebe und je weniger er von den Gebilden seines eigenen Vorstellungsvermögens hineinmengte. Solche Naturscenen und Lebensbilder bedürften nicht des excentrischen Verve eines Hugo, um eine im Einzelnen fast ungeahnte Welt voll Herrlichkeit und Kraft darzustellen.

Die Jäger nenne ich vor Allem, welche voll des Lobes der harten Männer sind. Wenn es gilt, Gemsen auf unzugänglichen Steigen zu treiben, hinabgestürztes Wild aus Schluchten zu holen, da denken sie zuerst an ihre Verbündeten, die Holzknechte. Es war bei der prasselnden Flamme einer „Stube", als Einer von ihnen, der Meisterknecht, einem aufmerksamen Zuhörerkreise, eine kleine Geschichte von Adlern erzählte, in die einer seiner Arbeitsgenossen verflochten war, und die ich zum Schlusse auch dem Leser mittheilen will.

Ein Forstwart am Hallstätter See, berichtete er, nahm öfter zwei riesige Adler wahr, welche hoch über die Fluth an

den Wänden hinzogen. Manchmal flogen sie gegen den Dachstein, manchmal gegen das Gosauer-Eisfeld hinüber und es verging längere Zeit, bis es augenscheinlich war, daß sie ihren Horst an den „Söften Wänden“ beim Salzberg hatten. Der Forstwart nahm sich einen Gehilfen, der den Muth hatte, sich an einem Seil so weit hinabzulassen, bis ein weiteres Vordringen gegen den Horst hinunter unmöglich schien. Dort legte er ein Tellereisen, in welchem sich ein weißer Hahn befand, der mit Wasser und Futter versehen wurde. Nach wenigen Tagen verstummte sein Krähen, der Jagdgehilfe ließ sich wieder hinab und sah den Adler im Eisen, dem der eine Fuß zerquetscht war — dem Hahn hatte er mit einem Griff seiner Krallen den halben Leib weggerissen. Mit gewaltiger Mühe ward der verwundete Vogel*) heraufgebracht. Es blieb nichts übrig, als ihn zu erstechen.

Nach wenigen Tagen legte der Gehilfe ein neues Eisen, um auch das Weibchen zu fangen. Es gelang wieder. Das Thier stak ebenfalls mit dem Fuße im Eisen, doch war er nicht gebrochen. Während der Mann mit ihm am Seile heraufgezogen wurde, zerriß es ihm seine dicke Joppe und seine Weste, daß ihm das Blut den Leib hinabtrof. Es maß sieben Schuh zwei Zoll mit ausgespannten Flügeln.

Das Junge aus dem Horst zu holen, dazu wollte sich Niemand verstehen. Ein Felsblock sprang gerade ober dem Loch, in welchem es sich befinden mußte, an die zwei Klafter weit in die über dem Abgrund fließende, durchdunkelte Luft hinaus. Wie sollte man unter diesem durch nach dem Neste kommen, und lief das Seil bei Versuchen, sich einwärts an-

*) Aquila imperialis.

zunähern, nicht Gefahr, an den schneidigen Kanten des vorstehenden Blockes durchsägt zu werden? Aber Klasei, ein Holzknecht, wagte es. Man schlang oben ein dickes Seil um die äußerste Fichte am Abgrund, und er schwebte mit seinem Griesbeil bewaffnet hinab. Immer schwächer drang sein Ruf „nachlassen!“ aus dem Schlund herauf, so oft eine Legföhre ihm den Weg sperrte. Endlich hing er über dem Abgrund, gerade dem Loch gegenüber. Er ritt auf einem Kreuzholz, war mit Riemen an's Seil festgeschnallt und fürchtete nichts. Er hackte sich mit dem vorgestreckten Griesbeil an die Wand an, zog sich damit zum Horste hinüber und nahm den Adler. Ein Jubelgeschrei verkündete denen oben das Gelingen. In seiner Freude zerstörte er die ganze Barrikade des Horstes: die Legföhrenstämme und Prügel. Was an getödteten Thieren drinnen lag, warf er in den Abgrund. Glücklich gelangte er mit dem Jungen hinauf, bei dessen Anblick die eingesperrte Alte ein klägliches Kreischen ausstieß. Man brachte beide in einen Stall;*) einige Tage nachher wurde die Mutter von ihrem Sprößling aufgefressen.

Klasei aber erreichte auf einem anderen Wege den Abgrund, in welchen er die aus dem Adlerhorst genommenen Thiere geworfen hatte. Er fand sie mit leichter Mühe wieder. Es waren die Ueberreste eines weißen Berghasen, ein Bromhendel (Auerhenne) und ein Schildhahnl (Birkhahn). Der Gestank der Adlerhöhle, der ihm noch in der Nase lag, hinderte ihn nicht, sie auf der „Stube“ mit größtem Behagen zu verspeisen.

---

*) Beim Förster in Goisern.

Wir kehren zum Hallstätter See zurück. In dieser Stunde, in welcher ich meine Erinnerungen niederschreibe, weiß ich mir ihn recht wohl vorzustellen, wie er damals aussah, als ich den schmalen Pfad zur Hallstatt hinging, auf welchem mich der Leser begleitet. Ich obliege dieser Erinnerung mit Vergnügen, denn, wenn ich jetzt hinausschaue in den empörten See, in welchen die Flocken des Winters niederfallen, wenn ich den blendenden Schnee auf den Bergwäldern drüben betrachte, in welche dünne Nebel hereinhängen — das auf den Strand herausgezogene Dampfschiff mit seiner Bretterverschalung tief verschneit, die Eisblätter an den Ufern, dann macht es mir wohl Freude, in der Einbildungskraft jenen Weg wieder zurückzulegen, wie Du es thust, nachsichtsvoller Leser!

Es war ein fröhlicher, goldener Sonntag. Die Schiffe zogen den Glocken nach, welche zur Kirche läuteten. Sie schienen in einem Nichts zu fliegen, denn das Blau des Wassers unter ihnen war fast unsichtbar vor Ruhe. Längst schon leuchtete in der Ebene die Sonne — hier aber waren es nur die Bergspitzen, welche den vollen Tag genossen. Verhüllte der vorspringende Lärchenwald den See in der Tiefe, so gaben die aus dem Wasser heraufdringenden Stimmen Kunde, daß ein Nachen Andächtige trug.

Dann wieder über das Geröll der in den See hineinfallenden Bäche hinschreitend, sah ich dunkle Streifen im Wasser, einem durcheilenden Fluße ähnlich, und langgestreckte Wolken langsam über ihn hinziehen. Sie glichen dem Dinotherium, das einst über schlammigen Gründen seine Beute suchte, einer bösartigen Laune des Stoffes. Jetzt ist der See oft, obwohl nicht zugefroren, doch schneebedeckt — denn die oberste Wasserschicht, mit Schneeflocken geschwängert, ver-

mag die nachfolgenden Flocken nicht mehr zu verzehren — ein schwimmendes Schneefeld, durch welches sich der Nachen knisternd den Weg bahnt, daß sich vor ihm Hügel durchwässerten Schnees aufbäumen. Damals aber duftete die herrliche Fluth noch thauig herauf, und schlug die Welle im Morgenwind behaglich an das Sommerhaus, in welchem wir endlich ausruhten.

Die erste Gestalt, mit der ich mich in der Hallstatt befreundete, war Wallner, der berühmteste aller Dachstein-Führer. Seine Glorie entspringt von den Dezembertagen, in welchen er mit Simony jene Reise auf den Dachstein unternahm, die weltbekannt geworden ist, seit ihre Beschreibung in Schaubach's Buche zu lesen war. Er ist seither in der Mode. Das ihm gehörige Album, welches in Seeauer's Gasthof aufliegt, enthält Darstellungen und Ergießungen vieler Hunderte von Personen, welche er an die verschiedenen Aussichtspunkte des Gebietes geführt hat, dessen König er sich dünken mag. Von Simony's grimmigen Abenteuern bis zum Nachmittagsspaziergang des weniger ehrgeizigen Touristen, von den Eisfeldern bis in die Tiefe der Koppenbrüller-Höhle findet Derjenige, welcher sich an einem Regentage zerstreuen will, darin Aufzeichnungen, welche in manchen Fällen seine Aufmerksamkeit fesseln können. Es befinden sich unter ihnen anziehende Schilderungen von einzelnen Wanderungen, die Jeder machen will. Auch große Gemälde, im epischen Styl Simony's, meist die Dach- oder Gjaidsteinersteigung, sind darin, aber sie sind zu zählen. Denn was den Dachstein anbelangt, so ist es nichts Absonderliches, über das Eisfeld hinweg bis an seine sogenannte „Wand" zu kommen; der Uebergang von dieser auf den Gipfel hin, über eingeschlagene Eisenpfosten und nur mehr durch einen am Abgrund hin befestigten Strick

gehalten, ist aber von der Art, daß er die Meisten abhalten wird, nachträglich schön geschriebene Darstellungen davon aus eigener Erfahrung dem Album einzuverleiben. Dieser letzte Absatz ist es, welcher seine Ersteigung zu einer genau ebenso mühseligen Unternehmung macht, wie die des Glockner oder des Ortles, obwohl ihn beide Spitzen um fast dreitausend Fuß Höhe überragen. Selbstverständlich gibt eben die Höhe allein noch gar keinen Maßstab für die Berechnung der Schwierigkeit, mit welcher sie überwältigt wird.

Die größere oder geringere Steilheit, die Neigungsflächen, überhaupt die Bildung des Bodens, auf welchem gestiegen werden muß, entscheiden Alles. Der Watzmann, zum Beispiel, welcher ungefähr ebenso hoch ist, als der Dachstein, kann von einem Kinde erklommen werden. Der letztere war bis zum Jahre 1843 unzugänglich. Die eisernen Zapfen, welche es seither ermöglichen, den Gipfel zu erreichen, scheinen indessen noch Vielen ein unzureichender Ersatz für den Felsboden, welchen der Fuß auf dem Weg nach andern Giebeln betritt. Da ist nemlich gleich neben an, aus dem Eismeer hervorragend, der große Gjaidstein, auf den man ohne sonderliche Beschwerniß, sicherlich aber ohne eine Spur von Gefahr hinaufkommt — warum sollten wir diesen nicht vorziehen und uns lieber drüben auf den Kalkschotter hinaufquälen, als hier mit dem halben Körper schief in den Lüften baumeln? Für uns ist die Frage leicht gestellt und beantwortet, für die Minderheit hartgesottener Kletterer aber hat die Gjaidspitze nebenan den gewaltigen Makel, daß sie um ein paar hundert Fuß niedriger ist, als der Dachsteinkegel und dieser ihr einige Berge in der Umgegend von Berchtesgaden zudeckt. Daß im Uebrigen Berg- und Thalschau die nämliche ist, das kümmert diese Sorte von Forschern nicht

im Geringsten. Seltsamer Weise hat man sogar versucht, auch einzelne der niedrigeren Zacken zu ersteigen, um welche der Gletscher starrt. Auf ihnen und an ihnen sind die Gefahren des Dachstein in's Augenfällige vervielfältigt; das Erklimmen mancher Hänge erscheint baare Unmöglichkeit, die Abstürze sind unüberschreitbar und dennoch ist es der Tollkühnheit geglückt, den Gipfel des Thorstein, wie den des Hochkreutz zu betreten. Die Aussicht muß geringer sein, als die vom Dachstein. Die Möglichkeiten, sich den Hals zu brechen, verhalten sich von hüben zu drüben wie zehn zu eins und man steigt dennoch.

Hier hört der Tourist auf und beginnt der Sportsman.

Das genannte Album enthält in der That manche anziehende Dachsteingeschichte. Um in Kürze einen Begriff von den verschiedenen Fährlichkeiten und Hindernissen zu geben, welchen der Wanderer nur selten vollständig entrinnt, entnehme ich dem Manuscripte einige Stellen, die mir als besonders charakteristisch erschienen sind.

Herr Norbert Grinzwell, welcher den Gletscher am 18. Juli 1866 erstieg, schreibt:

„Als wir an das aus dem Eismantel hervorragende kahle und schneegestreifte Felsenhaupt des Dachstein ankamen, zeigte es sich, daß er auf diesem sonst gewöhnlichen Wege nicht zu ersteigen war. Denn die Querspalte (Kluft), welche gewöhnlich, wo Gletscher an Felswände anstoßen, entsteht, war heuer so ungewöhnlich groß, und der Schnee so nach einwärts hereingeweht, daß Wallner fürchtete, die Schneebrücke, welche sonst sicher vom Eis- nach dem Felsenrand hinüberführt, möge brechen und wir in die zwischen dem Gletscher und dem Felsen klaffende Schlucht stürzen. Jetzt begann das Suchen nach einer Stelle, wo wir die Schlucht übersteigen

und das Felsenhaupt erreichen konnten. Endlich fand sich eine solche Stelle. Nun war aber der Schnee diesseits so weich, daß die Leiter, welche über die Schlucht gelegt werden mußte, um die jenseitige Schneedecke zu erreichen, einzusinken drohte. Da kam Wallner auf die Idee, die Alpenstöcke quer in den Schnee zu legen und die Leiter darauf zu stellen. Er stieg nun voran und schlug mit einem noch übrig gebliebenen Alpenstock kleine Löcher in den bald härter werdenden Schnee. Diese hackte der ihm folgende Träger Müller mit dem Beile so weit aus, daß man die Füße hineinstecken konnte. Da gegen fünfzig solcher Löcher geschlagen werden mußten, so wurde dazu eine geraume Zeit in Anspruch genommen. Endlich erreichten wir den eigentlichen Felsstock des Dachstein. Wurde uns schon das Emporklettern mittelst der eingeschlagenen Löcher auf dem steilen Dache von glatt überfrorenem Schnee zur anstrengenden Arbeit, so hatten wir jetzt die wahrhaft furchtbare Strapaze des Erklimmens an dem senkrechten, scharfen und bröckeligen Gestein des Gipfels zu überstehen. Sie wurde nur durch die Kraft und Ausdauer Wallner's und seines Gehilfen möglich. Leider wurde unsere Anstrengung nicht belohnt. Denn kaum waren wir oben, so wurde der ganze Berg in dichten schwarzen Nebel eingehüllt, der uns veranlaßte, wieder herabzusteigen. Bei der Kluft angekommen, brach ein furchtbares Gewitter mit Hagel los. Durchnäßt und ermüdet kamen wir nach einem sechszehnstündigen Marsch bei Nacht wieder in Hallstatt an."

Aus der Beschreibung einer früheren Besteigung, ausgeführt vom Grafen Dionys Andrassy und Herrn Ginzky am 18. September, führe ich diejenigen Stellen an, welche sich auf das Erklimmen derselbigen Stelle beziehen, damit der Leser die Veränderungen ersieht, welche die Erscheinungen

und Niederschläge in jener so starr erscheinenden Welt fortwährend hervorbringen. „Die Gletscherspalte (welche das anliegende Eis vom Felskegel des Dachstein trennt) war an einer Stelle mit Schnee überbrückt. Aber diese Schneebrücke war nur etwa zwei Fuß breit, kaum anderthalb Fuß dick und überdieß schief geneigt, ein winziger Ueberrest jener Lawine, welche vor vierzehn Tagen unseren Vorgängern das Ueberschreiten des Abgrundes so leicht gemacht. Wallner's prüfender Blick erklärte sie aber dennoch für haltbar. Er hatte in Voraussicht dessen auch die bekannte Leiter unfern der Simony-Hütte zurückgelassen. Vorsichtig überschritt er dieselbe und stieß, um uns jede Besorgniß zu nehmen, einige Fußstapfen ein. Nachdem er zurückgekehrt war, wurden uns die Steigeisen angeschnallt und der Träger Talhammer an einem Strick angebunden vorausgeschickt. Er sollte an dem Gletscherstück, welches sich drüben noch an den Felsen hing, Stufen einhauen und den Strick am Gestein befestigen. Als dieß geschehen war, ging Jeder von uns einzeln bis zum Felsen, am Strick angebunden, über die gefährliche Passage. Jetzt fing sich Wallner's Talent an zu entwickeln. Strecke für Strecke stieg zuerst ich und dann mein Gefährte theilweise mit Hilfe von Wallner's Seil immer höher empor. Vor Simony's jetzt fast ganz verfaultem und streckenweise fehlenden Seil (jetzt Frühjahr 1867 ist es längst durch ein solides neues ersetzt) hatten uns die vorjährigen Besteiger schon gewarnt. Und doch ist diese Hilfe wegen des bröckelnden Gesteins selbst für geübte Bergsteiger unentbehrlich. Die größte Gefahr besteht in der Verwitterung der Wand, die schon so groß ist, daß der nach einander jedem Einzelnen zugeworfene Strick immer pfundschwere Steine losriß und die Nachfolgenden zu erschlagen drohte. Endlich waren wir

hinaufgeklettert. Es wäre Anmaßung, wollte man es versuchen, die Pracht und Großartigkeit des Panoramas zu schildern."

Im Uebrigen hat in Wallner's Regionen auch das schönste Wetter manche Dinge im Gefolge, welche Unannehmlichkeiten verursachen. Herr Achilles Melingo schreibt über seine Besteigung vom 27. Juli 1862 unter Anderem:

„Die Sonnengluth hatte dem Gletscher so sehr zugesetzt, daß die aus eisiger Erstarrung erlösten Gewässer — als wären sie die einzigen Herren des Terrains — das ganze Eisfeld lebendig nach allen Richtungen überströmten. Da wir jedoch einen weiteren Umweg, den uns Wallner auch der Möglichkeit eines Eiseinbruches halber vorschlug, nicht machen wollten, so blieb eben nichts Anderes übrig, als: Mitten durch!" —

Der Leser wird an diesen Mittheilungen, deren wir aus der interessanten Autographensammlung noch eine Menge ausziehen könnten, genug haben. Ein Spaß ist die Unternehmung eben nicht, so viel ist klar. Ich vermöchte wohl aus meinen eigenen bescheideneren Erfahrungen noch Mancherlei hinzuzusetzen, verspare mir aber die Darstellung von Reisen über Eis und Schnee bis zu demjenigen Theile unseres Werkes, welches über das Pinzgau handelt, in dessen Hochthälern und Tauernübergängen wir ihnen nicht entrinnen können. Auch müßte ich fürchten, mit meinen Zeilen am Ende in dieselbe Eintönigkeit hinein zu gerathen, deren Empfindung ein lang andauerndes Beschauen der eisigen Wüsten selbst im genußfähigsten Enthusiasten schließlich hervorbringt. Und davor behüten uns der Musagetes und seine neun Genossinnen! Ich schreibe meine Bücher in der Hoffnung, daß sie gelesen werden und bin in der Literatur der Meinung Napoleon's,

dessen starke Seite freilich die Aesthetik nicht war: daß jedes Genre gut sei, mit Ausnahme des langweiligen. Wallner besitzt noch ein anderes Album, welches ich nicht ohne eine gewisse Ehrfurcht in die Hand nehme. Dieses braun eingebundene Buch mit seinen Blättern von dickem Schreibpapier war früher Jahre lang wohl verwahrt auf dem Dachstein-Gipfel selbst gelegen und enthält größtentheils Notizen und Mittheilungen, welche auf der luftigen Warte im Angesichte der unendlichen Herrlichkeit hineingeschrieben worden sind. Daß diese durchgängig weit kürzer gefaßt sind, als die vielen, theilweise pomphaft ausgearbeiteten Stilübungen, die man in das andere Album am behaglichen Herde Seeauers niederlegte, das versteht sich von selbst. Noch sieht man der undeutlichen Schrift auf vielen Blättern an, daß sie feucht waren, als die warme Hand in der Frostluft sie beschrieb. Schließlich mußte das Buch von seinem weitschauenden Aufbewahrungs-Ort entfernt werden, weil es auch hoch über dem „Hauch der Grüfte" nicht von menschlichen Regungen verschont blieb. Die Eifersucht anderer Führer gegen den gefeierten Wallner trieb allerlei Schabernack mit ihm und es kam nicht selten vor, daß es von den Fremden, die bereit waren, Wallner's Loblied an Ort und Stelle zu singen, das heißt, einzuschreiben, nicht gefunden werden konnte, weil es unter irgend einem Geröllhaufen versteckt lag. In diesem Augenblicke aber befindet es sich neben mir und dem geheizten Ofen. Ich mache unter anderen Studien auch linguistische darin, frische meine Kenntnisse in mancherlei sarmatischen Idiomen wieder auf und lerne von einem Britten, der acquainted with the finest mountain scenery in Norway and the heights of Switzerland zu sein behauptet, daß er des Dachstein extreme summit's view für perfectly unique and never to be equalled

halte. Viele der Augen, welche sich dort entzückten, sind jetzt in der Erde verglast und vermodert, die Köpfe, in welchen damals die Blutwelle ungestümer schlug, wieder in die Kreise des ewig umhergewirbelten Stoffes zurückgesunken. Doch däuchen mich die Schriftzüge der mühseligen entschlafenen Wander : eine priesterliche Mahnung, die Sehnsucht nach jener über alles menschliche Ringen erhabenen Schönheit, welche viele von ihnen nach der funkelnden Höhe zog, nicht in mir verwehen und sterben zu lassen.

Wallner ist ein untersetzter, hartknochiger Mann von einigen und sechzig Jahren — ein pensionirter kaiserlicher Salinenarbeiter und sorgsamer Familienvater. Wenn er so in der Trinkstube von Seeauer's Gasthof sitzt, die schwarze Zipfelmütze auf dem Kopf und unzählige Male den Knaster anzündend, mit dem er sich in seiner hölzernen Pfeife abquält, da sollte man in ihm nicht den Bergkundigen vermuthen, der in der nächsten Minute von „Mittelmoränen", erratischen Blöcken und Eruptionserscheinungen sprechen kann, wie ein Professor der Geologie und dir haarscharf beweist, wie zur Eiszeit der dermalige Dachsteingletscher bis nach Gmunden hinausgereicht habe. Es ist heute ein Freund von ihm, der bei Madonna di Campiglio gegen die „Piemonteser" gestanden hat, zurückgekommen — der Jubel ist groß, wir wollen den guten Wallner nicht stören. Sonst aber, wenn er von des Tages Mühe ruhend hinter seinem Bierglas sitzt, da lasse ich mir es nicht nehmen, bei ihm Platz zu nehmen und ihm zuzuhören, wie er von seinem Dachstein erzählt. Ich kann mir die zwei gar nicht mehr getrennt

vorstellen — er ist der leibhaftige Dachstein-Alte. Freilich ist ihm, wenn er so von seiner Zinke weit gegen Süden geschaut hat auf die unzähligen Gipfel, die aus so vielen Ländern heraufragen, gar oft das Verlangen gekommen, einmal auch auf einer der silbernen Höhen am verschwimmenden Gesichtskreis zu stehen und zu versuchen, ob der Blick noch im fernen Steiermark seinen Dachstein erreicht. Aber des Lebens Noth hat ihm den bescheidenen Lieblingswunsch stets vereitelt. Ein einziges Mal war er nahe seiner Verwirklichung, als ein reicher Herr aus Augsburg ihm anbot, mit ihm nach dem Glockner zu wallfahrten. Aber der unpoetische Salinenvorstand erlaubte dem Untergebenen die Reise nicht, Wallner kam nicht auf die Höhen des Kärntner Eisriesen — vielleicht der größte Schmerz seines Lebens.

Er spricht vom Dachstein, wie ein junger Mensch von seiner Geliebten. Ich habe ihn vor einigen Tagen gesehen, wie er mit einem langen Schiffe mitten auf dem See fuhr, um für eine Wiese des Wirthes draußen bei Stegen Flußschlamm zu holen, den sie als Düngemittel benützen. Eben setzte ein Nordweststurm ein und überraschte den alten Mann: wie zuerst spärliche, dann allmählich immer dichtere Flocken das heranziehende Gestöber verkünden, so ist es mit dem Schaumstreifen auf dem See, wenn der Sturm daherrast. Jetzt blitzen die weißen Quirle drüben im Westen auf, eilig gegen uns am Ostufer herüberjagend, schon werden einzelne erste vom Schwall an das Sommerhaus geworfen, dann stürmen lange Reihen daher und zuletzt drängt sich Wellenberg an Wellenberg, auf dessen Höhe der weiße Gischt schäumt. So überschritt der Schaum den See, der alte Mann aber steuerte ruhig seinen Nachen weiter und erschien Abends,

obwohl vorher abgemüdet und durchnäßt, ganz wohlgemuth an seinem Tische und erzählte vom Dachstein.

Wenn ich an jenem Sturmtage Wallner auf dem See draußen gesehen habe, so verdanke ich es der Sitte, mich an's Fenster zu machen, wenn widriges Wetter das Herumgehen draußen verhindert. An einem so mächtigen und beweglichen Gewässer verlohnt sich das schon der Mühe des Sitzens. Die Veränderungen des Lichtes unter den Wolken und Nebeln des Himmels allein könnten lange Zeit den Blick beschäftigen. Aber auch das Treiben der Leute regt an. Dieser See, obwohl in steile Felsen eingeschlossen, wird doch von vielen Schiffen befahren: der Reichthum an Salz, Holz und Steinen würde es, für sich betrachtet, noch nicht thun, wenn nicht durch die Traun, welche aus diesem in den Traun-See fließt, die schönste Gelegenheit gegeben wäre, solche Waare an den Schienenweg und in die weite Welt zu bringen. Da sehen wir die langen schweren Salzschiffe vorüberziehen, an denen sechs Ruderer sich abarbeiten, bis sie die Last (jedes Schiff ist mit dreihundert Centnern beladen) mit den Rudern bis zur Seeklause hinabschieben. Der See ist geschwellt; die Holzwand der Klause hemmt einen Theil des Abflusses. Die Traun ist zu seicht, als daß ein solches Schiff auf ihrem Wasser den Gmundner See zu erreichen vermöchte — deßhalb wird vier Stunden, bevor die angesagten Schiffe hinabfahren wollen, die Klause geöffnet, damit sich das Bett des Flußes seinem ganzen Lauf entlang hinlänglich mit dem nachdrängenden Wasser fülle. Sollte ein Fährmann sich beikommen lassen, vor dem Ablauf der vier Stunden den Fluß hinabzufahren, so könnte es ihm leicht begegnen, daß er dem aus der Klause abgelassenen Wasser zuvorkommt, plötzlich auf den seichten Grund geräth und sein Schiff zerschellen sieht. Man

sollte es freilich vom ersten Hörensagen nicht glauben, daß es möglich sei, die Eile des Wassers zu überflügeln, auf dem man sich, ohne zu rudern, treiben läßt. Wenn man aber bedenkt, daß die Wassermassen, welche aus der geöffneten Klause hervorbrechen, nicht nur der Länge, sondern auch der Breite nach sich ausdehnen, so wird das Verhältniß begreiflicher. Jeder Alpenfluß hat so viele Verästelungen, Sackgassen, Buchten, Tümpel, Altwasser an seinem unregelmäßigen Ufer, daß das Fortströmen eines zufließenden Wassers thalabwärts durch die seitlichen Ausbeugungen des Spiegels bedeutend verzögert wird. So ist es allerdings möglich, mit dem Schiff das Wasser zu überholen. Ein solches Schauspiel gibt ein gutes Bild für manche Vorgänge im Leben.

Im Frühjahr, bei höherem Wasserstande, wird die südliche Bucht des Traunsees in zwei und einer halben Stunde erreicht, mit dem spärlichen Wasserkapital des Herbstes in drei bis vier Stunden. Außerdem können aber auch die Schiffe im Frühjahr — von der größeren Wassermenge abgesehen — schwerer befrachtet werden. Denn es fließen die Bäche der Berge in die Traun — die Bäche der Schneeschmelze und der Regengüsse, welche Kalk- und Schlammtheilchen derselben Fluth zuwälzen, welche sonst, durch das tiefe Becken des Hallstätter Sees geläutert, klar wie flüssiger Edelstein über die heraufschimmernden Blöcke des Bettes hinrauscht. Im trüben Wasser sinkt das Schiff nicht so tief als im reinen.

Im Uebrigen hat sich durch die ständige Anschwellung des Wassers am Nordende des Sees dessen Bett in geschichtlicher Zeit sicherlich etwas erhöht. Wo in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts, als der berühmte Schleusenbauer Seeauer noch nicht wirkte, Bäume am Ufer standen, da schlägt jetzt die Welle fußhoch über Stümpfe und Wurzel-

werk hin. Auch wissen die Bauern von einem Steg zu erzählen, der vor Zeiten von einem Punkte unterhalb der Gosaumühle, dem „Durchlaß", an das östliche Gestade hinübergeführt haben soll. Bei niedrigem Wasserstand sieht man noch Hölzer aus dem Wasser heraufscheinen — wieder eine Notiz für Pfahlbauten-Gelehrte.

Ein Bild von hervorragender Schönheit stellt der See dar, wenn die auf ihm hin- und herringenden Nebel endlich die sonnigen Wände durchschimmern lassen und die beschneite Spitze irgend eines Kogels langsam über sie herauftaucht, freudig angeschienen wie die erste Erde, welche aus dem Urmeer zum Sonnenlicht emporgehoben wurde. Man sagt, gesund werden sei ein höheres Glück, als gesund sein. So ist es ein mehr reizender Anblick, den sich aufhellenden als den aufgehellten Himmel und die aufgehellte Erde zu betrachten. In solchem noch zweifelhaften Scheine sah ich neulich eine Hochzeitgesellschaft über den See fahren — Musik grüßte sie vom Ufer. Ich dachte, das Aussehen ihrer heimathlichen Stätte gleiche jetzt ein wenig ihrem Festtage — auch da scheint eine Sonne, und die vergangenen wie zukünftigen Sorgen und Mühen verschwimmen in ihrem Glanz, doch der fernstehende Beschauer sieht sie wohl.

Jetzt sieht es freilich nicht so aus, als ob das derselbe See wäre, der so gewaltige Wellen werfen kann. Das thut er unter dem Druck heftiger Winde, die ihn um so mehr aufregen, je mehr sie sich an den Wänden stauen und von verschiedener Richtung in die Wasserfläche eingreifen. Dann kommt es vor, daß eines der langen Schiffe mit Spitze und Ende auf dem Kamm zweier Wellenberge stehend, vom Sturm ohne Weiteres aufgehoben und in die Fluth geworfen wird. Da drüben, wenn man um das Vorgebirge des Grubberges

in die Ostbucht hineinrudern will, dort ist ein solches Eck, um welches sich die Strömungen der Luft brechen, wie um die Ecken des Vierwaldstätter-Sees. In allen Büchern steht ein großes Unglück von dort drüben verzeichnet und am Strande ein erinnerndes Kreuz. So große Stürme aber, sagen die Leute, werden vom „Grundwind“ vorher verkündet. Man bemerkt nämlich manchmal bei vollkommener Stille der Luft starke Wellen im See — von Vielen auch todte Wellen genannt — welche sie einem Winde zuschreiben, der in den Wasserabgründen die Fluth aufregen soll. Auf solche pflegen Sturmwinde oben zu folgen. Was es mit dieser Erscheinung, von welcher ich auch von anderen Seen habe reden hören, für eine Bewandtniß hat, kann ich nicht enträthseln. Einige Erklärungen, die ich da und dort fand, habe ich nicht verstanden.

Die Sonderbarkeiten Hallstatt's sind bekannt. Es besteht aus einer Anzahl alter, meist massiver Häuser, die an einem steilen Berg übereinander stehen und an deren unterste der See schlägt, der hart am Ufer in gewaltige Tiefen abfällt. Wer einen Schritt von ihm hineinfällt, hat zwanzig, dreißig Fuß Wasser unter sich. In nicht wenigen Häusern steigt man die Treppen hinauf statt herab, wenn man ausgehen will und Mancher muß durch seinen Speicher, wenn er den höher gelegenen Nachbar besucht. Da keine Fahrstraße hieher führt, sieht man kein Pferd und es macht einen eigenthümlichen Eindruck, wenn man hört, daß die Wagenremise des Wirthes eine Stunde vom Hause entfernt liegt. Im Uebrigen läßt sich durchaus nicht auf sämmtliche Be-

hausungen, an denen man herumklettert, jenes Citat aus des Königs David lyrischen Gedichten anwenden, welches über dem Portal der protestantischen Kirche steht: „Wie lieblich, o Herr, sind Deine Wohnungen!“ im Gegentheil — es herrscht viel bittere Armuth außen und innen. Der Wasserfall, welcher mitten durch die Häuserterrassen herabstürzt, ist vielleicht das Merkwürdigste, was dem Besucher bei der Bergwanderung über die Treppen (Gasse gibt es nur eine) der Stadt in die Augen fällt. Diese Armuth hat aber die Oberhirten der Salzburger Erzdiöcese nicht abgehalten, von Zeit zu Zeit die Häuser der Leute bis zum Grund niederzubrennen; war ja doch Hallstatt durch seine Salzerzeugung ein Schaden Hallein's, dessen Reichthum in ihre Hirtentasche floß. Gewisse Säcke aber haben keinen Boden. Freilich gab es schon damals die bequeme Erfindung, daß es nicht der Erzbischof, sondern der „weltliche Fürst“ war, der die Leute in Hunger und Elend brachte.

Die Anzahl der Troddeln, welche laut lachend hinter einem Fremden herlaufen und ihn anbetteln, ist keine geringe. Doch erscheint sie minder als in früheren Zeiten und darum hat sich der evangelische Geistliche des Marktes verdient gemacht. Er war es, der am meisten auf die Errichtung einer Kleinkinderbewahr-Anstalt drang. Die Kleinen, sonst von den zur Arbeit fortgehenden Aeltern in die dumpfen, lichtleeren Stuben unter Obhut irgend eines halb blödsinnigen alten Weibes zusammengesperrt, können sich jetzt im Freien ergehen — ihre Gehirnthätigkeit wird angeregt. Man führt sie spazieren und unterrichtet sie, den aufkeimenden Fähigkeiten entsprechend. Einen Hallstatter Winter über, während dessen die Sonne — sofern sie nicht in Nebel gehüllt ist — den begünstigtsten Lagen täglich nur etwa drei Stunden

scheinen kann, will das für das Gedeihen der Kinder viel sagen. Ist der Markt auch kein norwegisches Hammerfest, in Polarnacht versunken — wie sich ein bekannter Schriftsteller übertreibend vernehmen läßt — so gleicht es in der kalten, vielmehr finsteren Jahreszeit doch mehr, was Lage und Himmel anbelangt, einem Zufluchtsort von Bären, als einer für Menschen geeigneten Wohnstätte. Keinem Kenner des Hochgebirges wird es entgangen sein, daß die gräuliche Stickluft in den acht Monate lang vom Winter versperrten Stuben und der endlose Nebel draußen — der Mangel an Sauerstoff und Licht, gewiß unter diejenigen Einflüsse gerechnet werden müssen, welche den sich entwickelnden Organismus auf's Aergste benachtheiligen.

Nicht alle Troddeln sind bleichen Angesichts und hinfälligen Körperbaues. Ich habe breitschulterige Weibspersonen gesehen mit rothen Pausbacken. An ihnen verrieth nur die winzige Ausdehnung der Stirn die geistige Verkümmerung. Diese aber ist so groß, daß es für eine Unmöglichkeit gehalten wird, sie beispielsweise nur stricken zu lehren. Sie lachen, heulen und rollen die Augen, wie die „wilden Jungfrauen“, welche sonst in der Schlucht um Waldbach-Strub hausten. Auf der anderen Seite beherbergt die Hallstatt arme Bergarbeiter, welche sich durch Selbstunterricht in Mathematik und Geschichte Kenntnisse erworben haben, welche dem mit ihren Verhältnissen Vertrauten ein wehmüthiges Erstaunen abringen. —

Sonst kannten den lichtarmen, entlegenen Erdwinkel schon die ältesten Völker. Münzen, Waffen und Schmuck, die im Boden der Berge gefunden wurden, deuten auf die ziemlich entwickelten Geschlechter der Kelten hin, welche das Alles wohl zu fertigen verstanden und auch im Bergbau

nicht unerfahren waren. Die ganze Gegend um den jetzt so einsamen See wimmelt von Sagen über ehemalige große Städte und gewaltige Verschanzungen. Gerade der evangelischen Kirche gegenüber, die neben den Trümmern des einstigen Bethauses steht — jenseits des Wassers auf dem Felsen der Burgau will man Trümmer einer ausgedehnten alten Burg gefunden haben. Mahnungen und Stimmen vergangener Tage reichen in das heutige Leben herüber. Noch hört man in der großen Höhle ober Goisern, welche unzählige Schätze bergen soll, eine Uhr picken — es fallen regelmäßige Wassertropfen in einem finstern Theile des Kalkgewölbes nieder. Noch sieht man von Zeit zu Zeit ein wunderschönes Weib am Seegestade waschen; aber sie zieht sich scheu vor jeder Annäherung der Menschen zurück. Ein solches Weib entzündete vor nicht gar langer Zeit die rasendste Leidenschaft eines armen Bergbewohners. Er ging ihr nach, sie aber schwebte leichten Fußes an der Echerner Wand hin. Als er es versuchte, ihr weiter nachzuklettern, stürzte er herab und zerschmetterte sich an dem Felsen.

Auch die Zwerge vom Untersberg sollen manchmal in finsteren Nächten unter Trommelschlag am Gestade herziehen. Vielleicht besuchen sie die andern seltsamen und verschollenen Gestalten, die im alten Berg der Kelten schlummern. Besonders deutlich wollte sie einmal und ihren Trommelschlag ein Bürger von Hallstatt während einer stürmischen Nacht vorübergehen gehört haben. Am nächsten Morgen neckte ihn der Anblick eines Schäffels, welches mit dem Boden nach oben am Brunnen vor dem Hause stand und worauf der Strahl in dumpfem, trommelschlagähnlichen Dröhnen herabfiel. Von nun an glaubte er nicht mehr an den lärmenden Zug der Untersberger und ihrer Genossen.

Es ist freilich eine Umgebung, welche die Neigung des Menschen, an übersinnliche Wunder zu glauben, herausfordert. Den gesicherten menschlichen Wohnstätten ist wenig Raum übrig gelassen. Die oft gefährliche Oberfläche des stürmischen Sees und die der Felsen bietet Schwierigkeiten, wie sie in solchem Nebeneinander nicht zu häufig angetroffen werden. Noch immer führt keine Straße nach der Hallstatt, wohl dem einzigen Marktflecken im weiten Reiche, welcher durch einen Bergsteig mit der Welt zusammenhängt. Und dazu ist der Pfad, welcher an der steilen Uferwand auf- und abwärts zieht, in mancher Jahreszeit nur mit Gefahr zu begehen. Wenn es dann noch auf dem See stürmt, daß sich kein Schiff hinauswagt, oder der See so zugefroren ist, daß man ihn nicht mehr befahren, aber auch noch nicht auf ihm gehen kann, so kommt es vor, daß die arme Hallstatt einige Tage lang von draußen nichts mehr zu sehen und zu hören bekommt. Man könnte nun wohl sagen, daß in dieser wilden Abgeschlossenheit des Städtchens ein besonderer Reiz liege: die Hallstätter aber zögen insgesammt eine tüchtige Straße vor. Warum, sagen sie, hat man die Straße, welche von Salzburg nach Steiermark führt, über den hohen Bergrücken der Pötschen angelegt, und nicht an unserm See hin und der in denselben einströmenden Traun entlang? Der Verkehr bewegte sich dann auf fast ebener Bahn und würde Aussee in nicht viel mehr Zeit erreichen, als jetzt, wo sich Menschen und Rosse über den Bergsattel hinüber abquälen müssen. Auf diesem thürmen sich im Winter die Schneewehen so hoch auf, daß die Schneeschaufler es nicht mehr wagen dürfen, eine gerade Wand aufzurichten, sondern daß sie aus den Massen drei, vier Stockwerke bilden müssen, wenn sie nicht wieder auf die Straße hinabstürzen sollen. Die Straße am

See und der oberen Traun hin böte dagegen Hallstatt die Vermittelung mit der Welt und außerdem uns Touristen den leichter zugänglichen Genuß großer Landschaft. Doch das sind Träume der Hallstätter Optimisten und vorläufig wird dieses seltsame Häuser-Agglomerat in der Bergschlucht ober dem See bleiben, was es ist. Nach dem großen Brande im vorigen Jahrhundert war schon eine Zeit lang die Rede davon, den Fehler der ersten Anlage gut zu machen, die Trümmer nicht wieder aufzubauen, sondern, wie es wohl im Alterthum mit anderen Städten manchmal geschehen, die Hallstatt vor dem See draußen auf ebenem Boden erstehen zu lassen.

Ich für meinen Theil bin sehr zufrieden, daß diese nützliche Absicht vereitelt wurde, denn sie hätte uns um schöne Schaustücke gebracht. Es ist nicht überall möglich, auf einem Friedhof zu stehen, der über die Dächer emporragt, die Kähne unter den Dächern über die stahlblaue Fluth gleiten, die Raubvögel an den Felswänden fliegen, die Sonne zwischen riesigen Zacken wandeln zu sehen und das feierliche Geläute des Mittags von See und Fels wiederhallen zu hören. Da ziehen Segel hin, gegen den Wasser-Abgrund weiß wie der Schnee auf den Bergen, dort blitzt es in einem Nachen auf von Gewehren, deren Geschoß den Wildenten gilt, die als schwarze Punkte sich drüben auf den Wellen schaukeln. Buben lassen sich auf ihren Schlitten von den Abhängen im Markte gegen das Seeufer hinab — gegen die Pfähle, auf welchen manch hölzernes Haus über dem Uferwasser steht, schlägt die Welle: freilich ein Gesammtbild von seltsamer Schönheit, welches auch nicht durch die Erscheinung des Weibes gestört wird, das tief unten in der Gasse seinen Korb mit zusammengebetteltem Brod trägt, noch durch den Troddel,

der neben uns lachend durch die Gitter der Grabkapelle schaut, noch durch die Erwägung, daß es unter diesen Dächern Menschen gibt, welche das Thal von Ischl noch nie gesehen haben, welches am Ausgange ihrer Wasserschlucht liegt.

Nicht minder schön ist es, an heißen Sommernachmittagen den schmalen Steg entlang zu gehen, auf welchem die Soolenleitung liegt. Da thaut eine wohlriechende Kühle aus dem Moos der Felswände — tief unten der See, hoch oben durch Wipfel der warme Himmel. Jetzt ist das Alles freilich überreift; das Salzwasser, welches bis an den Traunsee hinaus in diesen Röhren rinnt, muß erst gewärmt werden, wenn es auf seiner Reise nicht erstarren soll. Ist doch Alles um die Röhren herum zu Eis geworden. Dort auf dem Dach einer Hütte vertheidigen sich Buben gegen die Schneeballen ihrer Angreifer. Sie spielen „Königgrätz". Wenn wir uns bücken und hart über den Rand des Schnees, der auf dem Geländer des Steges liegt, in die Luft schauen, so gewahren wir genau über ihm einen himmelblauen Schein, jener asurnen Dämmerung vergleichbar, die aus der Spalte eines Gletschers heraufschaut. Es ist ein Anblick, der Frösteln verursacht. Der abendliche Sonnenschein, der von den Höhen drüben zu lodern scheint, ist nicht minder ein wärmeloser Glanz — ein Schneegefunkel in eisiger Luft. —

In der großen Gaststube beim „Seeauer" deucht es uns für jetzt bequemer. Wir betrachten das Eis auf den schönen Photographien, die Professor Simony von den Phänomenen des Dachstein-Gletschers aufgenommen hat. Dort kann der Wanderer neben seinem Weinglas Gletschertische, Sèracs und Moränenwälle studiren, ohne sich vom Canapee zu entfernen. Wallner

erzählt heute wieder von einem grausigen Sturm auf dem Hierlats, den er mit dem genannten Gelehrten vor Jahren ausgehalten. Außerdem ist aber heute seine Einbildungskraft mit Plänen für die nächste Saison beschäftigt: er will Jemanden höher hinauf führen, als auf den Gipfel des Dachstein. Bald erklärt er uns das Räthsel. Er beabsichtigt den Betreffenden oben auf seinen Rücken steigen zu lassen, wodurch der Höhe des Dachstein einige Fuß zuwachsen. Ein weit kühneres und auffallenderes Project ist das, den Reisenden beim Niedersteigen auf einen Schlitten zu postiren und mit ihm pfeilschnell über den Gletscher des Karl-Eisfeldes hinabzufahren — ein Wagniß, welches in der Wirklichkeit mit einem Führer wie Wallner wohl weit weniger halsbrecherisch sein mag, als es beim ersten Hörensagen scheint. Eine einleuchtendere Neuerung beabsichtigt Seeauer. Er will unmittelbar am Rande des Eisfeldes einen Bau aufführen lassen, in welchem Gletscherlustige gute Herberge und Verpflegung finden werden — wie man es wohl in verschiedenen Gegenden Engadins und des Berner Oberlandes, nirgends aber in dem trägeren Deutschland findet. Wären alle Wirthe unserer Alpen etwas mehr diesem unternehmenden Mann ähnlich, es sollte bald anders aussehen. Man würde finden, daß es angenehmer ist, auf einer Brücke zu gehen, als auf einem morschen Pfahle und daß Wege nicht weniger angenehm erscheinen, wenn keine Kalkblöcke und Schotterhaufen auf ihnen herumliegen. In seinem Streben zeigt sich der Wunsch, uns die Berge, soweit es vernünftig und thunlich, bequemer zu machen. Die Erbauung des Dampfschiffes „Hallstatt“ wurde ihm dadurch vergütet, daß die beeinträchtigten Schiffer es versuchen, die Fremden von seinem Gasthaus abzuhalten, welches sich doch unter den vielen widerwärtigen Specu-

lantenhöhlen dieses Berglandes merklich durch entgegengesetzte Ueberlieferungen hervorthut.

So vergeht der Abend bei der Kerze. Die Flamme des Ofens singt, die Dachtraufe fällt eintönig auf die ausgewaschenen Kiesel, der See rauscht gegen die Pfähle am Sommerhaus. Um den Herd sitzen die Menschen, deren Gesicht die Gluth röthet. Die unendliche Nacht draußen rührt in den Geistern. Da erzählt einer der Anwesenden eine alte Geschichte. Ich habe sie mir wohl gemerkt und wenige Tage später niedergeschrieben, wobei ich freilich meine Art zu erzählen an die Stelle der Worte des Mannes setzen mußte. Es war eine sonderbare Märe, die ich da hörte, während draußen die Wasser der Hallstatt ihr Wesen trieben. Ihr Inhalt war ungefähr folgender:

Vor vielen, vielen Jahren lebte am Hallstätter See ein armer Mensch, der Pfannen-Toni genannt, weil er im Salz-Sudwerke beschäftigt war. Jahr aus Jahr ein kam er nicht von seiner Arbeit. Wenn er nicht manchmal, so lange einer der anderen Knechte krank war, mit den großen Salzschiffen hinab nach dem Gmundner See gefahren wäre, er hätte vielleicht vergessen, daß es außerhalb der Felswände, zwischen denen der tiefe Hallstätter See liegt, noch eine Welt gibt. Seine Wohnung war eine hölzerne Hütte, deren Dach an den steilen Berg stieß. So lebte er von seinem kärglichen Taglohne, aber er war zufrieden. Die Unzufriedenheit beginnt sich des Menschen zu bemächtigen, wenn er sein Schicksal mit dem anderer Leute vergleicht, welchen es besser geht, wie ihm. Aber zu solcher Vergleichung hatte der Pfannen-Toni keinen Anlaß. Die Meisten um ihn herum waren arme Arbeiter wie er und von den sonstigen Bewohnern der

Hallstatt wären es höchstens der Pfarrer und der Wirth gewesen, deren Glücksgüter einigermaßen auffallen konnten, weil sie sich um ihren Erwerb nicht so sehr plagen mußten, als die kleinen Bürger und Salzarbeiter. Aber zu Leuten, die so weit über dem Gewöhnlichen standen, wie die Beiden, vermochte sich sein Blick nicht zu erheben — sie waren einmal der Pfarrer und der Wirth und ihnen gleich zu sein, fiel ihm so wenig ein, als es andern Menschen beikommt, fliegen zu wollen, wie ein Adler. Auch hätte bei den Zweien, wenn sie beneidet worden wären, sich wieder das Sprichwort des alten Königs von Lydien bewahrheitet, daß man Niemand vor seinem Tode glücklich preisen solle. Denn der Pfarrer stürzte, als er in einer Nacht auf dem schmalen Stege von der Gosaumühle nach der Hallstatt ritt, vom Pferde, zerschlug sich auf den Felsen und fiel in den See hinab, welcher später die zerschmetterte Leiche so auswarf, daß sie an der Wurzel einer Tanne hängen blieb und die Aasvögel an ihr pickten. Der Wirth aber verunglückte noch jämmerlicher, als er einmal seine hochgelegene Alpe besuchte. Beim Rückwege mußte er bemerkt haben, daß einer seiner schönsten Ochsen sich fern von der Weide ab auf eines der großen Eisfelder am Dachstein begab. Um ihn wieder einzufangen, verließ er unbesonnen den sicheren Pfad. Die morsche Decke einer Eisspalte wich unter ihm und so endete er sein Leben halb erfroren, halb erstickt, zwischen den krystallenen Wänden.

Das geschah aber Alles viel später, als die Dinge, von welchen wir eben sprechen wollen.

Das Weib des Toni arbeitete fleißig mit. Sie trug in ihrer Butte große Lasten Salzsteine vom Berge herab nach dem Sudhaus, wofür sie freilich nur wenige Kreuzer erhielt. Doch

auch das Wenige war den armen Leuten erwünscht. Im Sommer, wenn es mit dem Salztragen langsamer ging, sammelte sie Speik-Wurzeln *), welche von steierischen Händlern, die oft über den Krippenstein herüber kamen, gern gekauft wurden. Im Frühjahr suchte sie unter dem Schnee die Blüthen der schwarzen Nießwurz, am See „Schneekaterln“ genannt, und brachte sie denen in's Haus, von welchen sie wußte, daß sie an Gicht litten. Auch betete sie fleißig den Kreuzweg in der „Lahn“ ab — lauter Beschäftigungen, welche dem kleinen Haushalt ersprießlich waren. So hätten die beiden ohne Zweifel ihr Dasein ohne Freud und ohne Leid bis zu jenem Tage fortgefristet, an welchem man ihren Leib auf dem Friedhofe, der an den abfallenden Berg hin gemauert ist, bestattet haben würde, wenn nicht eines Tages der Wirth zum Toni gesagt hätte: „Toni, mein Christoph hat sich den Fuß verstaucht und muß im Bett liegen. Ich hätt' ein paar Stämme nach Steg hinauszufahren — fahr Du, Du bekommst einen Zwölfer!“

Es war vor dem Frühgottesdienst an einem Sonntag. Der Pfannen-Toni sagte, er wolle nach der heiligen Messe mit den Stämmen fahren. Dann trank er sein Glas Vogelbeerbranntwein aus und ging nach der Kirche — vielmehr er stieg, denn in der Hallstatt, welche am Absturz eines Felsrückens in den See hingebaut ist, kann man nur auf- oder abwärts gehen. Die ungefügen Treppen, welche nach der Kirche führen, bedeckte frisch gefallener Schnee; der Wasserfall, welcher durch die Häuserreihen herabstürzt, war zur Hälfte in Eiszapfen verwandelt, und über den See zogen Nebel so langsam, wie ein großes Salzschiff, welches eben

*) Valeriana celtica.

mühsam durch die erregten Wellen gerudert wurde. Schon stand Toni auf dem Friedhof, betrachtete gedankenlos die zwei gemalten Todtenköpfe über der kleinen Kapelle an der Wand und schüttete die glühende Asche seiner Pfeife auf den Schnee eines Grabhügels, als es ihm einfiel, das lange Stehen und Knieen in der Kirche sei keine rechte Vorbereitung für die Arbeit, welche er unternehmen sollte. Er sann eine Weile nach.

— Es wird früh Nacht, sagte er endlich zu sich selbst. Ich komme gar beim Heimweg in die Finsterniß und in die Schneib'm hinein.

Froh, einen Vorwand gefunden zu haben, für dießmal aus der kalten Kirche wegbleiben zu können, ging er in die Schenke zurück. Doch beeilte er sich nicht, dem Wirth sagen zu lassen, daß er jetzt fortfahren wolle. Vielmehr blieb er noch geraume Weile vor einem Glas Branntwein sitzen. Es war Niemand mehr in der Stube als ein fremder Bettler, welcher seine Kreuzer vertrank. Beide betrachteten einander.

— Höre, sagte der wieder eintretende Wirth, am Steg draußen wartet der Holzhändler bis Mittag. Er wird Dir einen Sack mit dreihundert Zwanzigern mitgeben — liefere ihm dafür den Schein da aus und sage, ich wäre selbst hinausgekommen, wenn es nicht so staubte (stöberte).

Toni zog das „Traunerl" *) vor die Schiffhütte und hängte die rothen Lärchenstämme hinten an. Schwerfällig glitt der Nachen mit seiner Last in den See hinaus.

Während der eintönigen Arbeit des Ruderns hatte Toni Zeit, seinen Gedanken nachzuhängen. Trotz der Kälte rannen

*) Ein breiter Nachen.

ihm Schweißtropfen über die Stirn, denn die Stämme waren schwer. Wie leicht, dachte er, hat es der Wirth! Seine Knechte fällen ihm das Holz, schleppen es an den See, rudern es hinaus und er hält bloß die Hand hin und nimmt. —

In diesem Augenblicke schnellte vor ihm einer jener Fische mit silbernem Rücken auf, welche man an jenem See Rheinanken nennt. Sie sind so unvorsichtig oder dumm, daß sie sich oft dabei mit den Händen fangen lassen. Dieser aber blitzte nur einen Gedanken lang wie ein Silberblick auf und verschwand wieder im Dunkel des Wassers.

— Und nimmt, fuhr Toni in seiner Gedankenreihe fort, das helle Silber dafür. Ich freue mich, wenn ich heute einen solchen Haufen Geld nur einmal ansehen darf. Es ist freilich nur für einen Augenblick, denn es fällt ja doch gleich wieder in die Geldtruhe des Wirthes.

Es war das erste Vorkommniß seit langen Jahren, welches ihm Veranlassung gab, sich in seiner Lage unbehaglich zu fühlen. Er empfand etwas wie Neid gegen den Mann, in dessen Dienst er heute arbeitete.

Er sann darüber nach — wie es Viele an seiner Stelle gethan hätten — welche Annehmlichkeiten er sich und seinem Weibe mit den Geldstücken verschaffen könnte. Die bösen Gedanken flogen durch seinen Kopf, wie die Schneeflocken vor dem Winde, der ihn immer und immer wieder zurücktrieb. Manchmal hob sich ein dunkler Wasservogel von der dunkeln Fläche auf und jammerte, eilig über die Spitzen der Wellen hin flatternd. Es ging dem Schiffe, wie seinem Kopf; jenes kam vor dem Wind nicht über die letzten Häuser der Hallstatt hinaus und dieser vermochte es nicht, die Gedanken

an das Geld zu verwinden, welches er heute nach dem Wirthshause bringen sollte.

Endlich gelang beides. Der „untere“ Wind legte sich und der Toni richtete seine Aufmerksamkeit auf eine Hochzeitsgesellschaft, welche auf einem Schiffe daherkam, von dem roth- und weiße Fahnen ihre Zipfel in das Wasser tauchten und Alle mit Ausnahme der Ruderer sich durch rothe Regenschirme gegen das Unwetter zu schützen suchten. Ein heiseres Lachen — er konnte wegen der Regenschirme nicht wahrnehmen, von wem es ausging — erscholl auf dem großen Fahrzeug, ein Lachen, welches ihm vorkam, als ob es ihm gälte. Vielleicht wurde gelacht, weil er mit den schweren Stämmen so langsam von der Stelle kam. Aber dieser Argwohn kam ihm rasch wieder aus dem Sinn.

Das Gestöber nahm jetzt so zu, daß es aussah, als ob der See „zugeflickt“ werden würde, wie es die Fährleute nennen, wenn der Schnee auf dem durchkälteten und erstarrenden Wasser zu schwimmen anfängt. Aber schon hatte das Traunerl die Nähe der Seeklause erreicht und bald stieß es auf den unterm Schnee vergrabenen Kies.

Toni ging in's Wirthshaus und fragte nach dem Holzhändler. Der war noch nicht da. Von Kälte starr setzte er sich an den Ofen und der Wirth neben ihn. Der Branntwein und die Wärme machten den Toni bald gesprächig. Er erzählte von den dreihundert Zwanzigern, die er heute zu bekommen hatte und redete sich so in Eifer hinein, daß er nicht lebendiger hätte sprechen können, wenn sie sein eigen gewesen wären. Der Wirth aber schnitt allerlei Gesichter und lächelte vor sich auf den Tisch hin.

— Du könntest das Geld wohl besser brauchen, als der, dem Du's geben mußt, sagte er endlich. Aber an Dir geht's vorbei, wie der Schatten auf meiner Uhr draußen.

Der Wirth meinte die Sonnenuhr an seinem Hause, die beste der ganzen Gegend, worein er einen gewissen Stolz setzte. Der Mann war überhaupt ein Sonderling, welcher trachtete, sich in Allem hervorzuthun und der auch seine Launen mit vieler Zähigkeit zu verwirklichen wußte. So besaß er zuerst unter den vielen Tausend Bauern, die zwischen den großen Seen wohnen, eine Sackuhr. Diese zu bekommen, trieben ihn Eigensinn und Gewinnsucht an. Denn, wie sich die Kunde von dem noch so wenig bekannten Werkzeug verbreitete, wurde seine Stube von Neugierigen nimmer leer. Die Bauern wußten von ihm mancherlei Sonderbarkeiten zu erzählen. So hatten sich einmal in seiner Stube die Holzknechte gestritten, ob das Einschmieren mit Fett den Stiefeln schade oder nicht. Der Wirth vom Steg horchte der Unterredung schweigend zu. Nach mehreren Monaten sagte er zu den Knechten:

— Der Ungeschmierte hat länger gehalten!

Die Meisten wußten schon gar nicht mehr, was er damit meinte. Er aber erzählte ihnen, daß er am Tage nach jenem Gespräch ein neues Paar Stiefel angezogen habe, von dem jeden Tag nur der eine geschmiert wurde. Und dieser bekam früher Risse, als der andere.

Ein anderes Mal zählte er auf einem Marsche von Aussee nach Ischl die Schritte. Dazu hatte er sich einen Begleiter mitgenommen, welcher für ihn die zahlreichen Grüße der ihnen Begegnenden Leute erwiedern mußte, damit er selbst nicht irr zu werden brauchte.

Das Merkwürdigste aber hatte er oben unter dem Dache. Dort stand unter altem Gerümpel der Sarg, worin er sich einst beerdigen zu lassen gedachte. Er hatte ihn selbst verfertigt und lange an ihm herum verbessert, bis er davon befriedigt war, sich auch oft hineingelegt, um ihn zu probiren.

So war der Mann beschaffen, der jetzt mit Toni plauderte. Ein besonderes Vergnügen machte es ihm auch, wenn er einfältigen Gästen Lügen vorsagen konnte. So erzählte er dem Knechte, der ein Glas Branntwein nach dem anderen verlangte, eine Geschichte, die sich am letzten Allerheiligen-Abend in der Nähe zugetragen haben sollte. Das ist, wie Jeder weiß, eine heilige Zeit, zu welcher man Nachts für die Ruhe der Abgeschiedenen beten, nicht aber Unfug treiben soll.

— Der Deubler Sepp, den kennst doch — nu, der ist an dem Abend von Goisern 'raus gangen und war ihm der Branntwein ein wenig in Kopf g'stiegn. Da hat er grad g'juichzt und g'juichzt. Und wie er so eine Weil gangen ist, da hat ihm Einer aus dem Graben bei die Häuser von Obersee gegeng'juichzt, und so oft der Eine g'schrieen hat, schreit der Andere auch.

— Wird halt der Wiederhall gewesen sein! sagte der Toni, sein Glas austrinkend.

— Wart nur, was' für ein Wiederhall war!

— Der Andere kommt dem Deubler Sepp immer nähenter und nähenter und schreit immer stärker. Jetzt ist's aber dem doch ein Biss'l anders worden und er hat sich nimmer umg'schaut. Auf einmal juichzt's ganz laut hinter ihm, er aber dreht den Kopf nimmer um — stockfinster

war's auch schon. Mit einem Mal aber fühlt er etwas auf der Schulter, und wie er hinschaut, sieht er Einen, der kein Maul, aber einen Schnabel hat.

— Oho! sagte der Pfannen-Toni.

In diesem Augenblicke ging die Thüre auf und es traten zwei Männer ein, von welchen der Eine ebenso spinnendürr als der Andere unförmlich dick war. Der Wirth begrüßte in dem Einen den erwarteten Holzhändler, der andere war der Lebzelter von Aussee.

Der Pfannen-Toni näherte sich dem Holzhändler und brachte sein Anliegen vor. Der entgegnete: Ist schon recht! Ist schon recht! und langte unter dem Mantel, den er auf die Bank hingelegt hatte, einen zwilchenen Sack hervor und gab ihn dem Toni. Den Schein durchlas er und steckte ihn nachdenklich in seine lederne Brieftasche.

— Hast Du das heutige Holz 'runter gefahren? frug er nach einer Weile.

Auf Toni's bejahende Antwort legte er ihm zwei Zwanziger auf den Tisch und sagte:

— Da trink, daß d' beim Heimfahren nit eingfrehrst.

Mittlerweile hatte der Lebzelter eine Flasche hervorgezogen, sich vom Wirth drei Gläser geben lassen und schenkte eine zähe, goldgelbe Flüssigkeit ein. Es war ein von ihm selbst bereiteter Liqueur. Der Holzhändler nippte, auch Toni, der gerne das Ganze auf einen Zug hinuntergestürzt hätte, trank schüchtern. Auch der Wirth wurde eingeladen. Der aber sagte zum Lebzelter:

— Trinken nur Sie z'erst, damit ich seh, daß S'mich nit vergeben.

Darüber lachte der Toni unbändig. Ueberhaupt kam ihm jetzt Alles viel lustiger vor, als sonst. Da die beiden Herren bald überdrüssig waren, mit ihm zu reden, fing er an, mit dem großen Haushund zu scherzen, der sich vorhin unter dem Ofen die Pfoten abgeleckt hatte.

Die Stunden schwanden — manchmal legte Toni die Hand auf den von Silber strotzenden Sack neben ihm auf der Bank. Mit den Stunden schwanden auch die Groschen und Sechser und erst als plötzlich zu Abend gebetet wurde, entsann er sich, daß sein Nachen draußen auf ihn warte und daß es Zeit wäre, an die Heimfahrt zu denken. Er ging hinaus und schaute nach dem Wetter.

Es fiel kein Schnee mehr, aber der Wind hatte sich gedreht. Von Süden her über die Eisflächen des Dachstein raste ein Sturm, der die Wellen weit über den verschneiten Strand her warf. Doch die Luft war rein, der Himmel klar und der Vollmond stand über dem Zwölferkogel. Die schneebedeckten Berge schienen unter dem gelben Lichte geheimnißvoll verklärt.

— Heut magst*) nit heimfahren, Pfannen-Toni, sagte der Wirth, der eben in den Gang kam, um das hintere Thor zu schließen.

— Heim muß ich, entgegnete der Toni. Ich laß halt das Traunerl derweil da und geh den Fußsteig.

— Das thust! sagte der Stegener.

Bei einem Sturme, oder wie es jetzt der Pfannen-Toni hätte thun müssen, gegen den Sturm, am westlichen Ufer des Hallstätter See's zu fahren, ist ein gefährliches Wagniß. An vielen Stellen senken sich Felswände steil in

*) Kannst.

den See, welche ein Entrinnen unmöglich machen. Am östlichen Ufer aber bis Grub hinauf und dann quer über den See nach Hallstatt zu fahren, wäre noch vermessener gewesen, weil der Fährmann den tief aufgewühlten Wellen die Breitseite des Schiffes hätte zukehren müssen, welches in wenigen Augenblicken mit Wasser angefüllt worden wäre.

So nahm also der Pfannen-Toni seinen Sack mit den Zwanzigern und machte sich auf den Weg. Dieser führt bald hoch bald nieder über dem See an jenen Felsen hin. Theilnahmlos schaute er in das Schauspiel, welches unzählige andere Menschen entzückt haben würde. Der Glanz der Gipfel im Mondenstrahl sah nichts Irdischem ähnlich. Wie eine Wohnstätte von Geistern, die den Aether lieben, schauten die Eiswände in die dunkle Schlucht des Sees.

Mit einem Male legte sich auch der Wind. Die Pracht wurde stiller und redete nur mehr mit der berauschenden Zunge eines nie gehörten und mit menschlicher Rede nicht zu erzählenden Märchens. Der See beruhigte sich — glorreich schwebte die goldgrüne Nacht über die jähen Spitzen, die im Frost starrten.

Da dröhnte es plötzlich vom Sarstein herüber — bald erhob sich ein dumpfes Jauchzen, ein frohlockendes Donnern in andern Schlünden. Und jetzt schien ober seinem eigenen Pfade der Mond, in Farbenstrahlen gebrochen, durch dünnen Rauch — eine aufgewirbelte Schneewolke — dann ein Krachen, als ob alle Berge in den See stürzten. Die Fluth unten heulte auf; eine Lawine hatte vor ihm über den Fußsteig hin den See erreicht.

Es war, als ob die Geister der Berge jene unsägliche Lichtfeier oben mit ihren Donnern grüßen wollten. Lawine

auf Lawine rollte und es toste über die Felswände am See hin, wie das Gröhlen einer unermeßlichen Schlacht in der Ferne.

Dem Pfannen-Toni schwindelte der Kopf — die zahllosen Unglücksgeschichten, deren Andenken in Täfelchen an den Felsen hängt, traten ihm klar vor die Augen. Er fühlte sich von der Lawine gefaßt und im bodenlosen See erwürgt. Das Gespenst mit dem Schnabel stand hinter ihm — er wollte zurück, da rieselten hinter ihm die Schneeballen herab, welche die „Lahn“ verkünden und im nächsten Augenblicke huschte diese selbst nieder, daß die Aeste der Lärchen auseinander flogen und ein breiter schwarzer Streifen gegen die Berghöhe hin aufgeschürft war. Da schloß der arme Mensch, der so von den vorne und hinten auf dem Pfade liegen gebliebenen Schneetrümmern eingesperrt war, die Augen, faltete die Hände und betete ein Vaterunser.

Als er die Augen wieder aufschlug, starrte der Mondschein ruhig auf die Verwüstung hin, als ob nichts geschehen wäre. Er rieb sich den Kopf, hob sein Säcklein wieder vom Boden auf und sah sich um, wie er um die Lahne herumkommen könne. Er war eben doch ein Kind der Berge, bei dem das Bangen vor den wilden Dingen seiner Heimath nur flüchtig verharrt.

Es blieb nichts anders übrig, als hinüberzuklettern. Dabei war nur zu besorgen, daß, während er bis über die Kniee in dem aufgehäuften Schnee watete, etwa ein Nachtrag zu der Lahn herabrollen und ihn mit den eingezwängten Füßen gar unrettbar verschütten möchte. So schaute er, während er über die zusammengeballten Schneeklumpen hinwatete, sorgsam nach Rechts auf die Berghöhe. Es gelang. Nach wenigen Minuten war er jenseits der Lawine.

Er wunderte sich nicht wenig, in geringer Entfernung vor sich einen Mann hergehen zu sehen, der, wie es im Mondenlichte klar zu erkennen war, einen grauen Rock an hatte und über den Schultern etwas trug, was einem leeren Sacke glich. Der Mann konnte nur einige Handbreit von der verhängnißvollen Stelle entfernt gewesen sein in dem Augenblicke, als die Lawine niederstürzte. Jetzt schritt er ruhig dahin.

Toni war nicht wenig neugierig, ihm in's Gesicht zu sehen, ob es ein Bekannter wäre. Er kam ihm rasch an die Seite. Es schien ein ältlicher Mann, den er nie vorher gesehen zu haben glaubte. Der Mann schaute den vorbeigehenden Toni nicht an; er that, als ob er seiner gar nicht gewahr würde. Toni hatte ihn anreden wollen; das Herabstürzen der Lahn wäre ein schicklicher Vorwand gewesen. Aber es verging ihm der Muth dazu. Er trachtete jetzt nur, dem Grauen recht weit vorauszukommen, denn es wurde ihm fast unheimlich vor dem lautlosen Menschen. Schon sah er die Lichter von Hallstatt. Aber, siehe da! gerade vor ihm — ging da nicht wieder derselbe Mann mit dem grauen Rock, den er die ganze Zeit in seinem Rücken gelassen hatte? Wie war das möglich? Halb neugierig, halb entsetzt beeilte er sich wieder an dessen Seite zu kommen. Er schaute ihm in's Gesicht — es war sicherlich das nämliche, welches er vorher gesehen hatte. Der Toni konnte nicht begreifen, wie es dem Grauen möglich geworden war, ihm auf dem schmalen Fußpfade, den tiefer Schnee bedeckte, zuvorzukommen, ohne daß er es bemerkt hatte. Darüber konnte er wirklich nicht in's Reine kommen. Doch ließ er, rüstig voranschreitend, den Fremden bald wieder beträchtlich hinter sich zurück. Als er

auf seinem Wege an der Stelle angelangt war, welche dem Felsen gegenüberliegt, unter dem heute die Begräbniß-kapelle der Russen steht, traute er seinen Augen kaum. Vor ihm ging abermals der Graue und dießmal erinnerte er sich doch so bestimmt, daß er seiner Seele Seligkeit darauf hätte verpfänden mögen — er war nicht an ihm vorbei gekommen. Jetzt wußte er es ganz gewiß, daß er es mit einem Venediger oder sonst einem Kobolde zu thun hatte. Hinter ihm daher gehen, das wollte er nicht, so sauer es ihm auch ankam, wieder an dem Gespenst vorbeizurennen. Er that es, indem er sich dreimal bekreuzte. So glückte es ihm, dem Grauen wieder zuvorzukommen. Doch es währte nicht lange — einen Steinwurf vor den ersten Häusern von Hallstatt und der Graue ging wieder zehn Schritte vor ihm. Jetzt schoß ihm das Blut in Stirne und Wangen. Wären nicht menschliche Wohnungen vor ihm gestanden — er hätte sich keinen Schritt weiter gewagt. So aber betrat er zitternd die Hütte des nächsten Nachbars, den er mit verstörter Miene fragte, ob er den Förster nicht gesehen habe. Es war ein nichtiger Vorwand — denn von dem, was ihn beängstigte, wollte er nicht sprechen.

— Wo soll denn ich den Förster g'sehn haben? antwortete der Mann und schaute den Toni verwundert an.

Ehe aber dieser sich weiter zur Rede stellen ließ, war er wieder auf der Gasse draußen und lief dem Wirthshause zu. Toni traf den Wirth nicht in der Stube. Es sollte eben ein Fremder angekommen sein, dem er oben eine Stube anwies. Während er sich besann und überlegte, ob er den Sack mit Zwanzigern der Wirthin übergeben oder auf ihren Mann warten sollte, kam dieser selbst herein.

— Bist da, Toni? sagte er in herzlichem Ton. Du, morgen stellst Dir einen Ersatzmann in der Saline und bitt'st den Sudmeister, daß er Dich an acht Tag auslaßt — ich hab' ein G'schäft für Dich!

Es kam manchmal vor, daß der Wirth dem Toni, welchem er wohlwollte, auf ein paar Tage einen Verdienst zuweisen konnte, der größer war, als sein Erwerb in der Saline. Dann stellte sich dieser einen Mann, der seine gewöhnliche Arbeit beim Salzsieden verrichten mußte — ein Unternehmen, zu welchem er jeweilig der Bewilligung seines Vorgesetzten bedurfte, welche ihm dieser oft nur kopfschüttelnd gewährte.

Mehr konnte der Toni für heute nicht erfahren, denn der Wirth hatte unmittelbar nach den erwähnten Worten die Stube wieder verlassen.

Man kann sich leicht denken, wie es diese Nacht im Kopfe des Pfannen-Toni zuging. Er sah nur graue Gespenster, die ihm über die Schulter schauten und höhnisch zulächelten. In seinen Aengsten wälzte er sich von einer Seite des Bettes auf die andere und war froh, als der graue Tag anbrach. Seinem Weibe erzählte er Nichts von seiner Begegnung — die wäre zu Tod erschrocken und hätte an die allerschlimmsten Vorbedeutungen geglaubt.

— Du mußt einen fremden Herrn in die Koppenbrüller Höhle führen, sagte der Wirth, als Toni, nachdem er alles Nothwendige abgethan, zu ihm in die Stube kam.

— War recht! entgegnete dieser kurz.

— Was ist's denn für einer? fragte ein anderer Bauer.

— Was geht's mich an, bald er nur revierig zahlt, sagte der Toni.

— Ein Herr ist's, von den Studierten Einer, belehrte nun der Wirth die Beiden, der schon lang reist, ob er nit Gold und Silber im Gebirg findet. Jetzt hat er sich unsere Höhlen einbild't, es müßt' Kupfer oder Eisen in die Stein zu sehen sein, wenn's etwan auch nit grad Silber wär.

— Wenn er so viel Silber find't, so wird sich's mit'm Zahlen nit weit fehlen, sagte der anwesende Bauer zu Toni.

— Sell is g'wiß, entgegnete dieser.

— Unter fünf Zwanziger thust es nicht im Tag, warf der Wirth dazwischen. Und nacher thust ihm recht schön und sagst ihm, er wär der allerg'studiertest von allen den Herren, die Du schon im Sommer 'rumg'führt hast, das tragt nacher extra wieder 'was.

— Akkrat so machstes, bekräftigte der Bauer.

Toni wollte eben seine vollständige Uebereinstimmung mit diesen Rathschlägen äußern, als die Thüre aufging, aber auch sein Mund — der blieb sprachlos offen. Denn herein trat die nämliche Gestalt, die ihn gestern auf dem Fußwege so geängstigt hatte.

— Das ist der Mann? fragte der Fremde den Wirth mit heiserer Stimme, in seiner Vermuthung wenig sicher, weil Toni mit diesem Ausdruck der maßlosen Verwunderung eher einem Troddel als einem vernünftigen Menschen glich.

— Ja, der ist's! sagte der Wirth.

Auch die weiteren Fragen des Fremden über Verschiedenes, was zu ihrem Handel gehörte, konnte Toni nur mit einem röchelnden Ja! Ja! antworten, so daß in jenem ernstliche Zweifel aufsteigen konnten, ob es im Oberstübchen des vorgeschlagenen Führers wohl richtig bestellt sei.

Der Wirth selber wußte nicht, was er denken sollte und er fing schon an zu besorgen, er möchte mit seiner Empfehlung keine Ehre eingelegt haben. Als aber Toni fortfuhr, den Fremden wie ein Narr anzuglotzen und auf seine Erkundigungen unverständliche Antworten zu geben, konnte er sich nicht mehr enthalten, ihn am Arm zu packen und zu sagen:

— Da komm' einmal ein bißl heraus, Toni!

Dieser ließ sich ohne Einwendung vor die Thüre schleppen.

Auf dem Gange überhäufte ihn der Wirth mit Fragen und Vorwürfen. Es dauerte aber geraume Zeit, ehe der Toni allmählich mit der Sprache herausrückte. Und so brachte er denn nach und nach sein gestriges Erlebniß vor und schloß damit, der Mensch drinnen sei kein anderer, als ein Venediger Manndl und es wär für ihn gewiß sein Verderben, wenn er mit so Einem ginge.

Der Wirth lachte laut auf.

— Ein' Rausch hast g'habt, dasselbige fürcht' ich. Jetzt aber geh' nein und stell' dich anders und nit so rauschig, sonst laß ich den Seefrieder Jackl mitgehn statt Deiner.

Toni war im Grunde nicht sonderlich abergläubisch und so leuchtete es ihm bald ein, daß der Wirth so Unrecht nicht haben könne. Was aber am meisten zu seiner Ernüchterung beitrug, war der Hinweis auf den Seefrieder Jackl, seinen Todfeind seit einer Rauferei, die vor zwanzig Jahren stattgefunden hatte.

Der fremde Naturforscher war bald zufrieden gestellt. Es wurde beschlossen, gleich aufzubrechen. Während Toni hinausruderte, faßte er ihn scharf in's Auge. Daß der Mann

derselbe sei, den er gestern auf dem Stege gesehen hatte, das war für ihn auch jetzt noch außer Zweifel. Wie es aber damit stand, daß er ihn auf so seltsame Art dreimal vor sich erblickte, während der Mann doch hinter ihm gehen mußte — das konnte allerdings vielleicht eine Wirkung der Branntwein-Geister gewesen sein, denen er gestern sich unbekümmert hingegeben hatte. Auch mochte das trügerische Mondlicht und das Blenden des Schnees zur Täuschung beigetragen haben. Im Uebrigen suchte er, um den Rest von Scheu, der noch in ihm steckte, vollends mit Gewalt zu beseitigen, mit dem Fremden ein Gespräch anzuknüpfen.

— Gnädiger Herr sind gestern auch erst spät Abends nach der Hallstatt gekommen.

— Ja.

— Ich hab' den gnädigen Herren auf dem Fußsteig begegnet?

— So?

Mehr konnte der Pfannen-Toni für dießmal nicht aus dem Grauen herausbringen. Denn dieser schaute verwundert in die Höhe. Die beschneiten Fichten, welche oben auf dem Berggrate standen, brannten in dem schmalen Morgenlichtsaum, der dort lag, wie feuerflüssiges Gold. Auf dem See war es noch dunkel; in den Wolken, welche in ihn hereinhingen, die oben schon glühten und blendeten, dämmerte es unten stahlblau — die Berge aber mit ihrer gleißenden Pracht auf den Giebeln schauten aus wie überirdische Wesen. Jetzt schallte die Orgel aus der Kirche und die gedehnten Töne wallten ruhig über die Wasser und durch die Lüfte hin. Der fremde Mann schaute empor und blickte so feierlich, als ob er in einer Kirche wäre. Er schien gar andächtig zu sein,

als ob der schimmernde Himmel oben die Decke eines hohen Domes, die Berge erhabene Altäre mit Lichtern und der Sonnenglanz oben der gegenwärtige Herr wären. Toni verwunderte sich über das Herumschauen. Er selbst sah gar nichts Ungewöhnliches oder Auffallendes weder oben noch unten.

Als sie von Obertraun gegen die Höhle zu wanderten bemerkte Toni, wie sein Begleiter manchmal etwas aus dem Geleise aufhob, welches die Schlitten in den Schnee eingefurcht hatten. Er zerbrach sich den Kopf, was es sein könnte — die Wahrheit errieth er nicht und der räthselhafte Eindruck, welchen der Mensch auf ihn hervorbrachte, steigerte sich. —

Es war weiter nichts, als eine Art Mücken, die sich auch im winterlichen Schneegestöber herumtreiben, von welcher der Fremde einzelne fand und ansah.

Es war kalt und der „Foam" hing von den entlaubten Zweigen der Ahorne. Der Fremde beklagte sich, daß er seine Handschuhe vergessen habe, worauf ihm Toni seine eigenen Däumlinge anbot. Während dieser sie anzog, sah Toni, daß einige seiner Fingerspitzen schwarz gefärbt waren. Da packte ihn ein neues Grausen, das er sich hätte ersparen können, wenn er gewußt hätte, daß unter den Chemikalien, mit denen der Mann vielleicht handierte, mancher ätzende Stoff sich befinden mochte. Jetzt wagte er, den alten Gedanken wieder hingegeben, nicht einmal eine Weile den Genossen zu betrachten. Schon faßte er halb und halb den Vorsatz, mit dem Grauen gar nicht in die Höhle hineinzugehen. Weiß der Himmel, mit welchem unheimlichen Volk er dort vielleicht zusammentreffen wollte. Das Jodeln der Holzknechte, die

weit in den verschneiten Wäldern drinnen arbeiteten, gab endlich seinem Nachsinnen eine andere Richtung.

Nahe am Eingang zur Höhle machte sich der Graue an einem Felsen etwas zu schaffen, der von Schnee fast entblößt war, weil wuchtige Tannen den Schirm ihrer Zweige darüber hielten. Nachdem er das Gestein längere Zeit betrachtet, schüttelte er den Kopf.

— Da ist Eisen! antwortete er den fragenden Blicken des Führers.

Dieser bückte sich, sah aber nicht das Geringste, was er dafür halten konnte. Vielleicht besaß der Graue die Gabe, durch die Felsen in den Boden hineinzuschauen, wie es die Erdmänner können.

An der Höhle angekommen, sah Toni an den sichtlich erst vor kurzer Zeit verlaufenen Spuren des Wassers, an den Anschwemmseln, die vor großen Blöcken lagen, daß es in ihrem Innern anders aussehen müsse als gewöhnlich. Dort floß nämlich durch die dunkeln Gänge ein Bach. Wenn er, durch reichliche Zuflüsse aus den Adern des Berginnern genährt, überschwoll, so verließ er sein nächtliches Bett unter der Erde und floß aus dem Höhleneingang. So mußte es vor kurzer Zeit gewesen sein nach dem, was Toni vor ihr verändert fand. Toni sagte daher zu seinem Reisegenossen, er möge eine Weile vor der Höhle heraus warten, indessen er selbst hineinstiege und mit der Fackel in der Hand nachschaue, ob das Wasser schon hinlänglich gefallen sei, um ein Vordringen in die inneren Gänge möglich zu machen. Das überhängende Portal der Grotte hatte verhindert, daß auf den Boden unter ihm Schnee falle und so kam der Fremde auf den Gedanken, sich die Zeit seines Allein-

seins mit dem Anzünden einer der überflüssigen „Bucheln“ (Holzfackeln) zu vertreiben, welche Toni mitgebracht hatte. Bald loderte das Feuer. Er setzte sich auf einen trockenen, mit Moos bewachsenen Block und schaute bald in's Thal hinaus, in welches unaufhörlich Flocken herabstöberten und dann in die Finsternisse der Höhlengänge, an deren überdachtem Eingang er sich niedergelassen hatte.

— Wunderbare Flamme, sagte er für sich hin, so loderst du zum Himmel und strebst nach deiner erhabenen Geburtsstätte! Du bist nur ein verschwindender, kümmerlicher Streif gegen den unendlichen Strom, unter dessen glühendem Anprall einst diese Steinkuppen sich emporblähten! Dort unten heult noch das Gewässer, das vom siedenden Geisir übrig geblieben — es schleppt sich noch immer gefangen durch sein Verließ, du bist frei, unbändig und vergißt der Heimath nicht. Möchten die Seelen der Menschen Flammen sein, dir gleichend! Heilige Wissenschaft, dir danke ich es, daß ich ein solches Wesen geworden bin. Du bist diejenige, welche den Apfel der Verjüngung reicht, nicht Iduna, wie sich die Thoren vorstellen. Dir danke ich es, daß ich dieser Flamme gleich bin, die jetzt noch lebt, wie einst die Urflamme unter diesem Gestein lebte, als es glühend heraufstieg. Ich weiß es ja, daß ich nicht sterbe. Wie einst von Odins wunderbarem Ring Ringe mit denselben Juwelen sich loslösten, so thaut ein gleißendes Bild, ein beseligender Gedanke nach dem andern aus deinen Augen auf mich nieder, auf mich, der ich unverwandt in der Flamme Tiefen schauen will. Sei mir gegrüßt, helles Licht, das auch aus dieser Höhlennacht scheint, heilige Unterweisung, die mich die heulende Stimme dieses Gewässers der Abgründe verstehen lehrt, daß sie zu mir redet, wie ein verschollener Bruder.

Ich habe ihn lieb gehabt, diesen Bruder, wie wir noch als Atome im Weltennebel mit einander tanzten!

Bei den letzten Worten hatte sich der Graue erhoben und die Hand gegen die Höhle ausgestreckt, in welcher der letzte Schein von Toni's Fackel bereits verschwunden war. Gleich darauf hörte er einen durchdringenden Schrei, den die wiederhallenden Wände herauswarfen und wenige Minuten später erschien Toni selbst unter dem Grotteneingang und schaute hinaus in die Helle, wie er im Wirthshause zuerst den Grauen angestiert hatte.

Folgendes hatte sich zugetragen.

In einer gewissen Entfernung von der Oeffnung der Höhle, deren erster, breiter Gang sich gemach in die Tiefe senkt, liegt zwischen ungeheueren Blöcken ein winziger See. Wer an seinem Ufer steht und aufwärts schaut, gewahrt den hereinfallenden Tagesstrahl nicht mehr. Das Gewässer aber wird von ihm noch erreicht. Dann blinkt aus einer Tiefe, welche dem menschlichen Auge unergründbar scheint, der Tag, einer glänzend weißen Scheibe vergleichbar — so weit, so weit unten, daß man den Himmel der Gegenfüßler zu sehen glaubt. In dem Augenblicke, in welchem Toni zufällig hineinsah, stand mitten in dem bleichen Mond, der unten aus der Nacht heraufsah, eine graue Gestalt, welche ihm drohend abwinkte. Es war der Fremde, welcher eben seine Hand gegen den Grotteneingang hin ausstreckte. Toni hatte in der Ueberraschung ihn vergessen — so kam es, daß er einen Schrei des Entsetzens ausstieß und rasch zur Erde heraufkroch.

Der Fremde lachte, als ihm Toni die Geschichte erzählte. Sie stiegen nun hinab, denn das Wasser war, wie Toni bemerkt hatte, schon so weit zurückgewichen, daß man sich in

die Gänge wagen konnte. Als sie an dem See vorbeikamen, staunte auch der Graue über den weißen Mond, zu welchem hier der Tag zusammengeschrumpft war, ein Gestirn, wie es den Ungeheuern des nächtlichen Weltanfanges geleuchtet haben muß.

Und lag nicht ein solches Ungeheuer gerade vor ihnen?

Dort, aus dem undeutlichen Schimmer der vorangetragenen Fackel ragte ein mehrere Klafter langer Felsblock. Er ruhte auf dem nassen abschüssigen, von Auswaschungen zerrissenen Kalkboden. Sein vorderer und mittlerer Theil glich dem Kopf und dem Leibe eines ungeheueren Krokodils. Vorn waren rundliche Wülste, glotzenden Augen ähnlich. In den Klüften hinter ihm, von noch nicht durchdrungenem Schatten und Wölbungen versteckt, wüthete der angeschwollene Bach mit seinem tausendstimmigen Wimmern und Heulen — ein höllischer Fluß, dem das Stein gewordene Ungeheuer entstiegen zu sein schien. Die Luft wurde dumpfer und schwüler.

— Der Kerl sieht aus wie ein Saurier, sagte der Fremde vor sich hin, während sie an dem Blocke vorübergingen.

Toni horchte.

— Was sieht das G'stein gleich? fragte er endlich.

Der Fremde erklärte ihm, was die Saurier seien und wie große es früher gegeben habe, als noch keine Menschen auf der Welt waren. Es wunderte den Toni nicht wenig, daß sein Begleiter von Dingen etwas wußte, die kein Mensch gesehen haben konnte. Allmählich begriff er, daß es sich um Eidechsen von ungeheurer Größe handelte.

— Sind aber doch g'wiß keine Stutzen gewesen? fragte er endlich wieder, den Grauen scheu anschauend.

Nun war die Reihe des Fragens an diesem.

— Gnaden, gnädiger Herr, werden doch schon von Stutzen gehört haben. Das warn auch solchene Viecher, aber die sind roth und g'fleckt.

— Wo sieht man denn die?

— Ja die, entgegnete Toni durch die Frage einigermaßen überrascht, ja sehn thut man die eigentlich nicht leicht, aber gar soviel sagens davon.

— Nun, was sagt ihr denn?

— Sie schau'n halt ganz roth aus, wie ein Laub, das von den Bäumen g'fallen ist. Ist auch schon einmal passirt, dem Großvater vom Kühberger Franzl — so hat er g'heißen — der hat einmal auf der Gamsjagd glaubt, er knieet sich ins Streu hinein; derweil hat sich's geregt unter ihm und der Stutzen hat ihn umg'worfen. Da war er auf einem Stutzen knieet gewesen. Der ist fortglaufen und hat dem Schützen nichts nit than.

— Hat der Jäger ihm nicht nachgeschossen?

— O, das wär weit g'fehlt gwesen! Da wär ja der Stutzen dem Menschen mitten durchs Herz durch gsprungen, daß er augenblicklich todt liegen blieben wär.

— So böse ist das Thier? lachte der Fremde.

— Ja, der Stutzen ist das allergefährlichste, was es gibt.

Die Männer schwiegen nun eine Weile, während deren der Fremde auf dem Boden herumsah und sich bückte, als ob er etwas suche. Toni fragte ihn, was er wünsche. Aber sei es, daß er vor dem Tosen des Wassers in den Gewölben

die Frage nicht hörte oder sie nicht hören wollte — er gab keine Antwort darauf.

Mit einem Mal zuckte ein Blitz. Die ganze Höhle bis in die dunkeln Schlünde, unter denen das Wasser sich durchwühlt, stand in purpurrothen Flammen.

Der Reisende hatte ein Feuer angezündet, dessen greller Schein nach wenigen Augenblicken wieder erlosch. Solche Feuer hatte man in der Einsamkeit dieser Berge noch nie gesehen.

Jener aber lachte laut auf, als er unter den Blitzen Tonis vor Schrecken verzerrtes Gesicht gewahrte.

— Was war das? fragte dieser endlich.

— Das nennt man rothes Höllenfeuer. Gib Obacht, du sollst noch ganz andere Dinge sehen. Einstweilen aber reiche mir deine Fackel.

Der Fremde nahm sie in die Hand, leuchtete damit an den vom Hauch der Wasser feuchten Wänden herum und pochte hie und da mit einem Hammer daran. Dann dröhnte es gewaltig in der Unterwelt. Er lauschte, er schüttelte den Kopf, dann nahm er wieder Bruchstücke in die Hand, schaute sie an und steckte manche davon in einen zwilchenen Sack, den er aus seinem Mantel hervorzog.

Toni schaute aufmerksam zu, ohne von dem Allen etwas zu verstehen. Manchmal warf er wieder einen Seitenblick auf das zu Stein gewordene Ungeheuer, welches am Bache schlief. So oft ein verirrter Strahl der Fackel darauf fiel, schien es den Rachen zu einem gräulichen Gelächter verziehen zu wollen. Dieser Klotz freute sich über den Besuch, der in seine Nacht eindrang.

Der Fremde forderte Toni auf, ihn weiter in die inneren Gänge zu führen. Durch mehrere enge Röhren, in welchen sie sich auf dem Bauch vorwärts schieben mußten,

erreichten sie ein zweites größeres Gewölbe, dessen Ende von Nacht versteckt war.

— Geh zurück! sagte der Graue.

Toni hatte dem Befehle kaum gehorcht, als ihm eine blendende Lohe um die Augen schlug. Er wandte den Kopf um und sah hinter jenem eine Wand von grünlichen Flammen zittern.

— Keine Stalactiten! keine Tropfsteine! sagte der Graue kopfschüttelnd; keine Spur von Eisenadern. Dagegen sieht das verwünschte Loch so dunkel aus — so zäh legt sich die Nacht herein — vielleicht haben sie hier im Jul dem Gott Freyr ihre Eber geschlachtet, wenn überhaupt seit den Höhlenbären noch etwas Lebendiges herein gekommen ist.

Eine Fledermaus, welche gerade ober ihm an einem hervorspringenden Zacken hing, belehrte ihn rasch vom Gegentheil.

— Es gibt sonderbare Läuse auf diesen Nagethieren, sagte er für sich hin. Ich will sie mitnehmen. Dabei zog er einen zweiten Sack aus seiner weiten Manteltasche, steckte das regungslose Thier hinein und band ihn fest zu. Das grüne Licht erlosch wieder.

— Ich weiß nicht, wie's mir vorkommt, sagte Toni, dem es mit jedem Augenblick unbehaglicher zu Muth wurde — es scheint, das Wasser rauscht jetzt stärker, als vorher.

— Pah! sagte der Graue, das Gewölbe hier ist höher.

— Es thut wilder — es ist gerade, als ob's eine neue Kluft durchbrochen hätt'. — Der Graue lachte.

— Führe mich weiter hinauf! sagte er.

Mehrere Gänge der Höhle stiegen im Innern des Berges hinan. Finstere Gänge, durch welche man auf unebenem, von Wasser durchfurchtem Kalkboden halb gehen, halb kriechen

muß, führen so hoch hinauf, daß man an ihrem oberen Ende die Schritte derjenigen vernehmen kann, welche auf der Straße gehen, die über den Bergrücken des Koppen hinführt. Toni machte den Grauen darauf aufmerksam und sagte, man hätte hier höchstens ein Haus tief herabzugraben und damit den Theil der Höhle erreicht, in welchem sie eben saßen.

— Mir gefällt es da herunten besser, entgegnete kurz der Graue.

Langsam stiegen sie wieder herab. Je mehr sie sich den Wölbungen näherten, durch welche der Bach braust, konnte auch der Fremde nicht umhin, zu bemerken, daß sie jetzt ein stärkeres Rauschen vernahmen, als vor zwei Stunden, zur Zeit ihres Eintrittes. Starr vor Entsetzen aber wurde der Führer, als er mit einem Mal bemerkte, daß es hinter ihnen zu rieseln und zu quellen begann, und daß das Wasser sich Zoll für Zoll fast geräuschlos an den braunen Wänden in die Höhe hob und schon das Fackellicht aus dem überflutheten Boden wiederstrahlte.

Toni war um diese Jahreszeit noch nie in der Höhle gewesen. Er hatte nur oberflächlich daran gedacht, daß es jetzt, wo so viel Schnee schmolz, mit dem Wasser im Höhlen-Innern ganz besonders aussehen müsse. Während sie sich aber in den Gängen herumtrieben, hatte draußen der Südwind seine ganze Macht entwickelt. Aus unzähligen Rinnsalen schwoll das Wasser zusammen — ein mächtiges Plätschern und Surren verstärkte das Tosen des unterirdischen Gewässers.

In abgerissenen, ha.. gekeuchten Worten machte Toni seinem Begleiter begreiflich, daß sie die höchste Eile anzuwenden hätten, um vor dem nachrückenden Wasser her den Ausgang zu gewinnen. Vor dem Johlen und Heulen der in den

Kluftengen angestauten Fluth konnte er dessen Antwort nicht mehr vernehmen.

Sie kamen nun wieder an eine der Engen, durch welche man sich mühsam auf dem Bauche hindurch winden mußte — eine schmale Spalte zwischen zwei Gängen.

— Eile dich, daß du hinüberkommst! sagte der Graue, das Wasser rückt dir nach.

Toni ließ sich das nicht wiederholen. Er legte sich auf den Boden und zwängte sich, nachdem er die Fackel voraus hinübergeschoben, mit einiger Anstrengung durch. Drüben angelangt, hielt er die Fackel nieder auf den Boden, um dem Fremden durch die Spalte zu leuchten. Er konnte aber nicht erkennen, daß dieser sich ihm näherte, sondern er hörte nur die Worte, die in die Höhlung hereinhallend klangen, als stiegen sie aus einer Gruft:

— Ich komme nicht hinüber! Ich komme nicht hinüber!

Toni dachte jetzt mit Schrecken daran, daß sie auf dem Herwege nicht durch diesen Gang gekommen waren und daß sein Begleiter zu beleibt sein möchte, um den Durchgang ausführen zu können.

— Ziehn Eure Gnaden den Mantel aus, vielleicht auch den Rock — so wirds leichter gehen.

Daran, daß er selbst durch einige Stöße auf das zerfressene, morsche Gestein den Durchgang erweitern konnte, dachte er nicht. Von drüben vernahm er nur etwas, wie ein sonderbares Flüstern. Da er keine Antwort erhielt, schickte er sich eben an, wieder hinüber zu kriechen und dem Fremden beizustehen, als es ihm aus der Spalte entgegenquoll — ein trübes Wasser mit Blasen, langsam, links und rechts in die Kalkritze hinein sickernd.

— Jesus, Maria und Joseph! rief er hinüber, schleunen sich Euer Gnaden, sonst wird es zu spät!

Wenn Einer die Unbequemlichkeit nicht scheute, sich ins Wasser zu legen, so war es immerhin noch ein Leichtes herüber zu kommen. Denn dieses war nur ungefähr einen Daumen breit hoch und bot kein Hinderniß.

Toni aber, welcher glaubte, es sei dieß nur der Vorläufer eines gewaltigeren Schwalles, der dicht hinter ihm herabströme, vermeinte nicht anders, als er müsse den Kopf gleichsam in einen mit Wasser angefüllten Sack stecken, wenn er es unternähme, wieder in die Felsenröhre zurückzukriechen. So beschränkte er sich darauf, aus voller Kehle zu dem Anderen hinüber zu schreien.

— Ich komme schon noch zu dir! scholl es aus der Spalte ihm entgegen.

In diesem Augenblicke aber hob sich das Wasser mit einem Ruck so merklich, daß Toni voll Entsetzen beinahe die Fackel aus der Hand fallen ließ. Es schnarchte, gurgelte, heulte auf allen Seiten.

Der Kopf des Fremden erschien noch immer nicht dießseits des gewölbten Spaltes. Toni aber kam es vor, als ob auch von der Seite her, nach welcher hin sie sich zu flüchten hatten, ein Wasserwulst über den durch die Spalte herkommenden sich entgegen dränge, ja diesen überquelle, denn er fühlte seinen Knöchel, der halb über die plumpen Schuhe hervorragte, wie von einem schwächlichen Wirbel umfluthet. Der drüben blieb still, lautlos — das Wasser stieg; da verließ den Toni Ehrlichkeit und Muth und mit einem lauten Schrei stürzte er von der Spalte weg den Gang entlang in der Nacht weiter. Das Wasser spritzte unter seinen weit ausgespannten Schritten bis an die Decke der Wölbungen — er

wußte, ja er sah kaum mehr, wohin ihn sein Entsetzen jagte. Als er zu dem Blocke kam, den der Graue mit einer ungeheueren Eidechse verglichen hatte, reichte ihm das Wasser bis an die Hüfte und der Hintertheil des Ungeheuers war von den überall ausbrechenden Wellen versteckt. Der Tümpel, in welchem er das Spiegelbild des Grauen gesehen hatte, war jetzt ein Trichter, in dem sich die quirlende Fluth umhertrieb, ein letztes Becken, worin sie ruhte, ehe sie die Kraft gewann, an den abschüssigen Hang des Grotteneinganges hinauf zu drängen und über seinen Rand befreit hinauszustürzen in das Thal der donnernden Traun.

Zwischen den Blöcken draußen glimmten die Ueberreste des Feuers, welches der Graue angezündet hatte — vielleicht war jetzt in ihm selbst jener Funken verglommen, dessen er sich beim Anblick der Wirkungen großer Kräfte noch so sehr gefreut hatte. — —

Toni erzählte den Leuten in der Hallstatt das traurige Schicksal seines Begleiters. Die ganze Wahrheit aber blieb ihnen verschwiegen — denn sie erfuhren nicht, wie leicht es ihm gewesen wäre, den Fremden zu retten. Jeder war der Meinung, das Wasser habe den Mann ersäuft, mit fortgerissen und in irgend einem versteckten Loche der weit verzweigten Klüfte begraben. Ihn wieder aufzusuchen, daran dachte Niemand; denn es mußte ein Ding der Unmöglichkeit sein, die Stelle zu finden, an welche der Leichnam, unter Geröll verschüttet oder in die finsteren Spalten der Blöcke eingeklemmt, in einer der unzähligen Gänge und Kammern des Höhlengebirges hingerollt worden war. Toni hielt nun auch nicht mehr mit der Erzählung dessen zurück, was er auf dem Fußsteige vor Hallstatt gesehen hatte — die räthselvolle Art, auf welche der Fremde zu Grunde gegangen zu

sein schien, half den erschreckenden Eindruck verstärken, welchen Tonis erstes Abenteuer mit dem grauen Mann auf die Zuhörer hervorbrachte. Am Ende war er doch nur ein Venediger oder ein Bergwichtel gewesen, welcher den Toni dorthin zu einem kläglichen, jähen Tod gelockt hatte und spurlos verschwunden war, als er sah, daß es dem Toni unter Gottes Schutz gelang, sich aus dem Teufelsspiel loszumachen. Mit dieser Meinung stimmte das ganze Gebahren, welches Toni schilderte und übertrieb. Die Flammen, in denen er gestanden war, sein Wissen von Thieren, die nie ein Mensch gesehen hatte, sein Lachen und vor Allem das Herumpochen an den Wänden, wie auch die eingefangene Fledermaus, das ging nicht mit gewöhnlichen Dingen zu.

Indessen, je mehr Andere anfingen, an einen Spuk zu glauben, desto mehr regte sich bei Toni das Gewissen, daß er nicht das Aeußerste gethan und dem Manne aus der Höhle drüben durch den Spalt hindurch geholfen hatte. Es wollte ihm anfangen, zu bedünken, als ob er schlecht gehandelt habe — die Gefahr war ja noch nicht so groß gewesen und mehr als einmal träumte ihm von dem ungeheueren Krokodil der Höhle, daß es fletschend vor sein Bett kommen und ihn frage, was er mit „seinem Freunde" angefangen habe.

Indessen, die Zeit heilt Alles. Die Wasser des Winters und Frühjahres verrannen, die Zweifel und Bedenken des Salzarbeiters verrannen — es kam der Sommer, Toni wurde wieder, wie er vorher gewesen war.

Schon oft hatte sein Weib von dem Geld gesprochen, welches der verschwundene Fremde bei sich getragen haben müsse und wie schad es sei, daß vielleicht die schönen Thaler in dem Loche dort drinnen lagen, wo sie Niemanden etwas nütze wären. Toni bebte Anfangs mit dem Schauder zurück,

den er sich zum großen Theile selbst eingeredet hatte. Bald aber wich seine Scheu vor der verständigen Auseinandersetzung seiner Lebensgefährtin. „Wenn es ein Mensch war, wie wir, sagte sie, so brauchst du dich nicht zu fürchten, nach dem zu suchen, was mit ihm verloren gegangen ist — du hast Gefahr an Leib und Leben genug ausgestanden seinetwegen und nicht einmal einen Kreuzer dafür bekommen. Ich möchte wissen, ob du dafür nichts nehmen sollst, wenn du es bekommen kannst. War es aber ein Venediger, nun ja, die Thaler von denen darf man nehmen, wo man sie findet, die sind so reich genug. Ich weiß mehr als Einen, der auch reich geworden ist mit dem, was er auf dem Berg gefunden hat, wo die Wichteln etwas versteckt haben, so sagen die Leut' und ich glaub's auch". —

Kurzum, an einem schönen Junitage raffte sich der Pfannentoni auf und ging in die Höhle. Je weiter er darin vordrang, ohne etwas Auffälliges zu bemerken, desto mehr wuchs sein Anfangs etwas unsicherer Muth. Erst, als er den verhängnißvollen Spalt erreichte, stand er einen Augenblick still. Es war ihm etwas unheimlich geworden, doch rasch entschlossen, schob er die Fackel vorwärts, sich nach, wie er es in jener Stunde gethan hatte. Starr schauten die Augen, nachdem er mühelos bis zum andern Gang durchgekrochen war. Da lag ein weißer und ein dunkler Gegenstand auf dem Boden, halb in schlammiges Geröll eingebettet. Toni bückte sich und erkannte einen zwilchenen Sack mit Steinen, einen großen ledernen Beutel mit Silber. Beide schwere Beutel hatte die Fluth, welche die abgelegten Kleider und den Leichnam mit fortgewälzt haben konnte, auf dem Kalkschotter liegen gelassen — wenn es ein Mensch war, dem sie gehört hatten. Vielleicht aber — doch welche Vielleicht

schwirrten jetzt in Tonis Gehirn! Er nahm Steine und Silber mit sich. Mehrmals kam ihm der Gedanke, daß er vielleicht eines Morgens beim Aufstehen auch die Steine in Thaler verwandelt finden würde.

Von jetzt an ging Toni auch an jedem Werktage in's Wirthshaus. Niemand konnte sich die Quellen seines plötzlich eingetretenen Wohllebens erklären, wenn man das Wohlleben nennen kann, daß er jeden Abend branntweintrunken nach Hause kam und mehrmals halbtodt aus dem See gezogen wurde. Seine Frau fing an, zu begreifen, was es mit den Geschenken der Venediger für eine Bewandtniß habe. Toni wurde bald arbeitsunfähig; der Bergmeister jagte ihn von seinem Dienste.

Eines Tages — die Thaler gingen schon stark auf die Neige — ging Toni in der Abenddämmerung wieder den Fußsteig. Ein gewaltiger Sturmwind jagte den See zu klafterhohen Wellen auf. Gerade an der Stelle, an welcher er damals den Venediger zuerst gesehen hatte, rieselte jetzt ein Gewitterbach herab. In seiner Trunkenheit verfehlte Toni die Steine, welche gelegt waren, um ihn überschreiten zu können, und in einem Nu lag er schwer zerschunden unten zwischen zwei Blöcken am felsigen Ufer. Er war unfähig, sich zu bewegen. In gemessenen Zwischenräumen überstürzte ihn der See mit seiner aufgeregten Fluth und nahm ihm zeitweilig den Athem. Nach einer Stunde war er den unzähligen Anstrengungen gegen den Erstickungstod erlegen.

Der Graue hatte sich gerächt.

Wer die große Straße von Salzburg gegen Ischl hin wandert, muß in geringer Entfernung von der Stadt, vom großen Dorfe Gnigl an, in den nächsten drei Wegstunden allmählig eine Höhe von über acht hundert Fuß ansteigen. Durch waldige Schluchten am Gaisberg und dem nördlich von ihr auslaufenden Felszinken hin, an den weit gedehnten Bauten der Brauerei von Guggenthal vorüber, hebt sich der Weg nach und nach auf die Hochfläche von Hof. Wie vom Rücken eines der im Norden hingedehnten Waldberge aus vermögen wir ziemlich weit in das Rund der Ferne zu schauen.

Der Buchberg am Trumsee und die Kuppen an den Nordostufern des Mondsees fallen gleicher Maßen in den Gesichtskreis. Im Winter wird diese Fläche, die höchste Stelle des Weges zwischen der Alpenstadt und dem Bade an der Ischl, wegen ihrer Schneewehen gefürchtet und von den Blitzen des Sommers zeugen die neue Kirche in Hof, die neuen Gebäude um sie herum, auf den Trümmern von alten aufgebaut, welche ihr Feuer zerstört hat.

In der Entfernung weniger Schritte eröffnet sich die Mulde des Fuschl-Sees, mit der grünen Fluth und den Bergen des Hintergrundes, ein unverhofftes Alpenbild. Niemand wird, ohne die Belehrung der Karte, eine Viertel-

Stunde vorher vermuthen, daß hier durch eine günstige Gruppirung der Bergrücken und über das frei hingegossene Gewässer hin ein weitreichender Blick in das Innere und den Zusammenhang mehrerer uns schon wohl bekannter Gebirge geworfen werden kann. Den Schober, das Höllkar, den Drachenstein, welche mit ihren Felsen an den einzigen Mondsee heranreichen, überschauen wir da von Süden her und ihre Höhen erscheinen uns eben so leicht zugänglich, als von dem See drüben aus betrachtet halsbrecherisch und unmöglich. Die graue Kuppe des Schobers schaut angeglänzt der Sonne nach, welche hinter den Ebenen Baierns versinkt. Das gelbe Licht an seinem Gipfel und der Schnee, der aus mancher Waldlücke hervorschaut, stellen in der Luft einen Gegensatz dar, wie in der unbewegten Fläche das Abbild des Schafberges und des thurmähnlichen Schlosses am Westufer, die beide in einander verschwimmen. Jenes ist eine flimmernde Säule von Magnesium=Licht, dieses ein Zirkel von schmutziggelbem Schein.

Von allen Seiten umringen Berge und Felsen das Gewässer. Rechts von uns erhebt sich der Fibling, mit einer „Oetz", einem abgetriebenen Wald, auf seinem Abhang. Jenseits dieser liegt der kleine Fibling=See in einer Mulde des Giebels. Die freie, nur mit Stümpfen bedeckte, abschüssige Fläche wird noch von dem darauf zusammengewehten Schnee überlagert, wenn in den Wäldern nebenan schon Frühling und Sommer eingezogen sind. Dieselbe Fläche ist den Fischern am Mondsee drüben, zu welchen sie über das alte Bergschloß Wartenfels und die Westabhänge des Schober herüber schaut, ein Wahrzeichen. Wenn der Schnee hier verschwindet, was um die Mitte des Brachmonats zu geschehen pflegt, so gehen

„Lauben“ und „Schied“, zwei beliebte Fischgattungen, aus dem Mondsee in die einströmende Fuschler-Ache und werden mit Reusen zu Tausenden gefangen. In siedheißes Wasser geworfen und eingesalzen — dann von Fischhändlerinen aufgekauft, wandern sie in großen Körben nach den Städten und Märkten des Oesterreicher Landes.

Wolken, Lichtsäulen, Schatten und Bergspiegelungen bringen in diesem Gewässer keine mehr überraschenden Wirkungen hervor, als die Abstufungen des Wassergrün, die von dem ungleichen Grunde erzeugt werden. Die Tiefe wechselt in wenigen Seen am Ufer und in der Mitte an so zahlreichen Stellen und in so auffallender Weise. Von der lichten Farbe, mit welcher sich die Buchenknospen in der April-Sonne öffnen, bis zum sibirischen Malachit sind alle erdenkbaren Erscheinungsformen dieser Farbe zu sehen. Das gelbe Schloß, welches einem Hauptmann im baierischen Heere gehört, ist an jenen Punct des Ufers hingebaut, welches ein in dieser Hinsicht seltener Geschmack mit richtigem Verständniß als den schönsten herausgefunden hat. Ueber die Fluthen erhebt sich die Bergwelt, während vom Dorfe Fuschl aus besehen der See in ein Hügelland zu verrinnen scheint.

Die Oede dieser Ufer erscheint wieder in der Aermlichkeit, welcher wir hier allenthalben begegnen. Nur sehr bescheidene und unverwöhnte Reisende mögen es sich beikommen lassen, in dem Orte zu verweilen, dessen Seeluft und Waldschatten im Uebrigen ein unvergleichliches Standquartier für die Mitte des Sommers bieten würden. Bei unserem Volke darf nur in wenigen Fällen daran gedacht werden, daß es den ihm von der Natur geschenkten Vortheil begreift und die

Ufer der dunkeln Fluth bleiben in alle Ewigkeit verlassen, wie ehedem.

Welch wunderbare Erfrischung bringt der Westwind mit dem Sprühregen, den er von den Schaumlinien der Wellen abgehoben hat — der Wind, vor dem die glasklaren Wasser über die Kiesel heranrollen, daß es keine Möglichkeit gibt, der Versuchung eines Bades in den durchsichtigen Wallungen zu widerstehen!

Einsame Gemüther, welche kühle Hundstage erleben wollen und im Besitze eines energischen Magens sind, der Dinge überwältigt, welche den Meisten ungenießbar erscheinen, mögen es immerhin mit dem Fuschl = See versuchen.

Dort oben gegen die Felsen des Schober hinauf steht neben einem kümmerlichen Hause jener immergrüne glänzende Baum, welchen eine sonderbare Laune des Lebens in unserem winterkahlen, naßkalten Lande wohl gedeihen läßt. Die Leute nennen ihn „Schradl". Es ist die Steineiche (Ilex aquifolium) mit stacheligen Blättern und dunkelrothen Beeren, deren sommerliche Herrlichkeit Dich wundersam anleuchtet, wenn Du im kothigen Schnee, von Flocken umstürmt, an sie heranwatest. Arme Menschen stehen um Dich herum, betrachten Dich neugierig und wollen Dir den Baum verkaufen, der „schon dasteht, so lange sie denken" und eine Zierde ihrer Hütten bildet, mit seinem grünen Leben, das in keinem Winter erstarrt.

Auf der Nordseite des Sees hält sich ein Fußpfad hart am Wasser, dessen Unterlage bald die sumpfige Uferwiese, bald, ansteigend, der Fels bildet, welcher sich in steilen Wänden in den See neigt. Aber die Fluth, welche an den Wänden zerschäumt, rollt nicht, wie in so vielen Seen, über einen Abgrund, dessen Tiefe sich unter der Wand in finstere

Gründe hinabsenkt — sondern die Felswand stößt, wie das Rasenufer, an eine seichte Kiesfläche, über welche das helle Wasser knirschend hin und zurück geschlagen wird. Blühendes Haidekraut umzieht die Stümpfe, die von einem Wald Kunde geben, den die Bauern vernichtet haben. Ueber die rauschenden Blätter auf dem Boden eines Gestrüpps eilt ein kaum fünfjähriger Knabe hin, welcher einige Ziegen hütet. Er heult laut auf beim Anblick unseres Hundes.

Dort scheint Schnee am Gestade zu liegen — es sind nur die großen Kelche der Nießwurz. Das Wasser ist dort so grün, wie die Honiggefäße ihrer Blüthen. Ein anderer weißer Glanz zieht sich tief in den See hinab — es ist der Wiederschein des spitzigen mit Blech beschlagenen Kirchthurms. Er steht gerade der Sonne des Unterganges gegenüber. Wenn an purpurrothen Sommerabenden ihr Schein sein Kreuz mit den letzten Strahlen anzündet, so lichtet im See von ihm sich eine unabsehbare Lohe hinab, welche die bewundernden Augen blendet. Selbst die Bauern, welche blind sind gegen solches Leben des Lichtes, wissen von ihrem sonnenbeschienenen Kreuze zu erzählen, welches in so feuriger Schönheit über die Wasser hinblitzt.

Ein kleiner Bach, dessen Ursprung ein Ziel unserer nächsten Wanderung sein wird, kommt aus den Schluchten heraus in den See geflossen — oft von den Wellen des Weststurmes, die in sein kleines Bett hinaufreichen, zurückgedrängt. Sein Wasser besitzt Heilkräfte, wie das so vieler anderer Flüsse und Bäche, über welche regelmäßig und nach Gewohnheit Todte getragen werden. Wer in diesem Dorfe stirbt, dessen Leichnam muß über die Brücke, weil der Kirchhof jenseits liegt. Das kam vor wenigen Jahren einem

armen Menschen zu Statten, der in der Nacht von Thalgau herüber nach Fuschl ging. Eine plötzliche Lähmung machte seine Glieder zum Fortbewegen unfähig. Auf dem Bauche kriechend erreichte er endlich den Bach, wusch sich mit dessen Wasser und ging munter, wie er seine Reise angetreten hatte, auch wieder von dannen. Wenn diese Geschichte, wie es vielen Anschein hat, nicht etwa auf eine sehr natürliche Weise gedeutet werden muß, so möchte sie mit den Begebnissen in einem anderen Hause des Dorfes, welche mir ein Bauer als „Augenzeuge" erzählte, auf gleiche Glaubwürdigkeit Anspruch machen können. Aus seinem Stalle, der fest verschlossen war, flog eine Kuh durch das Fenster davon und ein schwerer Stein polterte von der letzten bis zur ersten Stufe einer Treppe hinauf, um sich, oben angelangt, kopfüber noch in ein Aschenfaß zu stürzen.

Es lebt, wie ich erwähnte, ein armes gedrücktes Volk in diesem Thal. Nicht aus Nüchternheits-Grundsätzen, sondern aus nothwendiger Sparsamkeit stehen die Wirthshäuser leer. Selbst das „Freidhof-Wasser" (Branntwein), der wohlfeilste aller Sorgenbrecher, wird wenig getrunken. Der Wirth erzählte mir, daß es ihm seit ein und zwanzig Jahren nicht vorgekommen sei, einen Bauern den ganzen Tag über im Wirthshaus forttrinken zu sehen, was allenthalben, besonders an Sonn- und Montagen, sicherlich nicht für eine Seltenheit erachtet wird. Eine seltsame Jammergestalt des Dorfes ist der Briefträger, welcher die Postverbindung mittels der Station Hof besorgt. Dieser Greis nährte sich früher durch Sammeln von „Klaubholz". Jetzt bezieht er eine Jahreseinnahme von fünfzehn Gulden und freut sich, wenn ihm sein Vorrath von schwarzem Brod, seiner einzigen

Speise, nicht vorzeitig schwindet. Der abgekümmerte, dürre alte Mann in seinem braunen Mäntelchen, das mit Dutzenden fremder Lappen geflickt ist, und seinem vom Hohn der Noth aufgezwungenen bunten Kostüm erscheint uns als eines jener lächerlich schrecklichen Schaustücke, welche zuletzt bittere Gedanken wach rufen müssen.

Am Saume hoher Fichten rinnt im dichten Moos ein Wasser, dessen Klarheit sich nicht beschreiben läßt. Mit der Kraft seiner, vom Bergsee droben herabstürzenden, Wellen beschäftigt es betriebsame Räder, daß ihr Klappern im Rauschen der alten Wipfel übermächtig vernehmlich wird. Wir wollen uns die Mühe nicht ersparen, jenes Becken, den hochgelegenen Eibensee, zu besuchen.

Ueber unsern Waldbach und die Linie des Waldes hin gleiten die Streifen des Lichtes der Frühsonne. Vögel pfeifen, schon flattert ein voreiliger Schmetterling an den harzduftenden Zweigen, deren Grün festlicher erscheint in den Strahlen, welche Wärme und Glanz des herannahenden Lenzes verkünden. Hier liegen abgeschälte Stämme im Moos, deren Rinden, in einen Haufen angesammelt, tannige Wohlgerüche verbreiten, dort ergötzt uns der Anblick einer grauen Hütte, deren Dach Steinblöcke drücken, während ein Theil der Bretter, die ihre Wände bilden, nach innen eingestürzt ist. Der Bach, welchem zum Herabfallen aus einer Höhe von ungefähr zweitausend Fuß kaum mehr als eine Wegstunde gegeben ist, muß an vielen Stellen klafterhoch über moosige Felsen stürzen. Da bilden die schweigsamen Nadelhölzer zur Aufregung der Gewässer, die an ihren Wurzeln hinjagen, einen schönen Gegensatz, besonders wenn ihre Wipfel dem Auge durch ein Gefunkel unnahbar werden, mit welchem die im Osten heraufrückende Sonne den Frühnebel durchzittert.

Aus den hohen Schneehaufen ist durch die warmen Winde und Regengüsse des Winters an vielen Stellen allmählig eine Eisschicht geworden. Der von diesen aufgeweichte und geschmolzene Schnee fror in der Nachtkälte. Da ist oft mit Mühe nur aufwärts und noch schwerer nieder zu steigen auf den Bergwegen. An anderen Stellen lag der Schnee besser geborgen durch eine Schutzwand mächtiger Bäume; an solchen müssen wir ihn, wenn uns die wettergehärtete Kruste nicht trägt, durchwaten.

Hier überbrückt ein Steg den grasgrünen Alpenbach; zur Linken hat er ein mächtiges seinem Laufe entgegengeschobenes Lager von Felsschichten durchnagt und fällt in Schaum zerschlagen über die Zacken der noch nicht völlig ausgewaschenen Kanten in den gegen den Gesichtskreis gebetteten Steinplatten. Die durchbohrten Wände sehen so rauh aus, wie die am Durchstich, den die Eisenbahn durch einen Hügel macht, dessen Inhalt vom Pulver weggesprengt wurde.

Endlich erreichen wir die Alpen im Wildmoos, die gerade südlich hinter der Drachenwand liegen, deren jähen Absturz nach Norden hier Niemand ahnen wird. Wieder flattert im Sonnenschein, den der Schnee grell und schwül zurückwirft, ein schöner Schmetterling, ein Apollo, gegen das Dach der Sennhütte zu, von welchem prismatisch glitzernde Eiszapfen herabhängen. Dieses Schauspiel stellt im Kleinen dar, was wir in den Bergen an manchem schönen Frühlingstage nach einem harten Winter in größerem Umfange sehen können. Wiesen, Büsche, Bäume blühen und grünen — unten starrt noch der See, von einer schmutzig grauen Decke verschlossen und die Jugend, welche gestern Waldmeister gepflückt hat, belustigt sich heute auf der Decke mit Eisschießen, auf

dem starren See, den Wochen milden Sonnenscheins noch nicht zu erlösen vermochten.

Auf dem Boden des Wildmoos sind unendliche Schneemengen zusammengeweht. Wir gehen auf ihrer vor der Sonne erkrusteten Oberfläche weiter, ohne einzusinken und können die Tiefe des Lagers, über welches wir hinschreiten, nur nach einigen Höhlungen berechnen, welche hie und da im Bunde mit vielfachen Zufällen den warmen Strahlen geglückt sind und durch welche hindurch wir auf den schwarzgrünen Boden sehen können. Dieser — auf dem in wenigen Monaten die bunte Pracht von Crocus-, Orchis- und Lysimachia-Blüthen die Herrlichkeit des Lenzes verbreiten werden — ist jetzt ein mit Schneewasser durchtränkter Sumpf. An mancher Stelle ragt ein verkohlter Baumstamm — bei den Feuern der Sommerhirten ist er verbrannt worden — aus dem Schnee empor, der in den Sumpf seine losgelösten Wasser hinabträufelt. An anderen bemerkt man das unten hoch angestaute Wasser an der dunkleren, angefeuchteten Farbe der noch darüber liegenden Schneeschicht. Die meisten Stellen, an welchen der Boden offen liegt, sind kreisrund. Es sind die Ueberbleibsel von den tiefen Eindrücken der Schneereife, mit denen im Winter der Fischer manchmal hinaufgestiegen ist, um nach seinen Forellen zu sehen. Wo der Fuß so den Schnee niedergedrückt hat, dort schmilzt er am leichtesten.

Noch ein Bühel und vor uns liegt der Eibensee in seinem von Waldbergen umragten, tief eingesenkten, Becken — eine graue, unbewegliche, starre Fläche.

Der Hochgebirgssee zeigt sich durch den Kessel, in dessen Grund er liegt. Ich habe nie einen See gesehen, den ein Berggipfel trägt, an dessen Ufer man nicht einige Klafter tief, wie in einen Trichter, hinabsteigen müßte. Mögen die

umgebenden Ufer nackte Felswände sein, daß das Wasser drinnen liegt wie auf dem Grunde einer glatten Steinschale — dem hinteren Gosau-See gleich — oder mögen Rinder auf ihren Matten weiden und schattige Bäume ihre Zweige über das Wasser am Gestade hinstrecken, wie hier im Sommer — die kesselförmige Mulde erscheint im Wesentlichen unverändert beim Tümpel der Gletscherwasser wie beim anmuthigeren See auf der Alpentrift.

Auf dem Boden dieses Kessels, am Rande des Sees, sind wir am Besten vor rauhen Lüften geschützt. Dieselbe Sonne, deren Strahlen die Wand des Kessels im Sommer zu unerträglicher Hitze gesteigert in die unbewegte Schwüle der Mulde zurückwirft, erfreut uns jetzt mit sanfter Wärme. Sehen wir uns, im Schutze der Einsenkung gelagert, um, und es wird uns deutlich werden, daß aus dem erstarrten Gewässer und an seinem Ufer die ewige Bildnerin uns ihre farbigen Räthsel zeigt, wie in den lauen, lebensvollen Tagen des Sommers.

An den kahlen Sträuchern hängen einzelne dürre Blätter. Nichts erscheint nackter als die Lärchen mit ihren knotigen, nadellosen Zweigen. Etwa eine Klafter vor der Stelle, an welcher der Bach den Bergsee verläßt, hat sich dessen Eis in der unmerklichen, aber steten Strömung und Bewegung gelöst. Jener sickert träge unter der bröckelichen Schicht hervor und zwängt sich unter einem morschen Holz-Gerüste durch, einer verwitterten Schleuße. Das von dünner Schneekruste bedeckte Eis des Sees widersteht noch der Wärme und dem lauen Sturm aus Süd. Aber ohne alle Einwirkung sind beide nicht über ihn hingegangen. Große concentrische Halbringe von schwarzgrauem und diamantblinkendem Aussehen ziehen sich, je einer mit dem andern

abwechselnd, über die ganze Breite des Eisspiegels. Andere Stellen des Eises haben eine damascirte, Moiré gewässerte Farbe. Es sind diejenigen, an welchen die Schwingungen der Luft das krystallisirte Wasser am meisten angenagt und verwittert haben. Wir können uns davon überzeugen, indem wir gewichtigere Steine prüfend hineinschleudern. Dort, zwischen den verschieden gefärbten Ringen, bleiben sie aufprellend liegen; hier durchlöchern sie das Gefüge und sinken zu Boden. —

Von den Bewegungen der Fische würden wir auch ohne diese Eisdecke nicht viel mehr gewahren, als durch sie hindurch. Es sind deren nur sehr wenige im See. Vielfache Versuche, ihn mit den Insassen anderer Gewässer zu bevölkern, sind fehlgeschlagen, denn die hungerigen Rudel des Bergsees fallen über die Eindringlinge her, die sich, wie es verpflanzte Fische zu thun pflegen, in dem neuen Gewässer scheu, unbeholfen, wie gelähmt bewegen und fressen sie als gute Beute auf. Ich habe an einer Stelle meines „baierischen Seebuches" die Behauptung aufgestellt, daß der Hecht lieber einem Karpfen nachstellt, der aus einem fremden Wasser in das seinige versetzt worden ist, als einem einheimischen. Ich bin seither durch übereinstimmende Aussagen von Fischern belehrt worden, daß der Grund davon keineswegs im Reiz der Neuheit liegt, sondern in der Unbeholfenheit des Thieres in den ihm unbekannten Umgebungen und der verringerten Gewandtheit, dem Verfolger zu entfliehen.

Froh, über die verschlungenen Pfade des Bergwaldes herabgekommen zu sein — unbehelligt von jenem vielgestaltigen error, der in den Alpen

passim palantes certo de tramite pellit,

gewinnen wir wieder die Ufer des vielfarbigen Fuschl-Sees. Unaufhörliche Schüsse rollen an den Wänden hin — gewiß wird irgendwo auf das spärliche Rothwild der Höhen gejagt. Nein. Die Schüsse sind Freudentöne, die krachenden Gewehre begleiten eine „Güterfuhr". Die Einrichtung, die Aussteuer einer Braut wird eben nach dem ehelichen Herde gebracht. Vor der Schmiede belustigen sich Männer mit einem Spiel, in welchem Hufeisen nach einem Ziele geworfen werden. Dieses Spiel, am nächsten mit dem beliebten, aber jetzt glücklicher Weise von warmen Winden für dieses Jahr eingestellten, Eisschießen verwandt, wird von den Bauern Plattenschießen genannt und überall in diesen Thälern eifrig betrieben.

Wir sehnen uns nicht nach der Küche unserer Herberge und schlendern am See.

Da rollen schaumspritzende Wellen vor dem Weststurm einher und überschütten den Strand. Aber neben diesen regelmäßig anschlagenden Wellen zucken noch andere Bewegungen auf der Wasserfläche. Pfeilschnell, wie Sturmvögel, ziehen sich Kräuselungen, Wolkenschatten ähnlich, von verschiedenen Richtungen mit den und quer durch die Wellen daher. Es sind die Wirkungen der an manchen Wänden aufgestauten und zurückprallenden Winde. Dann stäubt auch, wie auf einer Heerstraße, manchmal eine hohe weiße Säule auf, die der Wirbel der Luft in die Höhe reißt. So macht die blöde wüthende Gewalt Rauch aus dem Glanze, wie unser Poet, vom rauschenden Aufidus geboren, über andere Thätigkeiten sich ausdrückt. Weit draußen schimmert eine breite Fläche wie weißglühendes Eisen. Dort müssen aus den jagenden Wolken flüchtige Lichter in das Toben herabfallen. Wie wir die Werkzeuge des Athmens erweitern möchten,

um uns den Genuß dieses Hauches auf den Wassern zu verdoppeln, so wünschte ich mir Augen von gesteigerter und höherer Kraft, um fernen Lesern noch recht Viel von dem geheimnißvollen Wehen und Wallen, bis in dessen unmerklichstes Regen hinein, erzählen zu können, von jener großen Bewegung, die wir hier, im Tosen des Sturmes am Strand hinwandelnd, bei all unserer Hingebung doch nur ahnend und formlos fassen.

Das Bergland, welches sich zwischen der Salzache im Westen und dem St. Wolfganger-See im Osten hinzieht und südlich von der Abtenau begränzt wird, ist den Verfassern der Reisehandbücher ein bunter Fleck der Karte. Sie wissen nichts davon zu erzählen und nur in den Mittheilungen des österreichischen Alpenvereines bin ich einer Studie begegnet, welche sich mit der Aufzählung seiner zahlreichen Schönheiten beschäftigt. Ihrem eifrigen Verfasser verdanke ich den Besuch des Hintersees, eines Gewässers, welches im Norden vor den höchsten Bergrücken des Ländchens ausgegossen da liegt.

Vor Hof, welches wir oben angeführt haben, zweigt sich die von Salzburg herankommende Straße gegen jenen See ab.

Es war ein Tag, Winter der geringen Wärme, Frühling der hoch am Himmel hängenden Sonne nach. Schnee überlagerte aufs Neue die voreilig entfalteten Blüthen und winzige Flocken schwebten wie Staubkörner in der grell klaren, von eisigem trockenen Ost bewegten Luft. Die Farben der Wolken, des Gesichtskreises und des Himmels zeigten schon jene satten Töne, wie sie dem hellen Frühling zukommen — aber die

Erde lag in Erstarrung. In den Gewölben der Fichten, deren Zweige Decken und Brücken von einer Säule zur anderen darstellten, Brücken von flimmernden Krystallen, schien die Sonne in unnatürlichem Glanze durch die Wipfel — unnatürlich, weil die Mächtigkeit ihrer Strahlen im seltsamsten Gegensatze zu der Hartnäckigkeit des Frostes stand. An den kahlen Bäumen, die drüben vor dem Bauernhause ihre laublosen Zweige in die frostklirrende Luft heben, hingen die Staarenhäuschen, neu bereift, und warteten noch immer fruchtlos auf die munteren Ansiedler. Krähen lärmten über die weiten Schneefelder hin im Abendglanze und die Glocken des im tiefen Thale versteckten Dorfes Ebenau schallten. Der feine Schnee, welchen der heftige Ost losriß, knisterte über die halb gefrorene Decke dahin gewirbelt, und der gehinderte Bach knirschte unter der mürben, durchsichtigen Decke. Das Knistern der Schneekörner blieb unser steter Begleiter, während wir durch den frostigen Sturm auf den verwehten Pfaden mühsam dahin schritten.

Das weite Rund der Gipfel, vom Gais- bis zum Faistenauer Schafberge und anderen mehr im verdunkelten Osten gelegenen Rücken, war ein veilchenblaurother Gürtel. Von einem Giebel, hinter welchem die Sonne versank, züngelte ein ungeheurer Streifen orangenfarbenen Lichtes gegen den Scheitelpunkt des unbarmherzigen Himmels. Ueber manchem der östlicheren Berge thürmte sich, während sein Giebel dunkler wurde, wie zum Spiel ein Wolkenberg auf, an Gestalt demjenigen, den er überlagerte, wundersam ähnlich.

Gelbe Lichter verbleichen auf den Schindeldächern der Hütten. Die Alm, ein rascher Bach, welcher aus dem See nach der Salzach fließt, schien mit jeder Krümmung im beschneiten Walde, den sie durchzieht, in rubinfarbenen Kellern voll unsäglicher Pracht

an Wänden und Pfeilern zu verschwinden und in den Schooß der ewigen Abendröthe zurückzukehren. Im heiligen Indien rollen Ströme aus dem Kopf des unzerstörbaren Wesens, im Abendlande kehren sie vielleicht wieder in die geweihte Wölbung zurück.

Das Rauschen der Wellen — der schwere Tritt eines heimkehrenden Jägers auf dem knarrenden Schnee sind bald die einzigen Bewegungen unten, das Aufflimmern der Sterne die einzige in den Lüften. Bald verräth uns ihr Wiederschein in einer dunkleren Fläche vor uns den See.

Es gibt wenig heimlichere Wohnstuben als die beim Fischer, der uns beherbergt. Die braunen hölzernen Wände mit ihrer Ofenwärme und die lustigen Jäger am Zechtische lassen uns alle Schneewehen des Tages vergessen. Wir denken mit neidischem Behagen an die Glücklichen, denen es vergönnt sein mag, in dieser Abgeschiedenheit laue Sommerwochen zu verleben. Eine wirkliche Fahrstraße führt nicht an den Bergsee — überall reichen Wälder und Almen an seine friedliche Fluth. Das Geläute weidender Thiere und der vielsilbige Wiederhall, welcher das Jauchzen der Hirten vervielfältigt, ersetzen hier das Geräusch der bereisten Landstraße. Es scheint, daß Mancher daran sein Vergnügen findet. Vor nicht gar langer Zeit kamen zwei Britten an, um drei Tage zu fischen. Nach einem Monat hatten sie den grünen See noch nicht verlassen.

Das Fischen! Es geht mit der Erbeutung dieser Thiere am Hintersee nicht einträglicher, als an anderen Gewässern der Salzburger Alpen. Der Saiblinge und Forellen, seiner einzigen Bewohner, sind wenige — die, welche ihnen nachstellen, kennen keine Zeit der Schonung. Es freut uns, zu hören, daß die Gesellschaft der Hauptstadt, welche

sich mit der Beförderung künstlicher Züchtung beschäftigt, den See auf Jahre hinaus in Beschlag genommen hat und durch Fernhaltung der Netze und Angeln das Heranwachsen neuer Geschlechter fördert. Man hat aus unseren Seen stets herausgezogen und nichts gethan, um den Raub zu ersetzen. Daher die Verödung.

Vom Königs- und Obersee wurden Saiblinge in die stillen Wasser des Hintersees versetzt. Sie zeichnen sich noch jetzt, Jahre lang seit ihrer Verpflanzung, durch ihre Absonderung von den alten Insassen als fremde Aristokraten aus. Diejenigen Theile des Körpers, welche bei jenen ungefähr die Farbe der Orange zur Schau tragen, erscheinen bei letzteren fast purpurroth. Die alten Insassen müssen an Werthschätzung ihnen auch weichen, weniger wegen der ästhetisch nicht so wirksamen Farbe, als des einleuchtenderen Grundes halber, daß ihrer bis zu sechs auf ein Viertelpfund gehen. Sie werden wegen ihrer Farbe „rostig“ genannt und so gering geschätzt, als es speculativen Fischern gegenüber einem im Preise so hoch gehaltenen Leckerbissen möglich ist. Indessen ist ihr Geschlecht — wie ich erwähnte — durch Raubfang nahezu ausgerottet worden und bedarf einer langen Friedenszeit, bis die Netze wieder die Mühe des Heraufwindens lohnen.

Die Menschen sind indessen nicht die einzigen Feinde der kaltblütigen Salmonen. In Bächen und am seichten Ufer lauert ihnen und der beliebten Asche ihr grimmigster Widersacher, die Fischotter, auf. Wäre es Tag, so würden wir den Strand entlang kleine, runde, moorige Inselchen, Grasbüscheln ähnlich, aus dem Wasser hervorragen sehen. Dort pflegen sie ihre Siesta zu halten, wenn ihre Geschicklichkeit ihnen den Magen bis zum Ueberdruß angefüllt hat. Sie

wälzen sich dann wollüstig auf den „Schöpfen“ — so heißen die Büschel — und erwarten die Verdauung. Aber der Brodneid der Fischer hat ihnen zu ihrem Unglück diese Gewohnheit abgelauscht. Während sie sich vergnügt wälzen, schnappt nicht selten aus der „Muhr“, dem sumpfigen Grunde des Büschels, ein wenige Zoll tief verstecktes Fangeisen auf und faßt sie am zerschmetterten Fuß. An freien Stellen ist den feinpelzigen Liebhabern des Fischsports sonst nicht leicht mit dem Eisen beizukommen. Die Vorrichtung erscheint ihnen verdächtig; sie riechen vielleicht die Betastung der Menschenhand. Um ihnen diese zu „verwittern“, wie die Fischer sagen, sind diese auf den Einfall gerathen, das Metall mit Bibergeil zu bestreichen, doch verscheucht auch diese Täuschung nur in wenigen Fällen das Mißtrauen der schlauen Räuber.

Als wir in der Abenddämmerung den See erreichten, wallte die Fluth in niedrigen, breiten Wogen. Diese zerrten das Bild des gegenüber liegenden, aus dem See aufragenden Berges in lange Stücke auseinander. Da schien es uns, wie wir in den schwankenden Spiegel schauten, als löse sich mitunter von dem umgestürzten Giebel ein Block nach dem anderen los und sänke in die Tiefe — vom Giebel tropften Felsen herab wie flüssige Kugeln von einer Stange Zinn. Und weit draußen leuchtete eine silberne Kugel auf dem Wasser schwimmend; es war ein Ballen Eis, der von der Unruhe der schlagenden Fluth sich um ein vereinzeltes Rohr angelegt hatte. Im morschen Ufereis verzweigten sich grüne Risse, den Armen eines Polypen oder Seesternes vergleichbar und in mancher seiner Schichten hatten sich große Kreise gebildet, unter welchen die angesammelten Luftbläschen, zum Hervorbrechen bereit, weiß hervorschauten, wie die Lippen eines fieberkranken Menschen. Wo die freie Fluth, grün wie

der Fichtenstrand, in diesen überzugehen schien, da flogen schnatternd Wildenten in die Höhe — die gefiederten Jäger des Fischgesindels. Hunderte und Hunderte zappelnder, silbern schillernder Leiber werden von ihnen aus dem Wellenschlag des Strandes herausgeschnellt.

Als der Docht meines Lichtes im Schlafzimmer verglomm, sah ich vor dem Fenster zwei weit auseinander funkelnde Lichter. Das eine war Procyon in der Tiefe des Weltalls, das andere sein Bild in diesem See der kalten Erde. An derselben Stelle, an welcher es endlich erlosch, rauchte am nächsten klaren Morgen eine dünne schwimmende Eisschicht in die erwärmte Luft hinauf. Ein sanfter Ost trieb leichte Wellen — unten murmelten betende Stimmen, schwarze Wälder streckten rothe Wipfel in den Schein und in der Gesindestube, in welche heiterer Sonnenschein durch die Fenster auf den sauber gescheuerten Boden hereinbrach, brannte ein stätes Flämmchen vor dem Bilde der seligen Jungfrau.

Alle Leute waren in die Kirche gegangen. Ich lehnte mich gegen die warmen Scheiben und fuhr fort, hinauszusehen. An einem Zweige des Obstbaumes hatte die Dachtraufe eine ungeheure Aster von Eis gebildet. Es war ein schillerndes Riesending, ein Ungethüm, wie die Welt selbst. Auf einem kleinen Bache lag Eis, welches nur mehr durch einzelne Querstrahlen, die von einem großen Krystall ausliefen, mit dem triefenden Ufer zusammenhing. Es sah aus wie Rückenmark und Rippen eines untergegangenen Sauriers und erinnerte mich an die Einheit des organisirenden Gedankens, der dort, wie hier, brütet. Der Stoff möchte am liebsten Thier sein, das entspringt seiner entsetzlichen Wesenheit. Die Ein-

richtung der Bestie ist sein Ideal und Krystalle sind nur verunglückte Adern oder Knochen.

Weiter draußen dampften die beschneiten Gipfel golden graue Wölkchen in gewundenen Säulen nach der Sonne. Ich fragte einen Bauer, ob er etwas von dem gerühmten Wiederhall auf dem See wüßte. Er sagte, um solche Sachen bekümmere er sich nicht. Als ich ihn weiter fragte, ob er wohl glaube, daß der Schnee im Frühjahr bald schmelzen würde, meinte er, unser Herrgott könne gar nichts Besseres thun, als ihn bis Ostern oder auch bis in den Mai liegen lassen, damit er sein Blockholz auf dem Schlittenwege mit geringeren Kosten hinausbringen könne.

Im vergangenen Winter veranstaltete Rudolph Hinterhuber zu Mondsee, welcher die Blüthen und die Berggipfel des Salzburger Landes so gut kennt, wie irgend ein jetzt Lebender, in dem kleinen Orte eine Darstellung des Märchens vom schönen Schneewittchen. Sie wurde von Kindern aufgeführt und gereichte allen denjenigen Zuschauern zum Vergnügen, in welchen die beste Eigenschaft kindlichen Wesens, die Fähigkeit des Anschauens und Genießens ohne bewußte Beziehung auf das Wissen und Wünschen des anschauenden Subjectes noch nicht erstorben war. Es werden unter einer großen Anzahl Erwachsener deren stets Wenige sein, welche in diesem Sinne Kinder genannt werden können. Die Bestrebungen, welche den Kampf des Einzelnen mit der Nothwendigkeit, sich Nahrung und Vermögen zu sammeln, begleiten, dörren und versengen das heitere Behagen am Zwecklosen und Ewigen. Die auserlesene Natur kennzeichnet sich der unge-

heueren Mehrzahl von Individuen gegenüber durch ein kindisches Vermengen oder Gleichstellen von Erscheinungen, von welchen die einen, nach der allgemeinen Meinung, sehr wichtig, die anderen von lächerlicher Unbedeutendheit sind. Den Ellenstab, mit welchem die letztere mißt, kennen jene Wenigen nicht; Schranken und Zweckbedürftigkeiten däuchen ihnen im Wachen so unwesentlich als jenen Anderen im Traume. Das Mehl, welches aus dem Gescheidtigkeits-Räderwerk ihres klappernden Alltagsverstandes zum Vorschein kommt, unterscheidet sich für die Anderen nicht von tauber Kleie. —

Ich kenne einen armen Menschen, dessen Erziehung und Unterricht nach landläufigen Begriffen vernachlässigt worden sind. Aber er gehört zu jenen Sonntagskindern, für die an jedem Gesichtskreis ein Regenbogen funkelt, unter welchem sie eine goldene Schüssel finden. Ihre Augen besitzen die Kraft, nach welcher die Scheidekünstler des Mittelalters vergeblich forschten: das große Elixir oder die Kunst, das unzerstörbare Metall aus seiner Verkleidung in Staub und Fäulniß zu befreien. Ihr inneres Auge gleicht den Irrthum des äußeren aus, welches durch seinen Bau an die Werthschätzung der Perspective und an den Glauben gewiesen ist, daß es große und kleine Dinge gebe. Sie wissen, daß sich in der unendlichen und ewigen Welt ein Planet oder eine Sonne an Größe nicht über eine Krystallnadel, einen Wassertropfen oder Strahl erhaben dünken können. Nun, eben dieser Mensch war gestern in der Gesellschaft einiger Bauern, welche von der großen Prüfung sprachen, die ihnen Gott durch die wohlfeilen Holzpreise auferlegt habe. Er schien ihnen zuzuhören, aber wenn man ihn genauer betrachtete, konnte man bemerken, daß er an andere, wahrscheinlich wichtigere, Dinge dachte. Endlich

drängten sich die angewachsenen Gedanken auf die Zunge und er schilderte mir, wie der Mond, während er vorhin ganz durchnäßt auf der Straße daher gegangen sei, sich in seinen feuchten, angeregneten Schuhen gespiegelt habe. Das verursachte dem Manne, der keinen Gulden in der Tasche hatte, eine wohlfeile Freude, deren die Anderen kaum in solchem Maße theilhaftig geworden wären, wenn die Stadtbewohner ihnen plötzlich das Holz um das Doppelte des hergebrachten Preises bezahlten. Man sieht daraus, wie viel es auf sich hat, wenn humanisirende Moralisten die Weckung eines „verständigen Egoismus" als einen der vorzüglichsten Hebel zur Hervorbringung menschlichen Glückes anpreisen. Jenem Armen lag ein bequemeres Mittel an der Hand: er unterhielt sich mit und freute sich an Allem, was er draußen sah. Nur in möglichster Lostrennung von Gedanken und Bestrebungen, welche sich auf das gröbere Selbst beziehen, können die Augenblicke der Befriedigung gedacht werden, welche uns überhaupt die Welt gewährt.

Dieser Reihe von Gedanken mußte ich mich auf dem See des heiligen Wolfgang hingeben, während mich der Fischer vom Viehberg bei St. Gilgen nach dem Falkenstein hinüber ruderte. Ich weiß, daß der Mann die eine Hälfte des Jahres an einem Brustleiden krank in seiner Hütte liegt, und sich während der anderen nicht viel verdient, weil es die meisten Wanderer vorziehen, oben auf dem Berge am heiligen Brunnen und den Fußstapfen des Einsiedlers vorüber zu pilgern, als auf dem See zu fahren. Das hat er heute über dem Sonnenschein vergessen, in welchem die Wasser des Sees nach langer Trübe wieder ihre grüne Pracht zeigen, daß der ewige Frühling eines versunkenen Landes milder, unsterblicher Wesen vom Grunde heraufzuglänzen scheint.

— Es wird Frühjahr! sagt der alte Mann und schaut siegesfroh in die schwirrende Luft.

Die kleine Bucht des Viehberg, durch Felsen wohl gegen alle Winde geschützt, öffnet sich nur dem Mittag und seinen Wärmestrahlen, welche der jäh aufsteigende Berg zurückwirft.

— In vierzehn Tagen, sagt der Schiffer lächelnd, ist's dort am Viehberg so grün, wie jetzt das Wasser unter der Wand im See da. Obst und Getreide sind Wochen weit vor den übrigen Seeufern voraus und der Wein könnte gedeihen wie an der Donau oder Etsch. O, da solltet Ihr herkommen, es gibt nichts Lustigeres, als wenn Alles schön grün dasteht!

Es war um die Zeit, in welcher die Blumenbeete städtischer Gärtner sich mit Tulpen schmücken. Die Sträucher in dem Haine, welcher den Baumgarten an Zeller's Landhaus bildet, und an den Felsen hin, gegen welche dort der tiefe See schlägt, zeigten die ersten wassergrünen Blattspitzen und schon wurde gestritten, ob Schwalben in den letzten Tagen gesehen worden seien oder nicht. Auch der Epheu, der wie eine alte Sage diese Felsen umzieht, sproßte in lichterem Grün. Aber ich zweifle doch, ob meine Freude an allem diesen so groß war, als die des kränklichen und armen Mannes. Die finstere Stube, das enge Leben, in welches Noth und Unwissenheit ihn bannen, mögen freilich der Einbildungskraft ein Kerker sein. Aber in dem kalten tiefen Grunde erblickt das Aug' helle Sterne, welche der auf sonniger Höhe Stehende nicht gewahrt. Für uns Andere, welche ein reicheres Leben verwöhnt hat, gleicht die Fluth der Erscheinung diesem See. Er behält seine grüne, hoffnungsreiche Farbe, so lange die Sonne das Ufer bescheint, auf welchem wir stehen, oder so lange es wenigstens vom feindlichen Frost

frei ist. Liegt die unheimliche, erkältende Schneedecke darüber, so erscheint uns durch den Gegensatz, obwohl sich in ihrer Wesenheit nichts geändert hat, die wallende Fluth in taubem tiefen Schwarz.

Von der Felswand ruft uns der Wiederhall unserer Stimmen nach. In unserer Erinnerung erwachen die Bilder der Einsiedler, welche sie bewohnt haben, von dem Ersten, welcher mit der Axt die Wälder lichtete, bis zum Letzten, vor wenig Jahrzehnten selig Verstorbenen, der von den Gaben frommer Wallfahrer in St. Gilgen lustige Tage verlebte und sich zur Heimkehr in seine Hütte Tag für Tag einen Begleiter erbitten mußte. Die schwarzen kreischenden Vögel fliegen noch dort oben um Lärchen und Wachholder, wie in den Tagen, als man die Au dort hinter dem Sparber-Gebirge nach ihnen hieß*) und ihren Namen dem wälschen Ravenna**) anheftete und dieses Gewässer noch nicht an den heiligen Wolfgang erinnerte, sondern der „See des Starken" war. Eine bleiche Erinnerung fällt auf die zerfallenen Gestalten von der wachsamen Geschichte angefacht, die mit kaltem Auge die dahinwandelnden Geschlechter begleitet und es däucht uns als stünden wir auf einem Friedhof der Tauern und schauten auf die eiskalten Grabhügel und eben flöße ein trüber Mondenschein auf einige Augenblicke darüber hin, rasch wieder von den nachjagenden Dunsthaufen verfinstert.

Dieses Wasser gleicht einem der träumerischen Seen Westmorelands. Wir können uns dem Einfluße dieser Gestaltungen nicht entziehen. Es hat sich ein anderer Fahrgast beigesellt, ein Mensch, der im Salzberge arbeitet und viel

---

*) Hrabanes-Awe (jetzt Ramsau) bei Ischl. **) Raben.

mehr die unterirdische Nacht als den Schein des Tages sieht. Der Schiffer scheint nur auf diesen gewartet zu haben, um zu singen. Der Ankömmling stimmt ein. Wir hören zu und schauen an den hohen Bergen hinan. Die Felsen mit den asketischen Erinnerungen stellen uns mit einem Mal das Bild jener Landschaft dar, in welcher wir uns die Handlung des wunderthätigen Magus denken. Wir erwärmen uns nicht mehr an seiner weltverachtenden mystischen Gluth, aber wir wünschen, gleich dem Schiffer, dessen Hand uns über den See und um die hereinragenden Berge hinabführt, mit ihm übereinstimmend „ruhmlos Wasser und Wälder zu lieben", wie der alte lateinische Dichter sagt.

In der Nähe armseliger Menschenwohnungen liegt mehr Unrath und eine größere Anzahl zerbrochener Scherben als reiner Kiesel in der überall lauteren Fluth. Der Kahn wird, an den Brettern dumpf anpolternd, in die Schiffhütte getrieben, und ein Kind empfängt den Vater, ein Engelskopf von Greuze gemalt.

Während wir dem Leuchtthurm von St. Wolfgang zuschreiten (so wird der Miniaturthurm eines Schlößchens genannt), schauen wir hinüber auf die Aue des Zinkenbachs. Dieses Gewässer kommt von Süden, vom Zinkenberg, in den See herein geflossen und hat durch die Steine, welche es in sein Bett gerollt, eine breite Halbinsel gebildet, welche in nicht sehr ferner Zeit aus einem, zwei Seen gemacht haben wird. An dieser Stelle des Sees wird die Ausfüllung und die Durchdämmung mit Schotter um so leichter vor sich gehen, als dem Zinkenbach fast gerade gegenüber der Dillbach, vom Schafberg herabkommend, mündet. Wären die beiden Mündungen einander genau entgegengesetzt, so würde wohl

der See schon längst durch eine Landzunge in zwei Hälften getheilt worden sein.

Der Anblick ist lehrreich, weil er sich an den Seen der Alpen unzählige Mal wiederholt und deutlich darauf hinweist, daß eines Tages kein „Seebuch" mehr geschrieben werden kann, weil sämmtliche Seen vom Schotter der Bäche ausgefüllt sein werden. Ich habe an einem kleinen See Tirols während eines einzigen Sommers die Erfahrung gemacht, daß sich die Mündung des einfließendes Baches um mehrere Fuß verschob, und viele Leute des Dorfes erinnerten sich, an derselben Stelle im Schiff gefahren zu sein, wo jetzt neben dem Bache auf sumpfigen Wiesen Binsen als Streu geschnitten werden. Dort, auf der Aue des Zinkenbaches, ist der hereingeschwemmte Schotter längst von Gras und Pflanzen-Erde bedeckt, auf welcher schon bejahrtes Nadelholz steht. Ein langer Backtrog, mit welchem ein Greis hin und her fährt, vermittelt die Verbindung des Marktes St. Wolfgang mit der Landstraße drüben. Eines der zukünftigen Geschlechter wird sich über den natürlichen Damm, den die vorgeschobene Halb-Insel bis zum Nordufer herüber zu bilden bestimmt ist, seine eigene Straße anlegen, auf die zwei Seen blicken und von dem Backtrog, der einst hinüber und herüber wankte, hören, wie wir von den Gerüsten der Pfahlbau-Männer. Bis dahin bleibt der alterthümliche Ort ein wenig dem Treiben der Straße und der Anfüllung mit Sommergästen entrückt.

An einem der schmalen Uferpfade, die sich zwischen dem Grün des Sees und dem der Hecken hinziehen, oder auf jenen Quadern, die an vielen Stellen die Wucht anschlagender Wellen vom Rasen abhalten, ergehen wir uns nicht nur an der schönsten Stelle dieses Sees, sondern vielleicht am herr-

lichsten Strande, der irgend eines dieser Bergwasser begränzt. Hier vergessen wir Traunkirchen und seine schaumigen Uferklüfte.

Wohl einer der erfreulichsten Spaziergänge dieses Ufers ist der formelreichen Andächtigkeit zu verdanken, welche hier über allem menschlichen Sinnen zu schweben scheint. Ich meine den Calvarienberg mit seinen grausamen Darstellungen. Mir insbesondere wurde der weihevolle Genuß dieses weit schauenden Hügels durch den Gegensatz eines Maskenzuges gesteigert, den ich wenige Stunden vorher zu Mondsee gesehen hatte.

Dort wurden Strohmänner, Tanzbären und wandelnde Zuckerhüte von den Hunden des Marktes angebellt. Auf einem Wagen rauchte der Schlot eines hölzernen Dampfschiffes, welches die beabsichtigte Verbindung des Mond- und Attersees parodiren wollte und Nestroy's liederliches Kleeblatt umarmte die Dirnen, welche gaffend auf der Straße standen.

Hier schien der Schnee des Schafberges sonnenbeglänzt über grüne Fichten herab. Um die Blöcke, welche auf dem warmen Abhang liegen, wand sich glänzender Epheu; daneben blühte die Anemone, blau wie der Zenith, die dunkelrothen Trichter des Seidelbastes hatten sich geöffnet und von dem Dache einer der Marterkapellen träufelten die letzten Reste geschmolzenen Schnees herab. Die dichten Bäume summten, lustige Mücken summten. Ein glänzender Cercyon flog von einer Staude zur anderen, ein Asphodius betastete mit seinem Rüssel das graue Holz der Kapelle und ein großer Carabus rannte durch graue Grashalme. Aus dem Fenster der Kapelle wehte ein eisiger, gruftähnlicher Hauch — hier war der Tod, dort das Leben.

Drüben am Nordrand des Sparber und der Pleikenwand hängt der weißschimmernde Dunst, welcher dem heranziehenden Sirocco des Lenzes vorhergeht. Sie rauchen ihre Pfeife, sagt man in der Schweiz. Wäre die Bergmauer dort nicht, so würde der heiße Sturm um uns herum wüthen, daß die Schneelager dort oben in wenigen Stunden herabrieselten. Wir erinnern uns beim Anblick jener Verkündiger des Wüstensohnes der Worte im Tell:

Die Pforte sucht er heulend sich vergebens;
Denn ringsum schränken ihn die Felsen ein,
Die himmelhoch den engen Paß vermauern.

Er umwebt die Höhen mit einem unbeschreiblichen Glanze, indem die Wasserdünste, welche er mitbringt, zugleich deren Umrisse verdeutlichen und vergrößern. Seine Macht, welcher auf diesem Hang kein Nordwind Eintrag zu thun vermag, bewirkt Wunder, welche der Sonne erst gelingen würden, wenn sie späterhin einen viel höheren Bogen am Himmel beschreibt. Die Vögel lärmen überall in den Lüften — es naht jene wunderherrliche Zeit, von welcher die meisten Besucher der Alpen keine Ahnung haben. —

Am Strande unten richtet der Fischer seinen Bären (das Hauptnetz) und die Seitennetze in seinem Einbaum her. Er ist einer der am meisten unterrichteten Fischfänger in diesen Bergen. Dort, wo sich das Seethal gegen Ischl hinabsenkt, besitzt er Teiche, in welchen er seine Leckerbissen zu mehren versteht. Es quillt ein Wasserschwall mitten aus der Wiese — dieser speist die Teiche, in welchen die junge Brut zappelt. Vor Jahren hat seine Kunst den Mondsee entvölkert. Jetzt lehrt ihn die vorgeschrittene Erkenntniß und die Unterweisung, die er sich bei Kundigen gesammelt, diese

Gewässer mit selbst gepflegtem Nachwuchs füllen. Tausende von jungen Lachsforellen, die dort aus dem Ei gekrochen, vertraut er dem großen Wolfgang-See an. Nach drei Jahren sind sie an den Tafeln von Ischl hoffähig. Aber seltsam — so lange sie sich im See befinden, scheinen sie sich ihres gemeinsamen Ursprungs zu erinnern, halten sich in großen Rudeln zusammen und treiben sich in den Wallungen umher, welche der einfließende Zinkenbach im See hervorbringt. Vor dieser gewaltsamen Ansiedelung beherbergte das Gewässer nur hungerige Hechte, und jene wässerigen, geschmacklosen Fische, welche in ganz Deutschland Braxen genannt werden.

Dieses Handwerk, welches in den Augen empfindsamer Touristen einen poetischen Anstrich haben mag, ist in Wirklichkeit eines der schwersten und anstrengendsten. Die stürmischen Herbstnächte auf dem See, die Eissplitter um die Maschen des Netzes an Wintertagen, die schwere Mühe des Heraufwindens nagen an dem Aussehen der Männer, daß sie frühzeitig altern. Ihre Hände sind mit den Narben von Frostbeulen bedeckt, als ob es Ueberreste eben so vieler Brandwunden wären, und die Haut daran zeigt jene kupferrothe Farbe, wie die regendrohenden Abendwolken um die Gebirge jenseits des „Abersee".

Seine Zöglinge in den Teichen auf der Wiese draußen nährt unser Fischer während des Sommers durch eine sinnreiche Einrichtung. Er gräbt nebenan flache Tümpel, befeuchtet sie ein wenig und wartet, bis sich im Schlamm zahllose Insekten mit ihren Larven, Kröten und Frösche eingenistet haben. Dazu hilft ihm das faule, stets erwärmte seichte Wasser vortrefflich. Eines Tages aber nimmt das Schlaraffen-Leben des Ungeziefers ein jähes Ende. Es wird

Wasser eingelassen — die Tümpel schwellen an, die eingeschlagenen Zapfen werden ausgestoßen und herausströmt die trübe Fluth und reißt ihre kriechenden und hüpfenden Insassen in die Fischteiche hinüber, wo sie von Tausenden hungeriger Rachen empfangen werden. Da sieht man ein seltsames Wirbeln, Haschen und Schnalzen unter den Lachsen die mit einander um die fette Beute ringen.

Ein anderer, an Merkwürdigkeiten einer gewissen Art überreicher, Weg führt uns nach den Einsiedeleien des heiligen Wolfgang.

Der warme Sirocco — Lauberwind genannt, weil seine Gewalt zu anderen Zeiten das Laub von den Bäumen streift — ist unser Begleiter. Wir überschreiten den Dillbach, der über moosbewachsene Blöcke schäumt — Weiden und träumerische Fichten umstehen das glucksende Wasser, das sich seeabwärts durchkämpft.

Wildverwachsene dunkle Fichten,
Leise klagt die Quelle fort:
„Herz, das ist der rechte Ort
Für dein schmerzliches Verzichten!“

Stumm zieht sich ihre lange Reihe am Wasser hin. Sie brüten nachdenklich im grüngrauen leichten Nebelschimmer des Frühlings-Mittags. Der See ist ein großer Saphir, durch den Schnee der Berggipfel brechen im Thauwind mit jeder Viertelstunde neue schwarze Linien. Wald und Berge träufeln wollüstig-wehmüthige Zähren herab. Es kommt der Lenz — aber auch er ist ein Fortschritt zur Erstarrung des nächsten Winters. —

Im einsamen Wald steht eine Tafel. Auf ihr ist der Heilige dargestellt, wie er auf einem Felsblock sitzt. Die Inschrift: „Und da auf diesen stein hat St. Wolfgang gerastet“ lehrt uns, daß es der glatte Stein am Fuße der Tafel war. In der Nische liegt ein mit Papier überklebtes Holz, auf welchem sich, mit Dinte geschrieben, ein heilkräftiges Gebet findet.

Auf schneidigem Geröll und hohen, durch Prügel abgegränzten Stufen hinan schreiten wir weiter hinauf zu den fabelhaften Erinnerungsstätten der Selbstabtödtung — ein Bergbach unterbricht sie noch ein Mal mit seinen aufschäumenden Stürzen. Ein Pfad, steil wie die Askese der Weltüberwinder, führt endlich zur ersten Hütte.

Von hier, erzählt die unlautere Mythe, welche ein wenig an germanische Ueberlieferungen erinnert, warf der Einsiedler, des Lebens in seiner Schlucht überdrüssig, ein Beil in die blaue Ferne:

Gelobt sei Gott! Von diesem Felsenzacken,
So sprach Sanct Wolfgang, werf ich eine Hacken,
Und wo ich wieder diese werde schauen
Will ich eigenhändig eine Kirche bauen.

Eine schwere Steinsäule steht vor dem Bilde mit dieser Inschrift, welche die Pilger mit großer Mühe zur Buße umzudrehen sich bemühen. Es mag eine harte Arbeit sein, diesen Block zu wälzen. Ein Theil davon liegt abgebrochen auf dem Boden, eine Folge solcher Kraftanstrengungen.

Wieder lichten sich die Nadelhölzer und es erscheint eines jener Waldthäler, auf der einen Seite von lothrechten Felswänden abgesperrt, wie es sich Cervantes gedacht haben mag, als er seinen Beltenebros (Dunkelhübsch) in einer ab-

gelegenen Gegend der Sierra Morena seine wahnsinnigen Sprünge machen ließ. In ihm erhebt sich wieder eine Hütte, welche in ungefähr acht bis zehn Bildern die wunderbare Geschichte Wolfgangs uns vor Augen führt. Jedes Tableau ist von erklärenden Versen begleitet, wie:

Sanct Wolfgang flieht Regensburg das Stadtgetümmel
Und sucht in strenger Einsamkeit den Himmel.

Unweit davon erweitert sich der Bergweg zu einer zweiten waldigen Mulde, die wieder an der Südseite von steilen Felsen abgeschlossen wird. Hier sprudelte unter dem Schlage seines Stabes auf das befehlende Wort des Einsiedlers eine Quelle aus dem Felsen. Draußen rieselt ein Bach oder eine Wasserader aus moosumfeuchteten Röhren. In den dumpfen Mauern aber, die über dem Felsen aufgebaut sind, liegt das Wasser in einem moderigen Becken. Votivtafeln, die an den feuchten Wänden hängen, bezeugen, daß es Blinde sehend macht. Ein verrosteter Löffel deutet darauf hin, daß es auch getrunken wird.

Als das merkwürdigste Gebäude auf dieser Etappen-Straße von Denkmälern der Büßer erscheint uns aber die große Kapelle, von der nur eine Wand gemauert ist, während die übrigen von den Felsen, an welche sich das Mauerwerk anlehnt, dargestellt werden. Die späteren Einsiedler, bis auf unser Jahrhundert herab, wohnten in einer Hütte wenige Schritte vor ihm. An ihrer Stelle haben die Nachkommen einen Heustadel errichtet.

In der Felsenkapelle selbst, deren Inneres auf hölzernen Stufen erstiegen wird, bedecken unzählige Namen die Wände. Hier geben sich die Wallfahrer von Böhmen, Baiern und Kärnthen Stelldichein — die Kapelle ist eines der

Hauptziele bäuerischer Sommerreisen. Von Donau und Inn pilgern die Frommen, wenn es im Frühsommer wenig Feldarbeit gibt, hieher, die Bewohner dieser Berge dagegen hinaus nach Altötting. Wir unterlassen es nicht, nach altem Brauche am Glockenstrange zu ziehen. Der Klang weckt eine Schaar wundersamen mystischer Gedanken, die uns aus den feierlichen Klüften zufliegen — sie stammen aus einer untergangenen Welt, die in Selbstqual einen freudlosen Himmel anstrebte. Lange hallt es fort in der Einöde. Dann betrachten wir uns den engen Felsspalt, durch welchen Niemand durchkriechen kann, der mit schweren Sünden beladen ist. Eine schmierige, schmutzige Schicht von der Betastung unsauberer Hände und dem Durchzwängen klebriger Bauernkittel kennzeichnet seinen Eingang, der zu einer Vertiefung in der Höhle führt, in welcher der Heilige schlief. Die Pilgrime schleppen vom Thale schwere Steine zur Buße den Berg herauf und schichten sie dort in Haufen übereinander, wie die Hadschis vor Mekka. Der Zugang zum Heiligthume wäre längst von ihnen verrammelt, wenn nicht der Wirth vom Viehberg manchmal seine Knechte heraufschickte, sie abzuholen. Es sind viele Steine dabei, die sich zum Kalkbrennen eignen und er erspart sich die Mühe, sie selbst einzusammeln.

Auf dem Wege zu diesem Montferrat konnten wir, besonders beim Ueberschreiten des fichtenumgränzten Dillbaches, mehrmals den schneebedeckten Gipfel des Schafberges über das Grün des Waldes ragen sehen. Von hier aus betrachtet, erscheint dieser als ein breit ausgedehnter Rücken, auf dessen westlicher Kante das uns wohl bekannte Haus sich erhebt, dem blödesten Auge leicht unterscheidbar auf der glänzenden

Fläche. Drüben am Abersee — denn nur das Südostufer des Gewässers wird von den Bewohnern dieser Gestade so genannt — rollen von den Bergen Lawinen, welche den Wiederhall aller Felswände der mit Wasser ausgegossenen Thalmulde herausfordern. Denn die Berghänge drüben, welche nach Norden schauen, sind noch alle mit tiefem Schnee bedeckt, während auf unserem Ufer bis in die Höhe von mehreren tausend Fuß auf Matten und im Wald fast nichts mehr an den Winter erinnert. Der Spiegel des Sees wurde durch die Stürme, nicht durch die Wärme, des Winters mit der Ueberbrückung durch eine Eisdecke verschont. Bei stiller Luft bedarf es eines geringen Frostes, um die Oberfläche erstarren zu machen. Ist das geschehen, so wachsen jede Nacht ein bis zwei Zoll an der Dichtigkeit der Frostschicht nach und die Uferbewohner können sich dem ihnen so beliebten Genuß, „schönes Kerneis" zu sehen, hingeben — ein Genuß, den sie indessen jedesmal mit dem Todtenopfer von einigen Versinkenden bezahlen müssen. Liegt Nebel über dem Wasser, während sich das Eis bildet, so wird die Decke brüchig und schlecht — bei frostklarem ruhigen Wetter dagegen glashell und mächtig. Dann haben die Umwohnenden Gelegenheit, in den schaurigen Nächten jenes Heulen und Jammern der sich gegeneinanderstemmenden Eisplatten zu hören, welches sich manchmal wie das Geschützfeuer einer fernen Schlacht vernehmen läßt. Sie nennen es sehr uneigentlich Billen oder Bellen. Es wird dann auch von den einsamen Wächtern des Schafberghauses vernommen, denen es in ihrer öden Abgeschlossenheit als die einzige Stimme aus dem Thale unheimlich genug in ihr brütendes Dasein zwischen den Schneehaufen und Eiskrusten hineinhallen mag.

Doch — fort mit diesen Frostphantasien! Jene schauen nun in ein Land herab, welches die nahe Erlösung von den Wintergreueln hofft. Am Fenster meines Zimmers zeigt mir der Weichselbaum seine schwellenden Knospen; Hyacinthen, deren Blüthenpracht die trüben Tage erheitert hat, welken und sterben hin.

Ich konnte nicht umhin, immer und immer wieder an die Zwei und das von ihnen bewachte Haus zu denken. Wie ganz anders war es doch dort oben noch vor wenigen, vor vielleicht vier, Jahren. Da erhob sich kein stattliches Gebäude, welches die Mühe verlohnt hätte, daß sich zwei Männer sechs Monate lang darin einsargten. Eine graue Hütte mit vier Zimmern und sechszehn Betten war die Herberge, welche mitunter der sechsfachen Anzahl von Bergfreunden ein Obdach für die Nacht bot. Zarte englische Ladies campirten draußen neben der Brüstung am Abgrund und sahen über sich den Himmel mit seinen Sternen und die Ermüdeten feilschten mit den Führern um einen Strohsack, dessen Hülle ihnen unter anderen Umständen Verachtung und Abscheu eingeflößt hätte. Das zarte Geschlecht schien wie durch Entzauberung aller jener kleinen Sprödigkeiten bar, mit welchen es sonst männlichen Begleitern die Naturfreuden zu würzen versteht — das Bad in der nervenstählenden Alpenluft verwischte, wie die Gewöhnung im Seebad an den nordischen Dünen, pretiöse Bedenklichkeiten. Schlaftrunkene Herren und Damen schnarchten in bunten Lagern neben einander den Schlaf derjenigen, welche mit allen Hindernissen städtischer Kleidung seinen Berg von sechstausend Fuß Höhe erklommen haben.

Aber der vortreffliche Wirth von St. Wolfgang hatte eine grausamen Mühen, bis er das heutige Gasthaus zu

Stande brachte — auf den Berghöhen vom Bodensee bis in die Steiermark das einzige, welches diesen Namen verdient. Seine Arbeit, für die ihm jeder Freund der deutschen Alpen aufrichtigen Dank wissen sollte — hat ihm bis heute wenig merkliche Früchte getragen und war doch eine blutige. Ziegel, Bretter, Geräthe und den hundertfältigen Bedarf eines wohl eingerichteten Hauses auf eine Höhe schleppen lassen, von welcher aus Bergspitzen von Krain und böhmische Wälder mit einem Blicke übersehen werden können — der Kampf mit der Dummheit der Bauern, der Bosheit und Selbstsucht der Alpenbesitzer, von denen gern Jeder sich aus dem zunehmenden Verkehr der Reisenden, dort oben ein Stück „Beeinträchtigung" für seine Ochsen zurecht geschnitten hätte — das gäbe eine Geschichte zu erzählen, die ich mit dem heiteren Zweck dieser Blätter nicht in Einklang zu bringen wüßte. Doch will ich zwei Episoden daraus andeuten, welche in ihrer Anschaulichkeit der Einbildungskraft Stoff zu kleinen Bildern geben.

Tage lang war der Wirth mit seinem wackeren Bruder auf dem Berge umhergeklettert, um nach Spuren von Sand zu suchen, der für den Bau des Hauses unentbehrlich war. Sie ließen sich keine Mühe verdrießen, schürften überall den Boden auf, stiegen die Bühel auf und ab — ihr Schweiß schien vergeblich. Da beschlossen sie endlich, es zu guter letzt in Begleitung eines boden- und gesteinkundigen Bergknappen nochmals zu versuchen. Aber auch mit diesem wanderten sie lange Zeit, ohne die sehnlich gewünschte Erde zu entdecken.

Plötzlich flog aus einer Senkung im Boden eine Schildhenne auf. Der Bergknappe stutzte. Nach einer Weile sagte er: „Die Schildhennen baden sich gerne im Sand; sehen

wir nach!“ In der That entdeckten sie ein Grübchen, in welchem sich das Thier wenige Augenblicke vorher gewälzt haben mußte, um unangenehme Ansiedler in seinen Federn zu verscheuchen. Sie verschafften sich Werkzeuge und gruben nach. Es fand sich ein unerschöpfliches Sandlager. Ohne diese Schildhenne wäre das neue Haus nicht entstanden.

Die Mühe des Sandschleppens brachte einem der Maulthiere den Tod. Die Stränge schnitten ihm in die Seiten, daß jeden Morgen das wilde Fleisch mit den entstandenen Maden ihm vom Leibe weg geschnitten werden mußte. Eines Nachts rannte es wüthend vor Schmerz die Stallthüre ein und raste auf dem felsigen Berggipfel umher, bis es sterbend zusammenstürzte. Sein Herr gab ihm den Gnadenstoß. Nachdem es auf dem Berge verscharrt worden war, kamen hundert Verwünschungen und Klagen. Das weidende Alpenvieh wird wüthend, wenn es ein Aas wittert. Selbst die Blutlache, die über die Steine ausgebreitet war, auf welchen es sein Ende gefunden hatte, wurde von den Almerinen sorgfältig abgewaschen, aus Furcht, die Kühe möchten sich daran scheuen. Am nächsten Tage aber legte man das treue Thier auf einen Scheiterhaufen. Man sah vom Thale hohe Flammen und Rauchwolken aufsteigen — es bedurfte dreier Tage, bis das Feuer die letzten Gebeine in Asche verwandelt hatte.

Flammen spielen eine Rolle in der Geschichte des Felszinkens. Vor ungefähr sechszehn Jahren sah man am Nachmittage des 14. Juni, eben, als sich der Wirth anschickte, mit allen Geräthen den Berg zu beziehen, eine Flamme aus der grauen Hütte schlagen, welche damals das Asyl der Bergwanderer darstellte. Das Fernrohr zeigte zwei Gestalten in Bauernkleidung, welche eilends von der Brandstätte wegliefen.

Sechs Männer, die kündigsten, deren man habhaft werden konnte, wurden ausgeschickt, um den Berg von den verschiedensten Seiten aus zu besteigen und nach den Missethätern, wenn es solche waren, zu spähen. Ihre Bemühung blieb vergeblich.

Von anderen Flammen erzählte mir oft der freundliche Wirth.

Wenn von den Berchtesgadener Gebirgen tief unter den Bergspitzen graue Wolken herüber schwimmen, stoßen sie endlich an die Wand, auf deren Spitze das gastliche Haus liegt. An dieser kriechen sie herauf, einem Drachen ähnlich, welcher die Wohnstätte der Menschen zu verderben gedächte. Die Sonne röthet sich und verschwindet endlich in braunschwarzer Nacht. Unter dieser hindurch gewahrt man dann manchmal einen der Seen in greller höllischer Beleuchtung von schwefelfarbigen Feuern überlagert. Nun beginnt das Fackeln der Blitze um das Haus und die Schläge des Donners. Fast jeder Blitzschlag berührt die Behausung. Die Ableiter nützen wenig, weil der Boden aus trockenem Geröll besteht. Der Strahl kehrt immer wieder nach dem Hause zurück. Es züngelt an den Wänden und auf dem Boden der Gänge hin, wie Flämmchen, die über ausgeschüttetem Weingeist tanzen. Manchmal aber steht auch hie und da eine hohe blaue blendende Säule, die bald hoch aufzuckt, bald sich niederduckt, wie ein Gespenst vor dem Entsetzten, der irgend einen Winkel des Hauses aufsucht, der ihn vor den unaufhörlichen Schlägen schützen mag. Hunde heulen beim Anblick des Phantoms, das auf hervorragenden Gegenständen sitzt und wohl zu den Elmsfeuern gehören mag. Einmal, erzählte mir der Wirth, war er in einem Gange mit seiner Schwester durch zwei solcher Feuer eingeschlossen, die an dessen Enden sich aufge-

pflanzt hatten, geisterhaften Schildwachen ähnlich. Schlag auf Schlag wüthete draußen der Donner; von allen Seiten durchzog Schwefel- und Ozon-Geruch das umwetterte Haus. Weder er noch seine Verwandte, ein junges Mädchen, wagte es, durch das elektrische Leuchten hindurch nach irgend einem Zimmer zu schreiten. Plötzlich prasselte es im Dachstuhl; es schienen die Flammen von dem unaufhörlich einschlagenden Blitz das Gebälk ergriffen zu haben. Der Leser mag wohl denken, wie es den Beiden zu Muth war — vor sich die unheimlichen Säulen mit ihren blendenden, zitternden Spitzen hin und her schwankend — über sich das Element in seiner unmittelbar zerstörenden Gestalt. Aber die vernichtende Flamme oben zeigte sich nicht minder unwesenhaft als die Gefahr, die von dem elektrischen Leuchten der ätherischen Hausgespenster drohte. Das Prasseln war nicht das Knistern des Holzes im verzehrenden Feuer, sondern das Auffallen des Hagels auf den Dachstuhl.

Fast jedes Zimmer des Hauses weist Spuren des Blitzstrahls auf. Seine Funken umspielen an Sommernachmittagen den Berg mit einer Vorliebe, wie die Nebel an Herbstmorgen. Noch viel häufiger aber können die Gäste, von denen im Uebrigen noch nie Einer gefährdet wurde, die Wetter unter sich dahin ziehen sehen. Wenn wir von dem hohen Hause und seinen Erscheinungen sprechen, dürfen wir ein solches Schaustück nicht erwähnen, ohne dem sensationsbedürftigen Leser zu bedeuten, daß er, falls man ihn über einen derartigen Auftritt in den Wolken in unser Haus stellte, um ein schönes Stück gehoffter Aufregung zu kurz käme.

Er wird rothbraune Wolkenballen unter sich bemerken, welche ihm wie ein schmutziges Gewässer das Thal verdecken

und ausfüllen; aus diesen zittert manchmal ein rother Glanz herauf, was er jedoch erst an seinem Wiederschein in dem dünneren Gewölk wahrnehmen kann, welches in einiger Entfernung über den zusammengeballten Wetterhaufen flattert. Vom Donner hört er keinen Ton und ins Thal zurückgekehrt, vernimmt er die Kunde von dem tosenden Wetter wie eine unglaubliche Märe. Aber es gibt außer seltsamen Bewegungen des elektrischen auch solche des alltäglichen Sonnenlichtes, welche die Sinne des Einsiedlers auf dieser Felskante blenden.

Trockene und wenig dichte Nebel, wie si e selten im Sommer, desto häufiger aber mit den kürzer werdenden Tagen in den Lüften um den Berg hin und her wallen, stellen Wände dar, welche die Gestalt des Beschauers in einer gewissen Verzerrung wiederspiegeln. Die meisten meiner geneigten Leser sind so gelehrt, daß sie sich aus der Optik des Brockengespenstes erinnern. Der eigene Körper ist bei diesem in der Ferne am Himmel als grauer Riese, aufrecht oder auch umgestürzt auf dem Kopfe stehend zu sehen. So phantastisch zurückgeworfen erscheint nun hier freilich unser Ebenbild nicht — aber es ist im Herbste eine alltägliche Wahrnehmung, sich in einiger Entfernung auf einer Nebelbank schwimmend zu erblicken. Die Figur steht nie, sie liegt. Ganz nahe gewahren wir das Phantasma nicht — es erscheint stets in dem vermeintlichen Abstand von einigen Hundert Schritten. Worüber sich aber die Beschauer in vielen Fällen am meisten wundern werden, das ist der Heiligenschein, welcher ihr Haupt umgiebt. Dazu ist erforderlich, daß ihnen die Sonne im Rücken steht — befindet sie sich ihnen gerade gegenüber, so erblickt man wohl die liegende Gestalt, nicht aber den wunderbaren Schein. Dieser ist nicht etwa aus prismatischen Brechungen

und siebenfarbigen Wellenlinien zusammengesetzt, sondern ein ganz gewöhnlicher goldener Halbkreis, wie er auf den Bildern der altdeutschen Schule das Haupt eines Heiligen, auf antiken Wandgemälden das einer Göttin umfließt. Die Gestalt, welche, mit einer solchen Auszeichnung angethan, im Nebel liegt, erscheint manchmal neun Fuß groß, manchmal aber auch weit unter dem gewöhnlichen Maaße eines menschlichen Körpers. Sie schwebt stets unter, nie neben ihrem Original. Der Bemerkung werth dünkt es uns auch, daß in nicht wenigen Fällen an dem Scheine sich Abstufungen des Lichtes bemerkbar machen. Manche Strahlen stehen in convergirenden Bündeln beisammen, welche durch winzige dunkle Linien von den übrigen Theilen der Glorie abgegränzt sind. Wir erinnern dabei an die getrennten Strahlengarben, mit welchen die christliche Kunst manche der verehrtesten Häupter der Kirche umgibt. Sollte der Idee des Nimbus, der Aureole, wie ihn die Phantasie der Alten ersann und die des Mittelalters nachahmte, nicht eine materielle Anschauung, wie die, welche uns hier gegeben ist, zu Grunde gelegen haben?

Nicht selten ist mit dieser Täuschung noch eine andere verbunden. Der ganze Körper dünkt uns mit einer breiten rothen Linie eingefaßt, von einem purpurnen Schimmerstreifen umsäumt. Diese Bezeichnung muß so buchstäblich genommen werden, wie ich jeden Physiker bitte, die Darstellung der anderen Phänomene aufzufassen. Nach der Anregung, welche ich gebe, wird wohl auch die Erklärung nicht lange auf sich warten lassen.

Man weiß, daß die Kritik unserer Tage den Irrwischen zu Leib gerückt ist und ihnen ihr ärmliches Lebenslicht aus-

geblasen hat. Ich will gern gestehen, daß ich selbst noch nie einem der feurigen Kobolde begegnet bin, aber es ist mir ebenso unmöglich, auf die übereinstimmenden Aussagen hin einer großen Anzahl von verständigen Männern in diesen Bergen daran zu zweifeln, daß es möglich ist, über großen Sümpfen schwache Spuren leuchtender Gase zu sehen. Es scheint, als ob es nur den Spitzen solcher Luftsäulen gegeben sei, in mattem Scheine wenige Augenblicke zu glühen. Unter unserem Berge, auf dem Fuhrmanns- oder Filzmoos, über dessen Tümpel wir auf dem Weg nach dem Schwarzen-See dahingeschritten sind, bemerkt man an Abenden nach heißen Sommertagen in überraschender Anzahl bläuliche Züngelchen, welche in ungefährer Mannshöhe über dem Sumpfboden hin und her hüpfen und nach kaum einer Minute erlöschen. Sie zittern in jedem Luftzug und erlöschen bei jeder Annäherung — vielleicht tanzt dafür ein anderes Flämmchen in einiger Entfernung aus dem Moraste auf. Diese Thatsache ist mindestens eben so gut beglaubigt, als die Ausstrahlung elektrischen Feuers an Spitzen — sie kann durch Leugnen nicht aus der Welt geschafft werden.

Weniger ungreifbar, aber um so erschütternder sind jene Wunder, welche an wärmeglühenden Juli-Abenden aus den Tiefen des Himmels und von der Fläche der Seen herauf allen Menschen auf dieser Höhe Ahnungen aus der magischen Welt des Schönen einzuflößen vermöchten, wenn es nicht Viele vorzögen, sich mit dem Spectakel durch ein „very nice, indeed!“ abzufinden.

Da spinnen sich von dem Chiem- und Waginger-See, den großen Rubinen, Fäden herauf und klammern sich um den verklärten Gipfel. Die zarten Stränge wirbeln, drehen

sich, schwingen den auf ihnen lastenden Glanz auf und ab. Das sind wenige Augenblicke. Dann wird die Welt grau und öde, wie das Gedankenreich der Zweifüßer, die ihre Herren sind.

Der Nebel schmiegt sich nicht selten den Linien an, in welche künstlerisches Verlangen ihn bannen will. Mitten durch eine seiner dichtesten Wände öffnet sich ein Kreis, dessen Umschreibung ein Bild abgränzt. Jetzt sehen wir durch ihn den Dachstein, im weißgrauen Rahmen, so rund und kunstgerecht eingefaßt, daß Niemand im Stande gewesen wäre, aus dem Panorama ein mehr individuelles Bild auszuschneiden. Der Vorhang fällt und in wenigen Augenblicken schimmert der Firn der Übergossenen Alp durch eine andere rundliche Röhre oder senkt diese sich, wie ein Fernrohr, abwärts, um uns einen See zu zeigen, der Dampfsäulen in das Morgenlicht sendet.

Manchmal auch, wenn er die Welt so dicht und fest unter uns abschließt, daß wir zu glauben anfangen, wir könnten ungefährdet in ihn hineinspringen, bereitet sich ein anderes Schauspiel vor. Es erhebt sich ein Wind aus Südosten: vom Atter-, vom Wolfganger-, von einem Theile des Mond-Sees wird die graue Hülle weggerollt und endlich in den Schatten, den der Schafberg über die Thalsenkung von Scharfling wirft, zu einem gewaltigen Berge aufgehäuft. Dort wird der aufgethürmte Dunst später von der steigenden Sonne spurlos verzehrt und vertilgt.

Wir haben uns die unbeschreibbaren Sonnenuntergänge des Hochsommers in's Gedächtniß zurückgerufen. Ihre Pracht soll mich nicht abhalten, allen Wanderern einen eben so zuverlässigen als voraussichtlich verachteten Rath zu geben —

denn die Routine, welcher sich die Reisewelt unterwirft, wird sie abhalten, ihn zu befolgen. Es ist folgender. Wer nicht etwa das eigentliche Hochgebirge, die Tauern, die Gletscher, die Berggipfel jenseits der Schneehöhe besuchen will, sondern sich mit den Landschaften begnügt, welche er in diesem Theile meines Buches mit mir durchfliegt, der wähle keinen anderen Monat, als den Mai oder Juni. Es wäre vergeblich, ihm die Ueppigkeit der Farben, die Frische des Lebens, die Wunder der Blüthenwelt zu beschreiben. Wer in der berauschenden Klarheit eines solchen Tages in die reine, ahnungsvolle Welt geschaut hat und an die dunstigen, mit Dämpfen und schwülen Wolken gesättigten Gesichtskreise des Hochsommers denkt, an die entfärbten Matten, auf welchen das lechzende, von Hitze und Ungeziefer gemarterte Vieh herumlungert, an die Zeiten der Nachmittagsgewitter und Sonnenstiche, der allein vermag mich zu begreifen und meine Worte zu bekräftigen.

Der Schafberg birgt ein wenig Eisen. Es mag darin theilweise der Grund liegen, warum die Blitze es lieben, an seinen langen Wänden hinabzuzüngeln. Der Keller des Schafberghauses, welcher wenige Fuß von der großen Wand entfernt liegt, verdankt diesem Umstande aller Wahrscheinlichkeit nach die Abneigung, welche der Gewitterstrahl ihm jeder Zeit bewiesen hat. Von allen Räumlichkeiten des Hauses sind diese Wölbungen allein verschont geblieben.

Indessen ist es möglich, daß wir uns Eisen nicht als das einzige Metall zu denken haben, von dem sich Spuren in diesem Gestein nachweisen lassen. Der Volksglaube ver-

muthet edlere Stoffe im Berge und hat zweien Quellen den Namen die „Goldbrünnl“ gegeben. Vor ihnen sieht man nicht selten Strümpfe hingehängt, welche als Filtrir-Werkzeug für das einfließende metallhaltige Wasser dienen sollen. Das wird aber Alles mit großer Heimlichkeit betrieben.

Ich erinnere mich, in Tirol die unzweifelhaften Spuren eines „Venediger Mannls“ angetroffen zu haben. Als solche wurden mir von einem Bauern die Ueberreste eines Schmelztiegels aus sogenannter Passauer-Erde bezeichnet, welche vor einem Gemäuer lagen. In dieses Gemäuer kehrte, wie der Mann erzählte, seit Jahren in jedem Sommer ein fremder Mann auf einige Wochen ein. Seit einiger Zeit war er verschwunden. Was immer der Kern dieser wahrscheinlich etwas ausgeschmückten Geschichte sein möge — er ähnelt gewiß dem von den Venedigern des Schafberges. Bei den „sieben Rinnen“ haben italienische Arbeiter, die sich mehrere Sommer hinter einander sehen ließen, unbefugt einen Stollen angelegt. Niemand weiß, was sie darin trieben. Doch ist es erwiesen, daß er noch im Sommer 1866 von denselben Leuten erweitert wurde. Bei dem organisirten Landstreicherthum und der Glücksritterei, die unter diesen landesüblich ist, kann das nicht in Verwunderung setzen. Das sind die „Venediger“.

Nicht minder vergeblich, als die phantasievollen Bestrebungen der Metallsucher, blieben an diesen, wie an so vielen anderen Gestaden die Nachforschungen nach den seltsamen Ueberresten aus der Zeit der Pfahlbaumänner. Es ist Thatsache, daß man in der Nähe eines Bauernhauses, die Vogelhub genannt, Stücke bearbeiteten Bronces fand, welche nach den Aussagen Sachverständiger einige Aehnlichkeit mit

Lanzenspitzen zeigen. An einer Stelle des Südufers wurden, im Moorgrund versteckt, einige Hundert Hufeisen ohne Stollen aufgespürt. Wenn man in einiger Entfernung von St. Wolfgang ostwärts nahe am Strande hinfährt und in das flaschengrüne Wasser hineinschaut, erblickt man graues Mauerwerk, über welches die Fluth in der Höhe einiger Klafter dahin wallt. Diese „Ueberreste einer titanischen Vergangenheit" wurden zu Wien in einer jener Vorlesungen, welche die Ergebnisse der Wissenschaft auch dem an Gelehrsamkeit minder Bemittelten in populärer Form mittheilen, von dem Entdecker seinem Publikum ausführlich geschildert. Der Vorleser hat nur vergessen, beizufügen, daß es die Natur war, welche besagte Wände baute. Wer über ihnen hart an den Weiden des Strandes hingeht, sieht neben sich die obere Terrasse desselben Felsabhanges, welche unten im See mit dem „Mauerwerk" endigt, mit Epheu bedeckt sich von der Straße herabsenken.

Eine nicht minder merkwürdige Entdeckung von der Thätigkeit jener Wilden, welche der Mythus voreiliger Behauptungen umgibt, knüpft sich an den „Schratzenstein", einen Berg, oder, wenn man will, eine Insel, über welche der See aber noch klaftertief dahingeht. Sie befindet sich nahe am Ostende des Gewässers, in dessen Mitte, der dunkeln Kuppe des bewaldeten Bürgel gegenüber. Auf den, nahe an die Oberfläche herreichenden Bergrücken, welchen überall gewaltige Wassertiefen umlagern, haben die Fischer seit langer Zeit ihre Pfähle und Stangen eingeschlagen. An diesen befestigen sie die Reusen, in welchen sich die Fische fangen sollen. Viele der alten Pfähle sind von grauem Kalkschlamm und von grünen Wasserpflanzen zugedeckt. Wenn man bedenkt, daß nach unzweifelhaften Spuren der Seespiegel früher

weit an die Vorberge hinan reichte, so müssen die Pfähle auf dem Schratzenstein, wenn sie von Pfahlbaumännern herrühren, die Ueberreste von Balken sein, welche hundert Fuß und darüber hoch waren. Simony fand vor wenigen Jahren rings herum um diese unterseeische Insel eine Tiefe von vierhundert Fuß. Man muß gestehen, daß jene Pfahlbauern vor den schwierigsten Problemen der Wasserbaukunst nicht die geringste Scheu empfanden.

Nicht vergeblich besuchen die Tausende und Tausende von Wallfahrern, welche aus entlegenen Gegenden hieher pilgern, alljährlich den stillen Seestrand. Zum großen Mißvergnügen der Gastwirthe hat sich ihre Anzahl verringert. Es ist dieß nicht dem traurigen Ueberhandnehmen religiöser Gleichgiltigkeit oder gar wirklichen Unglaubens zuzuschreiben, sondern den erhöhten Taxen, welche von den Seelsorgern des Marktes verlangt werden. Das „Einläuten", das Vorzeigen des Stabes, welchen der heilige Wolfgang trug, und der Altarbilder kostet mehr als in früheren Jahren. In Folge dieser Preis-Erhöhung arbeitet mancher ländliche Tourist anderswo an seinem Seelen-Heil. Die Neuerung hat nicht nur dem Ansehen des Heiligen nach außen, sondern auch der Popularität der Priester bei den Herbergs-Besitzern, Metzgern und Schiffern des Ortes erheblichen Eintrag gethan. Sonst nahmen die Kleriker ein großes Sieb zur Hand, mit welchem sie die von den Wallfahrern geopferten Münzen sonderten; die großen wurden nach Mondsee in das Mutterkloster abgeführt, die kleineren, welche durch die Löcher des Siebes fielen, durften sie für sich selbst behalten. Man kann nicht annehmen, daß sie dabei zu ihrem eigenen Nachtheil verfuhren. Die gewaltige Glocke, welche wir so oft von dem

Dome Mondsees über den See schallen hörten, hing einst in diesem Thurme. Der Mondseer Abt aber gönnte dem untergebenen Kloster die Zierde nicht, sondern ließ das metallene Ungethüm in seine eigene Abtei hinüber schleppen.

Die Wallfahrer erlangen Ablaß und staunen den Marmor an, welcher in rosarothen, blauen, braun und weiß gesprengelten Flächen die Kirche schmückt. Uns dagegen dienen die Ausschnitte des Gewölbe s, wlches an ihr über das Ufer ragt, als ebenso viele Rahmen, welche uns Bilder abgränzen. Wir sehen pfeilschnelle Kähne über den grünen Abgrund huschen, drüben die beschneiten Berge im träumerischen Glanze, und in der Tiefe des Wassers ein Dreieck, welches den Schimmer zwischen einer Lücke in den Bergen wiederstrahlt. In der Kirche singen helle Stimmen ein Miserere und die dumpfe Orgel dröhnt. Der Einbildungskraft uns überlassend, könnten wir uns rasch in jene Tage zurückversetzen, in welchen hier am Felsufer welke Gestalten beteten, mit dem seligen Lächeln der Weltüberwindung um die Lippen, Gestalten,

Deren höchste Lebenssorge,
Deren Wachen letztes Ziel,
Die Verachtung dieses Lebens.

Wir ziehen es vor, den Bäumen, der Sonne, dem tiefgrünen Wasser zuzuschauen, welche in unergründlichen Blicken Reden tauschen, deren Mystik sich uns in dem glänzenden Dreieck der Tiefe versinnbildlicht.

Nebenan, im Schutze der Felswände, keimt schon Alles der mittäglichen Sonne entgegen, deren Wohlwollen hier von keinem feindlichen Winde beeinträchtigt wird. Die schwefel-

gelbe Berberitze drängt sich ans Licht, die Sprossen werden täglich schwerer, rothe Weidenzweige sind von grauen, sammtenen Blüthenständen bedeckt. Ein Mädchen schützt die emporstrebenden Salatpflänzchen durch darüber gestürzte Eierschalen gegen die Abendkühle. An der Felswand hängen wassergrüne Crassulaceen mit ihren fleischigen Zweigen über dürre Gräser hin. Sie und das feuchte Moos sind die einzigen Geschöpfe dort, an welchen die Farbe der Hoffnung nicht zerstört worden ist.

Dann rasten wir auf einer Bank weiter zur Linken, die auf dem Hügel eines Gemüsgartens steht. Die Hütten des Marktes liegen schon in Dämmerung; von ihren Dächern steigt der Rauch in die stille Abendluft. Der letzte Strahl fällt auf den Zinkenbach, der vom Schneewasser der Berge verstärkt, zwischen roth beleuchteten Föhren in den See rauscht. Er scheint ein Strom von flüssigem Metall zu sein; über seiner Mündung schwebt eine dichte Wolke, als ob sich dort Feuergluthen mit den kalten Wellen mengten.

Weiter hinab gegen Osten fallen jene grauen Felswände, von deren Fortsetzung unter dem See wir vorhin sprachen, überall von Grün umgeben, gegen das Ufer. Auf ihnen erheben sich Landhäuser; um ihren Fuß sind kümmerliche Weiden und zerbrochene Muschelschalen verstreut, welche die erregte Fluth auswirft. Dort stößt eine Wiese an den See, und wir sehen mit Erstaunen, daß trotz des niederen Ufers das Wasser gleich vom letzten Grashalme des Randes an über einer gewaltigen Tiefe fluthet. Diese auffallende Erscheinung rührt von einem Erdbeben her, welches in den vierziger Jahren die Seeufer erschüttert hat. Von derselben Wiese, auf welcher wir jetzt gehen, zog die Wellenbewegung

der Erde einen Flächenraum von ungefähr fünf Klaftern in einen Abgrund, über welchen sofort der See hereinstürzte. Die Leute in dem vor uns liegenden Bauernhause hielten sich für verloren; doch die aufgethürmte Fluth blieb auf der Wiese stehen. Die Pfähle, welche, einen Fuß von uns entfernt, unter der Oberfläche des Wassers gesehen werden, sind eben so wenig Denkzeichen des Pfahlbauten-Zeitalters, als die Prügel auf dem Schratzenstein. Der Herr der vom Versinken bedrohten Wiese hat sie vorsorglich in den Uferschlamm eingerammt. Die Weidenzweige, die dornigen Aeste und das Faschinengestrüpp, welche verworren auf dem grasigen Strande liegen, dienen dazu, den beutegierigen Anprall der Welle von der Wiese abzuhalten. Wildenten haben im Dickicht ihre Nester versteckt. Eine Schaar von ihnen fliegt eben, fast mit den Händen greifbar, vor uns auf. Ihre Anwesenheit am Ufer ist ein schlimmes Wetterzeichen.

Von diesem Strande schauen wir über den See hinüber, südwärts in die Einsattelung der Thäler, welche zum Königsberg und Genner hinführen, deren Giebel in den Hintersee hinabschauen. Jene versteckten Winkel bergen einige Schaustücke, von denen Wenige etwas wissen. An jenem Berge ist ein schöner Wassersturz, an diesem ein Schneehaufen zu sehen, aus welchem das durchströmende Wasser von Zeit zu Zeit eine „Eiskapelle" bildet. Der Genuß dieser Erscheinungen muß durch ermüdende Märsche in Schluchten erkauft werden, deren ununterbrochene Waldeinsamkeit eintönig wirkt. Nur dem Jäger versprechen die öden Pfade Lohn. Dort erspäht

er oft hoch oben auf dem Rande einer halbkreisförmigen Felswand den Gemsbock, den Leiter des Rudels. Dieser schaut scharf auf den tiefen Anger hinab, von welchem aus ankletternd der Jäger die Heerde umgehen will. Er „hofft“ — so nennen es die Jäger in diesen Bergen, wenn der „Hauptbock“ lauert, um für die grasenden Gefährten zu wachen. Diese verlassen sich auf seine Fürsorge, und schauen nur ihn an. Wittert die Schildwache den Feind, so pfeift und stampft sie. Dann ergreift die Heerde, den alten Bock voran, eine geordnete Flucht. Hinter ihm rennen die jüngeren männlichen Thiere, die Gaisen mit ihren Kitzlein, den Schluß machen die „galten“ (älteren) Böcke. In dieser Ordnung fliehen sie, nie neben-, immer hintereinander, so daß man, wie von einem Gänse-Marsch, ebensowohl von einer Gemsen-Flucht sprechen kann. Diese Ordnung wird von ihnen nie unterbrochen, ausgenommen, wenn sie in einen förmlichen Kreis von Jägern gerathen. Dann sucht jedes der überraschten und verwirrten Thiere sein Heil nach eigener Wahl und Einsicht. Es ist dann ein seltsamer Anblick, sie zwischen den Blöcken windschnell einherstürmen zu sehen, schwarzen, zottigen Decken vergleichbar, welche durch irgend eine unbekannte Kraft über das Geröll hin fortgewälzt werden — denn von dem Kopfe (Grind), den sie tief zwischen die Vorderläufe gesenkt halten, sieht man niemals etwas. Unter den gespaltenen Hufen der Thiere prasseln Steine auf, und der Donner der wiederhallenden Schüsse jagt in wilder Hast von einer Wand zur anderen.

Zu solcher Flucht wird die Gemse schon durch einen Stein veranlaßt, welcher aus dem Geröll herabrieselt. Sie übertrifft in dieser Hinsicht an Wachsamkeit weit das Reh, welches über das Geräusch eines Steines nur stutzt (hofft).

Auch ist es möglich, dieses auf eine Weise zu überlisten, welche bei der Gemse unerhört wäre. Der Jäger wartet die Stunde ab, in welcher der Mond sich über die Wipfel des Bergwaldes erhebt. Der Rehbock verläßt das Dickicht, um zu grasen. Sein Feind wirft eine rauhe Decke über sich und kauert sich auf den steinigen Boden, indem er den Ruf einer Gais nachahmt. Der Bock ist ihm verfallen. Es ist dieß eine Stellung, in welcher man erfrieren könnte, wenn man eine Gemse erlauern wollte.

Das Geröll (Bschütt), dessen herabstürzende Theile den Argwohn der Gemsen erregen und ihnen ermöglichen ihr Heil in der Flucht zu finden, wird den Menschen nicht selten verhängnißvoll. Ein solcher Stein, dessen sprungweises Niederstürzen dem Darunterstehenden wegen überhängender Legföhren (Legstauden) verborgen blieb, zerschmetterte im November 1866 dem Forstwart Moser an einer Felswand des Atter-Sees den Kopf.

Aber nicht blos das über, sondern auch das unter den Füßen des Kletternden befindliche Geröll kann ihm verderblich werden. Es ist möglich, daß die lose aufliegenden Steine unter den Tritten weichen und dem Menschen, welcher keinen Halt mehr fassen kann, nachziehen, bis er den Rand eines Absturzes erreicht, über welchen er hinausfällt. Dann bereitet ihm entweder diese Wand den Tod oder die Steine, welche die unter seinem Tritte entstandene Lücke auszufüllen streben, erreichen mit ihren Sprüngen zuletzt den Schädel des rasch Sinkenden. Auf diese Weise fand Ende der fünfziger Jahre ein Norddeutscher, Moritz Keil, seinen Tod, indem er versuchte, den harmlosen Schafberg an einer seiner steilsten Stellen zu ersteigen. Diejenigen, welche auf ein

solches Gerölle gerathen, werden, so gefährlich das ihnen scheinen mag, fast immer am Besten thun, wenn sie eilig hüpfend über den lockeren Schotter hinüber zu kommen trachten. Denn ehe das nach unten weichende Gestein dem Fuß seinen Halt versagen und ihn um ein Beträchtliches hinabzerren kann, steht dieser für einen Augenblick schon wieder an einer anderen, dann wieder an einer anderen Stelle und so fort, bis der tückische Kalktrümmerstrom hinter ihm liegt.

Als ich das letzte Mal am Süduser dort drüben in einem Bauernhause „in der Laugn" saß, umgaben mich freilich andere Gedankenkreise. Es war am Vorabende des Drei-Königs-Tages. Ich schaute manchmal vom Licht weg an die Fensterscheiben, vor welchen eine undurchdringliche Nacht lag. Plötzlich fuhr ich erschreckt zusammen — es ertönten die Stimmen von Kindern vor dem Fenster, deren Tritte ich nicht herankommen gehört hatte. Sie sangen das Lied vom „Stern", der in der Nacht geschienen hat und warteten demüthig auf die „Krapfen", die man ihnen zur Thüre hinausreichte. Ich redete mit ihnen und sie erzählten mir, daß sie heute die ganze Nacht so fortsängen und von einem Hause zum andern zögen.

Man muß hie und da solche Begegnungen machen, um sich seinen Muth wieder aufzufrischen, wenn man eine Fuß-Reise in den winterlichen Bergen unternimmt. Diese armen frierenden Kinder in ihren Lumpen gehen unbekümmert in die Winternacht hinein, und wir anderen — wir entsetzen uns manchmal, wenn wir der Behaglichkeiten eines wohleingerichteten Stadtzimmers gedenken, vor der Rauhheit der Winter-Landschaft, die wir auch als solche anschauen müssen, wenn wir die Natur dieses Landes kennen lernen wollen.

Soweit heute der Zaun die Straße beschattete, war ein breiter Streifen von ihr gefroren; an sonnigeren Stellen hüpften manchmal Wiesel durch die Büsche mit den braunen Blättern. Auch dieser Thierchen hörte ich damals einige Abende vorher sich das Wintermärchen bemächtigen: ein alter Mann erzählte, sie bissen die Leute an und „bliesen sie auf", daß sie davon sterben müßten. Jüngere lachten darüber, aber der Greis wies sie zurecht. Die Burschen, sagte er, glaubten auch nicht an die „Muidwürm" und doch sei der Ochsenwieser Sepp darüber harthörig geworden. Ich fragte neugierig, wie das zugegangen sei und wurde beschieden, daß derjenige, welcher einen „Muidwurm" (Salamander) so lange „tratzt", bis er schreit, das Gehör verliert. Ich lobte mir den Wahn, weil er ein barmherziger und thierfreundlicher ist und horchte immerfort den Geschichten zu, welche sich die Versammelten erzählten, die eben damit beschäftigt waren, an Flachs und Werg zu hantiren und so das Gespinnst vorbereiteten, aus welchem sie später ihre Netze flechten sollten. Auch die Männer saßen am Rocken und spannen.

An solchen Abenden befindet sich der Wanderer freilich unter dem Zauber einer anheimelnden Fremde. Wenn dann aber wieder der graue Morgen kommt und er muß auf seinem Wege jedem Zugochsen, der einen Stamm daher schleift, ausweichen und in fußhohen Schnee treten, die Eisnadeln treiben ihm vom Sturm gejagt ins Gesicht und die Herbergen, welche um diese Zeit des Jahres keine Gäste erwarten, setzen ihm nichts oder fast Ungenießbares zur Erfrischung vor, dann bedarf es der gesammelten Stärke des Rückerinnerungsvermögens an freundliche und lehrreiche Abende

und aller Zuvorkommenheit der Einbildungskraft, welche ihm das Wiedererscheinen gastlicher Kreise auf die graue Nebelwand malt, welche für jetzt den Augen Himmel und Erde versperrt.

Auch das lernt man vorzugsweise, daß man vor dem Hingerissenwerden durch Sinneseindrücke auf der Hut sein soll. Wie erweitert sich die Brust und glänzt das Auge, wenn ein sonniger, frühlingsähnlicher Tag über die Welt heraufgekommen ist! Da möchte man fortrennen und wandern, bis zum Saum der Morgenröthe, von deren Flügeln der hebräische Poet spricht — dann gibt es kein höheres, kein anregenderes Leben als dasjenige, welches sich mit dem Beschauen der bewegten Erscheinung ausfüllt und mit jedem Wandertage eine neue Seite des Bilderbuches umschlägt. Aber es kommt wieder ein Tag — staubähnlicher Schnee wirbelt in der Luft, stumpfe verdrossene Bauerngesichter schreiten vorüber, und aus Nässe und Koth erlöst nur die qualmige Stube, in welcher der Ankömmling Stunden lang der Zielpunkt des Glotzens und Gaffens bleibt. Dafür aber entschädigt überreichlich der eine und andere zu erwartende Tag. Das „Auf Wolken folgt Phöbus" erringt sich hier eine zwingende Kraft und hypersensitive Stimmungsmenschen können allmählich durch hunderterlei Unterbrechungen ihrer von außen hervorgerufenen Laune gestärkt und geheilt werden.

Jetzt freilich gibt schon die mildere Jahreszeit Anlaß zu freundlicheren Gedanken. Wie der Zinkenbach drüben die grauen Frostrinden und schmutzigen Erdschlammungen seiner Ufergänge in die bewegte Fluth hinausträgt, so lösen sich vor den lauen Winden die festgehockten Wintergedanken des Wanderers.

Wie auf dem Wappen des Marktes St. Wolfgang der Schiffer nach dem Sterne schaut, so richten sich unsere Vorstellungen immer mehr und mehr auf die Bilder, welche die glanzvolle Sonne des Sommers hervorrufen wird. Der Maierbauern=Hans verläßt jetzt fast jeden Sonntag sein Winterasyl und ergibt sich im Dorfe jener Art asketischer Uebungen, denen der letzte Einsiedler des Berges seine Wassersucht verdankte. Während wir durch die graue Abenddämmerung heute nach dem Giebel auf der hohen Warte schauen, ergreift uns deren bleiche Ruhe. Silberblaß ragt sie in die letzten Strahlen, welche von hohen Wolken zurückgeworfen werden. Sie erscheint wie ein Gespenst Finnmarkens in unfaßbarer Magie, daß wir wie angewurzelt stehen bleiben, uns nach der Stirne fahren und die Augen weiter öffnen, um uns zu belehren, daß es keine Wolke sei, die ein verglimmender Schimmer noch mit kaum wahrnehmbaren Lichtwellchen umzittert — nein, es ist der starre Gipfel! In seiner Magie liegt der Maierbauern=Hans mitten inne und erholt sich auf seinem Strohsack von einer Krankheit, zu welcher das Bräuhaus von Lug am See in einem unleugbaren Causalnexus steht.

Die Thiere, welche den Sommer auf der Alpe zubringen, gewahren den vorrückenden Lenz an der täglichen Verringerung ihres kärglichen Futters. Der dumme Bauer hält sich eine viel größere Anzahl von Rindern, als er füglich während des Winters ernähren könnte. Er scheint des Glaubens zu sein, daß sie sich im Sommer auf den würzigen Triften hinlänglich Fett ansammeln, um im Winter von eigenen Fonds zu privatisiren. In der Regel entrinnt er mit genauer Noth den Folgen dieser unphysiologischen Anschauung und es gelingt ihm, mit seinen paar Dutzend Thier=

Skeletten die Weiden zu erreichen, wenn sie eben der Schnee kaum verlassen hat. In nicht wenigen Fällen aber sterben ihm während des Monates März oder April die Thiere im Stall eines Hungertodes, den Blinde voraussehen können.

Die edeln Bergbewohner zeichnen sich in der Umgegend dieses Sees überhaupt durch seltsame landwirthschaftliche Vorstellungen aus. Anstatt weniger Thiere, diese aber gut zu halten, besitzt er deren übermäßig viele, die er im Sommer auf die Alpe treibt und im Winter erhungern läßt.

Während es sich im Stalle befindet, leidet das Vieh noch an anderen Drangsalen, als an peinigendem Hunger. Den ganzen Winter über wird der Mist nicht aus dem Stall entfernt, weil die Bauern meinen, dessen Ansammlung halte den Stall warm. Gegen das Ende des Winters häufen sich die Ablagerungen zu solcher Höhe, daß die Thiere mit ihrem Rücken nahezu die Decke des niedrigen Stalles erreichen. Ammoniakdünste verderben die Luft, die Rinder bekommen ein sieches, schwächliches Ansehen.

Der Fischer wartet auf die Hechte, welche ans Ufer kommen werden, um zu laichen. Pfarrer und Küster beginnen an die Vorbereitungen zu denken, welche die Saison der Wallfahrten inauguriren müssen. Unser vortrefflicher Wirth aber zeichnet fleißig an der Rundschau weiter, die man von seinem gastlichen Hause auf dem Schafberg genießt. Er wird sie, welche die Umrisse und Namen zahlloser Berggipfel angibt, zum Frommen der Bergwanderer durch den Steindruck vervielfältigen lassen. Auch spricht er gern von den weiteren Forschungsreisen, welche im Lauf des schönen Sommers von ihm nach den Tiefen der Schafberg-Höhlen unternommen werden sollen. Seine Erzählungen über die letzte Wander-

ung in den hohen Gewölben der dunkeln Kalkgänge bringen manchen merkwürdigen Zwischenfall. Einmal schritt die Gesellschaft, welche sich in zwei Entdeckungscorps getheilt hatte, zu gleicher Zeit in zwei Galerien hin, von welchen die eine genau über der anderen lag. Der oben gehende Theil stieg über Geröll. Plötzlich sah man durch die Zwischenräume der Blöcke Licht heraufdringen. Diejenigen, welche unten gingen, bemerkten über sich Strahlen in langsamer Bewegung. Die Reisenden gingen nicht in zweien, sondern in einer Galerie hin, welche in halber Höhe durch Steine, die sich von der unsichtbaren Decke losgemacht hatten, verstopft war. Dieses Geröll, für die Einen ein gefährlicher Fußboden, war für die Andern ein noch mehr gefährlicher Plafond.

Der Schafberg ist inwendig steiler, als heraußen. Von der einen Höhle zur andern senkt sich ein Absturz von hundert Fuß Tiefe. Es mag einer der pikantesten Augenblicke der unterirdischen Reise gewesen sein, als der Eindringling in die schwarzen Klüfte, in welchen vor unendlichen Jahren mancher Geisir gekocht haben mag, über einem Schlunde schwebte, nur von einem Strick gehalten, der rauchte, indem er sich an der Felskante rieb, und nur deßhalb nicht Feuer fing, weil durch das Zerren immer nach wenigen Minuten eine andere Stelle des Taues in Berührung mit dem Gestein kam.

Jede neue Reise nach dieser seltsamen Welt vervollständigt den Plan des Höhlen = Systems, welchen der Herr des Schafberg-Hauses in Angriff genommen hat. Jede neue Reise bringt aber auch ungeahnte Erfahrungen und Schaustücke. Um mehr Geld würde die Göttin dieser Reiche ihren Schleier noch weiter lüften. Geld bedarf man für Seile, Lichter, Menschen; ein Wirrsal von Gewölben harrt noch

der entdeckenden Fackel. Vom „Leuchtthurm" unten am See loderten in manchen Sommernächten viele Flammen auf und haben weiter nichts gethan, als angezeigt, daß der Hof heute statt in Ischl in Wolfgang zu Bett ging. Wenige andere Lichter und Menschen erschlößen die verborgensten Gemächer dieser Lethäa, in welchen Lavastücke und Tropfsteine die Denkmäler zweier Gewalten sind, welche sich hassen.

Die Kasperl-Alm, welche zwischen dem Schwarzen-See und den Schafberg-Wänden nahe am einsamen Minichsee liegt, ist eine der bekanntesten Sennhütten weit und breit im Salzkammergut. Nicht weit entfernt von ihr genießt man eine Rundschau über die Berge und Seen, welche der vom Schafberg-Gipfel nichts nachgibt.

Es war aber nicht die preiswürdige Fernsicht, welche an dem schönen Apriltage eines längst vergangenen Jahres zwei Männer veranlaßte, sich auf jener Alm ein Stelldichein zu geben. Die Beiden waren an den Ufern der Seen vielleicht nicht minder bekannt, als allen Bewohnern der Ufer die Sennhütte, welcher ihr Ausflug galt. Da über diese ihre Unternehmung, wie über manche andere, längst Gras gewachsen ist, so stehe ich nicht an, der größeren Anschaulichkeit halber die Namen derjenigen anzugeben, welche in diese wahre Geschichte verflochten sind.

Fast kein Sommerreisender, welcher die am großen Attersee gelegenen Dörfer Unterach oder Weißenbach besucht, unterläßt es, Loidls Fischbehälter in der Burgau zu betrachten, welcher wegen seines stets reichlichen Vorrathes an großen Lachsforellen, Hechten, Rutten und anderen Floßenträgern für eine Sehenswürdigkeit gehalten wird, an welcher man

nicht vorüber gehen darf. Der Vater des jetzigen Besitzers, der alte Loidl, war ein Mann, der als muthiger Jäger vielleicht nur Einen seines gleichen hatte, und das war sein nächster Nachbar, der Häusl-Toni, dessen noch heute so benanntes Haus gegen den Burggraben hin am Seeufer steht. Während diese Zeilen gelesen werden, geht hoffentlich der jetzt steinalte Häusl-Toni von Hüttenstein, wo er von der Gutsherrschaft das Gnadenbrod genießt, noch immer auf die Post nach St. Gilgen, um, wie er es heute und alle Tage thut, Briefe und Zeitungen zu holen.

Wenn ein Jäger im Höllgebirge Gemsen jagen wollte, so nahm er sich, um seiner Sache gewiß zu sein, den Häusl-Toni mit, denn dessen Auge war auf der Jagd mehr werth, als die Nasen aller Spürhunde von Oesterreich und Steiermark. Die Leute freilich wußten vom Häusl-Toni noch weit mehr, als die Jäger. Der alte Hammerl-Müller zum Beispiel in Mondsee, selbst ein Hort zahlloser wundersamer Kenntnisse, erzählte gelegentlich dem Verfasser dieser Skizze selbst, daß er sich, was das Wissen in Kräutern und im Schatzfinden anbelange, durchaus nicht mit dem Häusl-Toni messen könne. Unter den alten Leuten — denn das heutige Geschlecht glaubt nicht mehr an solche Künste — war es ausgemachte Sache, daß er das Wild an sein Haus „zuzubannen" verstand. Als er einmal einen prächtigen Rehbock tödten wollte, welcher unbeweglich in dem kleinen Gärtchen vor seinem Hause stand, fragte ihn ein Bekannter, welcher eben zusah, wie es denn komme, daß sich das Wild so in die Nähe seiner Büchse wage. Der Häusl-Toni antwortete ihm: „Stell dich auf meine Fußschaufeln (oberer Theil des Fußes)!" Als Jener der Aufforderung nachgekommen war, erblickte er zwei böse Geister,

welche das Reh an den Ohren hielten. Dem Thiere drang eine Thräne aus dem Auge über den Zwang, welchen ihm die Unholde anthaten.

Von Loidl aber, welcher vor einigen Jahren gestorben ist, war außer dem Umstande, daß er sich eben so selten in der Kirche sehen ließ, als er häufig Toni's Jagdgenosse war, nichts bekannt, was ihn in den Verdacht der Ausübung ähnlicher Künste hätte bringen können. An dem Tage, in dessen Nacht das sogleich zu Berichtende sich zutrug, waren die Beiden überein gekommen, Abends um zehn Uhr sich auf der Kasperl-Alm zu treffen, um vor dem ersten Dämmern der Morgenröthe auf die Hahnfalz (Auerhahnjagd) zu gehen.

Loidl war der erste welcher ankam. Er machte Feuer und kochte einige Erdäpfel und Gries in einer Pfanne. Mit der Zubereitung und Verspeisung dieses Vorrathes brachte er über eine Stunde zu. Nachdem diese verflossen war und er noch immer vergeblich auf den Häusl-Toni wartete, welcher schon längst anwesend sein sollte, schaute er häufiger auf seine Uhr. Schon fehlten nur mehr wenige Minuten bis elf Uhr; er fing an zu gähnen und den Toni zu verwünschen, welcher ihn in der langweiligen, rings von hohem, hartgefrorenem Schnee umgebenen Hütte allein ließ.

In Städten, wo die Leute später aufstehen und sich später zu Bette legen, erstreckt sich die Urlaubszeit, in welcher es den Geistern Abgeschiedener vergönnt ist, die Lebendigen zu erschrecken, auf die Stunde zwischen zwölf und ein Uhr. Im Gebirge dagegen pflegen die Geister ihrer Berufsthätigkeit um eine Stunde früher nachzukommen, ohne Zweifel, weil ein Bauer von ihnen um elf Uhr mindestens ebenso in der

Mitte seines Schlafes aufgeschreckt wird, als ein Städter um zwölf Uhr. Dieselbe Gepflogenheit schienen sie nun auch auf der Kasperl-Alm zu üben und merkwürdiger Weise richteten sie sich genau nach Loidls, an einem Holznagel aufgehängter Uhr, obschon es durchaus nicht festgestellt ist, ob diese mit der Thurmuhr, auf deren Schlag sie sonst kommen und gehen, ordentlich überein stimmte.

Genug — in dem Augenblicke, in welchem die Zeiger des faustdicken Zeitmessers elf Uhr andeuteten, fuhr die Thüre, welche nach dem Stalle führte, mit solcher Gewalt zurück, daß sie an die Holzwand anschlug. Loidls erster Gedanke war an Toni, welcher von hinten in die Sennhütte gekommen sein konnte. Er rief seinen Namen in den dunkeln Raum hinaus. Statt einer menschlichen Stimme antwortete ihm nur ein sonderbares Gröhlen und ein Rascheln in den wenigen Halmen, welche im Stall zerstreut lagen. Er trat etwas eingeschüchtert unter die Thüre. Es ist wahr, daß er ein furchtloser Mann war und so wenig an Gespenster, als an manche Lehren glaubte, welche der Pfarrer in der Kirche verkündete, aber die Furcht vor übernatürlichen Dingen hat, so sehr sie durch die Rauhheit und den Ernst des Lebens zurückgedrängt wird, in den innersten Falten des menschlichen Herzens ein kleines, aber unantastbares Bollwerk. Es bedarf nur des Zusammenwirkens der rechten Veranlassungen, um sie anzutreiben, daß sie aus diesem hervortritt und im nächsten Augenblick das ganze Selbst des Menschen gefangen nimmt, der keinen ihr gewachsenen Gegner entgegenzusetzen hat.

Loidl fürchtete sich.

Er kehrte zu seinem Feuer zurück, setzte sich nieder und horchte. Als er mehrere Minuten lang kein neues Geräusch

vernahm, fing er an, sich seiner Befangenheit zu schämen. Auch die Schnapsflasche, welcher er nach immer kürzeren Unterbrechungen zusetzte, trug dazu bei, ihm den verlorenen Muth wieder zu ersetzen. Er stand auf und ging rasch nach der noch immer geöffneten Thüre. Als er eben die Hand nach ihr ausstrecken wollte, flog sie noch rechtzeitig für die Sicherheit seiner Nase zu. Wieder vernahm er dasselbe Gröhlen, dem dumpfe Schläge folgten, als ob ein weicher Körper gegen die hölzernen Wände gestoßen würde. Nachträglich hörte er, vor der Schwelle wie festgewurzelt, auch noch ein Traben, welches von der einen Thür zur andern ging. Es war als ob eine Heerde großer Thiere eilig den Stall verließe. Eben schien das Letzte hinauszugehen, denn Loidl, welcher regungslos lauschte, hörte nichts mehr. Da fiel sein Auge auf die Uhr; es war zwölf Uhr vorüber.

Mit dem Schlafe war es für den Rest der Nacht vorbei. Schon drang der Tag durch die Zwischenräume in den Balken der Hütte, aber er wagte es noch immer nicht, dieselbe zu verlassen. Endlich — die Sonne stand hoch am Himmel — nahm er sein Gewehr zur Hand und trat mit gespanntem Hahne hinaus. Es war nirgends etwas zu sehen. Auf dem harten Schnee zeigten sich keine anderen Spuren, als die schwachen Eindrücke seiner eigenen Füße. Die Thüre, welche von hinten aus dem Stalle führte, hatte gar nicht geöffnet werden können, weil dort der Schnee in einer gewaltigen Verwehung hoch anlag.

Noch an demselben Abende suchte Loidl seinen zauberkundigen Freund auf und stellte ihn zur Rede, warum er nicht gekommen sei. — Dieser entgegnete, es sei in das Unteracher Wirthshaus in der Dämmerung ein ihm bekannter

Holzhändler gekommen, welcher ihm zu trinken bezahlt habe, darauf sei er, wie man zu sagen pflegt, beim Bier verunglückt. Loidl erzählte ihm nun was geschehen war. Der Freund nahm die Erzählung mit sonderbarem Grinsen entgegen und schüttelte den Kopf. Mehr konnte Loidl nicht aus ihm herauskriegen.

Binnen zwei Tagen hatte sich die Kunde von dem Spuk auf der Kasperl-Alm in der ganzen Umgegend verbreitet. Ein Jäger, welcher nicht an Geister glauben wollte, hörte davon, und beschloß, da er selbst in der Dämmerung des morgigen Tages auf die Hahnfalz zu gehen beabsichtigte, die vorhergehenden Nachtstunden in jener Hütte zuzubringen, um das unheimliche Treiben zu ergründen. Mit einbrechender Dämmerung ging er durch den Burggraben und wandte sich, da der Schnee überall gut trug, geraden Weges gegen die Scharte, hinter welcher die Kasperl-Alm liegt. Es war das erstemal, daß er diesen Anstieg wählte. Die Nacht war finsterer, als der klare Abend verheißen hatte. Dazu war die Schneedecke über einigen Einsenkungen weich geblieben, so daß diese von dem Jäger umgangen werden mußten. Dabei gerieth er immer mehr und mehr von der Richtung nach der Scharte ab, welche er ohnehin schon längst nicht mehr sehen konnte! Endlich hatte er einen Grat erreicht, von welchem aus er in geringer Entfernung einen Gegenstand erspähte, der sich von der umgebenden Finsterniß abhob. Er ging darauf zu und war sehr erfreut, als er in dem, was ihm vorhin wie ein Felsblock erschienen war, die Kasperl-Alm-Hütte erkannte. Er ging hinein, und machte ein Feuer an. Bei seinem Scheine sah er, daß es elf Uhr vorüber war. Um die Zeit bei einer tändelnden Beschäftigung rascher zu verbringen, hatte er sich ein Kochgeschirr mitgenommen, in

welchem er Mehlnockerln kochen oder einen Kaffee sieden wollte.

Eben als er das Geschirr ans Feuer setzte, vernahm er ein Geräusch. Es kam aber nicht wie vorgestern aus dem Stalle, sondern ganz vernehmbar von der Decke herab, über welcher sich der Heuboden befand. Es waren ganz deutlich Schritte eines Menschen, welcher in Strümpfen geht oder dessen Füße mit einem anderen weichen Gegenstand bekleidet sind.

Der erste Gedanke des Jägers, der mir sein nächtliches Abentheuer selbst erzählte, war der, daß ein Wildschütze vom Wolfgangsee, ein Liebhaber der Auerhahnjagd, wie er selbst, über das Schafberg-Thörl heraufgekommen sein und die allbekannte Kasperl-Alm als Nachtstation gewählt haben möchte. Da es ihm eben nicht sonderlich um eine gefährliche Balgerei mit einem dieser verwegenen Burschen zu thun war, so rief er in munterem Tone hinauf:

Geh ra, Bua, fürcht di net, es geschieht Dir gwiß nix!

Auf diese Einladung wurde es oben still. Der Jäger wiederholte sie mehrmals, bekam aber keine Antwort, und konnte das Geräusch der Tritte erst immer wieder vernehmen, nachdem er eine Weile geschwiegen hatte. Auf Zapfen, welche in gewissen Zwischenräumen in die Wand eingeschlagen sind und eine nothdürftige Leiter darstellen, konnte man zwar zum Heuboden hinaufsteigen. Jeder sieht aber ein, daß dieß einem Bewaffneten gegenüber ein immerhin bedenkliches Unterfangen gewesen wäre. Der Jäger ließ deßhalb die Angelegenheit auf sich beruhen, legte ein breites Brett über zwei Bänke, sich darauf, und schlief ein.

Als er aufwachte, war das Feuer nahe am Erlöschen. Sein erster Blick fiel auf die Uhr. Sie zeigte die zweite

Stunde nach Mitternacht. Es war Zeit, auf die Falz zu gehen, denn bekanntlich lassen diese Thiere ihre Lockrufe, während welcher sie blind und taub sind, lange vor Sonnen-Aufgang erschallen.

Als er sich von seinem Brette erheben wollte, wurden oben wieder die Tritte vernehmlich. Nun rief er in halb ärgerlichem, halb scherzhaftem Tone hinauf:

— Bua, komm, heut wer'mer ge z'sammwachs'n!

Wie die ersten Male, verstummte auch jetzt auf den Anruf jegliches Geräusch. Der Jäger ging nun vor die Hütte hinaus, um nach Spuren im Schnee zu sehen. Er fand Eindrücke mit festgefrorenen Rändern, welche aber auf nur einen Menschen hindeuteten. Sie mußten von den Füßen Loidls herrühren, welcher vorgestern dagewesen war. Von dem neuen Ankömmling war nirgends ein Anzeichen zu entdecken. Indessen war es ein Wildschütze — so könnte immerhin der Fall eingetreten sein, daß er, erstlich um keine verrätherische Spur zu hinterlassen und dann, weil ihn der Harst (gefrorene Schneedecke) so besser trug, in großen Filzschuhen heraufgestiegen war. Es mochte dem übrigens sein, wie immer, der Jäger beschloß nun an der Wand, auf welcher er den Hahn erwartete, hinzusteigen und die Hütte so viel wie möglich im Auge zu behalten.

Der Schnee um die Alm und auf den Felsen lag klafterhoch, und seine Oberfläche war durch die Wärme des Tages und Kühle der Nacht zu einer ziemlich tiefen Eiskruste verdichtet. Zu der Glätte kam auch noch die Steilheit des jäh abfallenden Hanges, so daß die groben Nägel der Schuhe ihre volle Schuldigkeit thun und sich halb in das Eis einbohren mußten, wenn der Jäger nicht immer wieder zurück gleiten sollte. Zuletzt sah er eine „abere“ (schneefreie)

Stelle. Auf dieser ließ er sich nieder und belauerte den Hahn.

Die Sterne waren blässer geworden und die Schneide des gegenüber liegenden Gebirges ragte schwarz in ein graugoldenes Licht. Es bereitete sich der Aufgang der Sonne vor.

Der Jäger hatte Glück. Der Vogel wurde mitten im Liebesgesang von seinen Schroten durchbohrt. Er stürzte vom Zweig und glitt rasch auf den abschüssigen Harst hinab, eine Blutspur hinter sich nachziehend. Der Jäger strengte seine Augen an, um ihm durch das Zwielicht nachzusehen. Er bemerkte, wie das Thier in eine jener Mulden hineinstürzte, deren Boden schneefrei ist. Solche Mulden ziehen sich im Frühjahre zwischen den Schneemauern und den Bäumen — hier war es eine Lärche — hin, weil um die Bäume herum der Schnee am ersten wegschmilzt.

Der Jäger packte nun seine Geräthschaften zusammen und stieg nach dem Baume hinab. Er griff den Vogel auf und blieb eine Weile stehen, um nachzudenken, was er mit dem unheimlichen Gast in der Almhütte beginnen solle.

Schon machte die Weisheit des Sprichwortes: „Was dich nicht brennt das blas nicht!" ihre wohlthätige Wirkung geltend, als ihm einfiel, daß er doch zu der Hütte zurückkehren müße, wenn er nicht von den Sennerinen, die in sechs Wochen die Alpe bezögen, als ein unflätiger Geselle dastehen wollte. Die Unordnung, welche er in ihrem Geräthe, den Bänken, den Holzscheitern, angerichtet hatte, mußte wieder gut gemacht werden.

Nachdem er damit zu Ende war, trieb ihn der bewußte Beweggrund der Neugierde, sowie die ihm weniger klar gewordene Zuversicht, die aus dem Zunehmen des Tageslichts entsprang, dazu an, daß er sein Abenteuer auf die Spitze

trieb. War er nun doch einmal wieder in der Hütte und mußte sich eigentlich vor sich selbst schämen, wenn er ohne Erfolg aus ihr fortging. Zudem machte sich der droben schon wieder Bewegung, indem er auf dem Heuboden herum ging.

Der Jäger lud den abgeschoßenen Lauf seines Zwillings, zog seine Stiefel aus und kletterte vorsichtig an den Zapfen hinauf. Auf dem Heuboden war es noch ziemlich finster, doch hinlänglich hell, um einen großen dunklen Körper zu erkennen, der auf dem Heu ausgestreckt lag. Der Jäger legte sein Gewehr auf dem Boden auf, spannte den Hahn und rief:

— Schütz paß auf oder ich schieß!

Statt der Antwort erfolgte ein Röcheln oder Murmeln, zwischen welchem der Angreifer Fluchwörter zu vernehmen glaubte. Zugleich flimmerte ein sonderbares Licht auf, wie der Phosphor eines Zündhölzchens im Dunkeln und knisterte es in den Halmen. Der Jäger glaubte nicht anders, als der Wilddieb wolle auf ihn anlegen. Die beiden Läufe seines Gewehres krachten — ein dumpfes Gurgeln dann, nachdem sich der Rauch verzogen, kein Laut mehr. Der Jäger stieg hinein und faßte die Leiche.

Es war allerdings ein Wilddieb, aber keiner von jenen, welche das Jagdgesetz verfolgt. Seine einzige Beute bestand in Feldmäusen, und seine Körperoberfläche deutete unverkennbar auf eines jener Wesen hin, welches die Zoologie der Laien schwarze Kater nennnt. Daß Katzen auf Alpenhütten überwintern, gehört nicht unter die ungewöhnlichen Thatsachen. Die Sennerinen, von welchen die Thiere zur Vertheidigung des Milchkellers auf die Hütten genommen werden, pflegen sich nach einiger Zeit nicht mehr viel um sie zu bekümmern. Sie streunen im Wald und auf den Wiesen umher, fangen

Vögel und Mäuse und verwildern. Zieht im Herbste die Sennerin ins Thal, so bleiben sie, weil es ihnen nie an Nahrung gemangelt hat und weil sie nicht mehr eingefangen werden können, im Gebirge bei ihrer Hütte. Es geht ihnen auch im Winter viel besser, als ihren ernsten Brüdern im Thale. Denn kaum sind die Fröste eingetreten und überthürmen die ersten Schneewehen den Alpenboden, so flüchten sich die Bergmäuse in großen Schaaren nach den schneefreien Räumen unter dem Obdach der Sennhütten.

Das ist die Geschichte vom Geist der Kasperl-Alm und solcher schwarzen Wintergespenster mag es noch viele geben in den weiten Alpen.

Der Sommertourist, welcher mit denjenigen Bewohnern der Gegend, die sich in diesen Monaten Führer nennen, in unseren Bergländern herumklettert, sieht, wie in vielen anderen Dingen, so auch hier, meist mehr die künstliche als die wesentliche Seite der Verhältnisse. Es bietet sich ihm wenig Gelegenheit, die peinliche Betriebsamkeit, selbst das nackte Elend kennen zu lernen, welches die Muskeln des Menschen in Bewegung setzt, der neben ihm in die freien Lüfte hinauf pilgert. Ich spreche von Oertlichkeiten, an welchen der Verkehr der Vergnügungs-Reisenden ein großer ist, und der rüstige Theil der Bevölkerung das „Führen" als Sommergeschäft betreibt.

Versetzen wir uns in ein berühmtes Dorf der norischen Alpen, welches ich an dieser Stelle nicht zu nennen brauche. Es ist jetzt Anfangs April. Die Ersparnisse des vorigen

Sommers hat der lange Winter aufgezehrt und die Noth in der Familie des „Führers“ wird um so empfindlicher, je weniger sie das Oberhaupt zu einer anständigen Arbeit zu veranlassen vermag. Dieser hat sich der Mann durch den bezahlten Müssiggang vieler Sommer längst entwöhnt. Nach den fünf Monaten des Sommers und Herbstes pferchte er sich nicht in die Stube, um zu arbeiten. Wird er im Winter von der äußersten Noth (was selten geschieht, da er noch von dem gesammelten Fett zu zehren hat) oder von der hartnäckigsten Langweile geplagt, so ist es höchstens eine Arbeit im Freien, an die er sich wagt, etwa Weiden schneiden, an welchen die Schiffer ihre Ruder einhängen, oder dergleichen. Je mehr sich die Jahreszeit dem Frühling nähert, desto mehr schwinden die Vorräthe und mit den Fasttagen der Eichkatzen und Hamster brechen die der Herren Führer an. Die Spinne, welche Wochen lang auf ein Insect lauert, das in ihr Netz gerathen soll, ist ein leichtfertiges, zerstreutes Wesen gegenüber diesem Bergsohn, der auf den Fremden und das „Berggehen“ wartet. Die ersten Wagen, welche an dem Gasthause des Dorfes vorfahren, werden umlagert, wie eine Gondel mit Reisekoffern, die an der Piazzetta anlegt. Schon jetzt, sechs Wochen vorher, ehe vernünftiger Weise ein solches glückliches Ereigniß erwartet werden kann, verhält es sich mit der Spannung der Betreffenden so, daß es dem Wirth, der an seinem Hause mehrere Hände gegen gute Bezahlung zu Ausbesserungen verwenden möchte, nicht gelingen kann, einen Arbeiter aufzutreiben. Der einzige Führer in unserem Dorfe, der sich im Winter zu einer Arbeit herbeiläßt, ist ein Schneider, welchem hinwieder der kleine Ort nicht so viel davon zu bieten vermag, daß er mit seinen zahlreichen Hausgenossen überwintern kann. Seine Frau muß insgeheim die

Mildthätigkeit der Nachbarn anrufen. Wüßte der Schneider, daß die Suppe, welche seine Kinder essen, von diesen herrührt — er würde die Geschirre sofort auf die Gasse werfen, denn der nähere Umgang, dessen ihn distinguirte Herrschaften würdigen, erlaubt ihm nicht, sich in solcher Weise von „Bauernknöpfen" beschämen zu lassen.

Es gibt viele Führer, die sich bei entsprechender Witterung in einer Woche zwanzig Gulden verdienen. Mit dieser Einnahme aber ergeht es denjenigen, welche die Sache handwerksmäßig betreiben, fast durchgängig wie Allen, welche eine sichere, geregelte, ehrliche Arbeit aufgeben, um verlockendem Gewinn nachzulaufen. Bliebe der Mann bei jener, die ihm freilich in einem Tage nur ungefähr drei fünftel Gulden einbringt, so hätte er weniger Freiheit, aber keine Sorge und das tägliche Brod würde ihm auch im harten Winter nicht mangeln und im Frühjahr nicht versagt bleiben, dessen Tage der Andere verschlafen muß, um den ungestümen Hunger, so gut es angehen will, zum Schweigen zu bringen. Auch würde er in seinen späteren Jahren eine anständigere Figur darstellen, als der Führer aus Profession. Dieser schlottert nicht selten schon im fünften Jahrzehent seines Lebens, wie die Füße eines Stellwagen-Pferdes nach einer zehnjährigen Dienstzeit.

Wenn ich oben von bezahltem Müssiggang sprach, so meinte ich es im Sinne dieser Leute, denen als Arbeit nur das gilt, was mit den Händen ausgerichtet werden muß. Die eigentliche Körperanstrengung, insoferne sie auf Abnutzung von Muskelsubstanz beruht, wird vom Führer durch die einwurzelnde Arbeitsscheu nicht vermieden. Es gibt fünf

und dreißigjährige Greise. Graf Sandor, der durch seine Cavalierslaunen zu einer gewissen Celebrität gelangte Magnat, verlangte von einem Führer, er solle zu Fuß neben ihm hergehen, während er selbst auf den Schafberg ritt. Sie erreichten den Gipfel, zu dessen Erklimmung ein rüstiger Steiger drei Stunden braucht, in einer und einer viertel Stunde. Jener Führer war bei dieser Gelegenheit zum letzten Male auf dem Berge. Von dem Tage an erkrankte seine Lunge.

Wie wenig die Gesundheit in Frage kommt, wenn die Leute an das denken, was sie für einen „leichten und schnellen" Verdienst halten, das sieht man am deutlichsten an jenen Orten, an welchen auch Sänften für die Berg-Partieen schwächlicher Reisenden gehalten werden. Hier ist es das Ideal jedes Führers, Sänftenträger zu werden, weil die Mühe einiger Stunden mit schwerem Gelde bezahlt werden muß. Ohne das Einschreiten der Ortsbehörde würde sich Jeder zum Sesselträger machen.

Wer dieses Handwerk noch nicht in der Nähe beobachtet hat, macht sich schwerlich einen zureichenden Begriff von der Entwürdigung, welche es den Betheiligten auferlegt. Der Wirth des Dorfes, an welches ich diese Skizze anknüpfe, besitzt Maulthiere, welche den Reisenden, die nicht steigen wollen, für die Bergpfade zu Diensten stehen. Ueber diese Thiere kann der Mann im Sommer nicht genug wachen. Denn die Führer, welchen es gelungen ist, Sänften schleppen zu dürfen, verfolgen die armen Thiere als „Broddiebe" und würden dieselben, wenn es bloß auf ihren guten Willen ankäme, aller Orten um ihre geraden Glieder bringen.

Es gehört ein eigenthümlich beschaffenes Naturell dazu, um Vergnügen an einer Bergtour zu empfinden, auf

welcher man von vier schwitzenden, keuchenden, zitternden, übelriechenden Menschen eng umgeben ist, welche auf der Spitze des Berges angekommen, sich halb erlechzt auf das Gestein niederwerfen. Das Einschneiden der Gurten in die Schultern dürfte die Mühsal jeder anderen Arbeit um das Zehnfache überbieten, aber dennoch kommt es vor, daß Führer der Orts-Obrigkeit, welche ihnen die Erlaubniß zu solch thierischer Hantirung verweigert, Brandbriefe legen.

So weit über das Ideal der freien Bergsöhne. Kommen wir auf die Wirklichkeit zurück. Wer beabsichtigt, an seinem Führer ein Stück ächter und unverfälschter Volksnatur zu studiren, wird diesen Zweck an Orten, welche von Reisenden sehr besucht sind, nur in ausnehmend wenigen Fällen erreichen. Dazu muß er in die braunen Hütten gehen und Freud und Leid mit den Menschen theilen. Selbst in versteckten Tauernthälern sind die handwerksmäßigen Führer gewürfelt genug, um für die Begleitung eines Reisenden auf einen Tag eine Summe zu verlangen, welche dem Wochen-Lohn eines städtischen Handwerkers gleichkommt. Die Ueberschreitung des Krimler Tauern zum Beispiel — von Kriml bis Kasern im Ahrenthal — eine Strecke, auf welcher man kein Eis betritt, stets auf dem breitesten, bequemsten Pfade hingeht und keinerlei Vorrichtungen, nicht einmal einen Bergstock bedarf, kostet acht Gulden. Sollte der Reisende dagegen erwarten, daß sein Führer, wie es in der Schweiz herkömmlich ist, die Namen sämmtlicher ihm während des Gehens auffallender Bergspitzen inne habe, so würde er bald einsehen lernen, daß er in dieser Hinsicht zum großen Theil auf seine Karte angewiesen sei.

Die äußerste Vorsicht erscheint geboten, wenn der Reisende einen Berg besteigen will, dessen Rücken nicht als gewöhn-

licher Uebergang von einem Thalgebiete ins andere dient, dessen Erklimmung vielmehr als ein auserlesener Naturgenuß oder als das Ziel ehrgeizigen Sports von ihm betrachtet wird. Uebergänge, wenn sie der ihm aufgedrängte Führer auch noch nicht selbst betreten haben sollte, werden von diesem nach den allgemeinen Zeichen, dem Viehtrieb, Steinhaufen, Stangen u. s. w. in der Regel aufgefunden. Berge hingegen, auf die „sonst Niemand hinkommt", erfordern in Bezug auf die Auswahl eines Führers stets rücksichtsvolle Bedenklichkeit. Vor drei Jahren bestiegen zwei norddeutsche Studenten den Venediger von Neukirchen aus. Sie verlangten Stricke. Der Führer, welcher schwerlich je auf dem Venediger, wahrscheinlich sogar nie auf einem Gletscher war, erwiederte ihnen mit augenscheinlicher Ueberraschung, er habe nie gehört, daß solche nothwendig seien. Der Erfolg der Unternehmung war der, daß einer der jungen Leute in eine Eisspalte stürzte, langsam darin erfror und noch heute in ihr begraben liegt. Vielfach verdorben werden die Leute durch das lungernde Wirthshausleben, auf welches sie an vielbesuchten Orten angewiesen sind, wenn ihnen die ankommenden Fremden nicht entgehen sollen. Es wiederholt sich der Anblick einer städtischen beutegierigen Lohndienerschaar; nur sind die Manieren, nicht aber das Honorar, ins Bäuerische übersetzt. Da verbietet zum Beispiel ein Wirth dem von ihm protegirten Führer, daß er den Fremden einen herrlichen Aussichtspunkt zeige, von dem kein Reisehandbuch etwas erwähnt. Warum? Weil, wenn dieser bekannt würde, ein anderer Wirth, dessen Haus näher daran liegt, den Vortheil davon zöge. Der Führer gehorcht, weil er mit Haut und Haar dem Wirth gehört, der ihm manchmal in den mageren Monaten durch einen unbedeutenden Vorschuß zu Hilfe kommt, wofür ihm hinwie-

der die Pflicht obliegt, aller Orten für seinen Wohlthäter Reclame zu machen. Verdorben werden sie auch von einzelnen renommistischen Fremden. An solchen Punkten, welche wegen eines Berges besucht werden, dessen Ersteigung Schwindelfreiheit und bedeutende Anstrengung erfordert, nehmen manche Führer mehr Geld von denjenigen ein, welche nicht hinaufkommen, als von den Rüstigeren, die mit ihnen das Ziel erreichen, weil sie, in die Station zurückgekehrt, Jenen im Aufschneiden beistehen und die erdichteten Sieges-Bulletins bestätigen müssen. Endlich wirkt auch die Summe der umgebenden Beispiele, die ihnen von Kutschern, Schiffern, Wirthen und allem dem, was mit dem Verkehrswesen zusammenhängt, tagtäglich vor die Augen gehalten werden, auf die in dieser Richtung nicht unempfänglichen Gemüther ein. Wie an besuchteren Orten alle oben genannten Bergbewohner sich in Bezug auf das Combiniren der Ziffern in ihren Rechnungen den Schematismus der Schweizer-Hotels zum beliebten Vorbild nehmen, im Uebrigen aber nicht im Geringsten danach fragen, was jene für ihre Gäste thun, so geräth denn auch der Führer auf Schweizer-Gebühren, ohne aufzuhören, ein ungeschlachter Bauer zu sein.

Wem dieses Urtheil zu hart erscheinen sollte, der bemühe sich, die zahlreichen authentischen Berichte über Berg-Besteigungen zu lesen, welche der Oesterreichische Alpen-Verein in seinen „Mittheilungen" veröffentlicht. Er wird dort dreimal von dummen, fahrlässigen, unkundigen Lümmeln lesen, ehe er einmal ein Wort freundlicher Erinnerung findet, welches doch der durch die Herrlichkeiten der Landschaft ohnehin zur Dankbarkeit prädisponirte Tourist so gerne einem angenehmen Führer widmet. Die Gedenkbücher, welche Viele

mit sich führen, und in welchen zahlreiche Ausdrücke der Zufriedenheit zu finden sind, werden für Jeden, der unbefangen über die Umstände nachdenkt, unter welchen derlei Zeugnisse, halb dictirt, geschrieben werden, nicht mehr nicht weniger Glaubwürdigkeit haben, als die Bemerkungen in den Büchlein städtischer Dienstboten. Jeder ist schließlich froh, wenn er einer unangenehmen Gesellschaft mit blauem Auge entronnen ist. Anders verhält es sich freilich mit den nur zu häufigen Glossen, die in einer fremden Sprache geschrieben darin zu finden sind. Da nimmt sich neben der „Empfehlung" das „beware of" oder das „take care" eines Engländers mitunter wie ein drolliger Urias-Brief aus.

In größeren Orten drängen sich nicht nur Knechte und Taglöhner, sondern auch Handwerker zum Dienste eines Führers. In entlegeneren und weniger bereisten Gegenden sind es nicht selten Holzknechte, welche sich als Begleiter anbieten. Unter diesen findet man starke und treuherzige Menschen, denen der kleine Zuwachs zu ihrem kärglichen Verdienst wohl zu gönnen ist. Wenn sie nicht in dem ständig bezahlten Schlendrian des öffentlichen Aerars arbeiten, liegt ihnen meist der Abtrieb eines Waldes im „Geding" (Accord) ob, der ihnen für die stärkste Anstrengung nothdürftig das Brod bietet. Neben diesen fleißigen Leuten, die nur so nebenher, dann und wann, einem Bergfreund den Weg weisen und ihm sein kleines Gepäck tragen, begegnet man auch anderen gelegentlichen Führern, welche im Uebrigen eine Art von Vagabunden-Industrie treiben, beispielsweise Wurz- oder „Saliter"-Gräbern. Die ersteren sammeln Wurzeln verschiedener Alpenkräuter ein, aus welchen in Hütten, die auf den Bergen liegen, Branntwein gebraut wird. Die Anderen scharren den Salpeter zusammen, der sich in den Ställen

durch den Athem der Thiere und die Ausdünstungen des Mistes, von dem einen ganzen Winter hindurch nichts entfernt wird, an den Wänden ansetzt. Diese beiden Erwerbszweige werden nur von Solchen betrieben, welche durch ihr Alter an schwerer und mehr einträglicher Arbeit gehindert sind, oder aber und hauptsächlich von zweideutigen Streunern. Solchen darf man stets nur bedingtes Vertrauen schenken.

Es kann dem Reisenden unter Umständen begegnen, daß ihm ein Wegweiser anbietet, den Pfad über ein Joch um einen Betrag zu zeigen, welcher demselben ungemein gering erscheint. Der Führer begleitet ihn eine unbedeutende Strecke weit und bedeutet ihm, an einem bestimmten Punkte angelangt, daß er von hier an nicht mehr fehlgehen könne. Der harmlose Reisende zieht nach Verabfolgung des Lohnes vertrauensvoll von dannen. Aus dem Labyrinth von unkenntlichen Steigen, in welches er sofort zu gerathen pflegt, sendet er seinem Verführer fruchtlose Verwünschungen nach. In die jenseitige Thalsohle endlich hinabgelangt, vergißt er über seiner glücklichen Ankunft jeden Gedanken an eine Reclamation, welche überdieß umständlich und erfolglos wäre.

Ich glaube wiederholen zu müssen, daß sich meine Bemerkungen an die herkömmlichen breitgetretenen Stelldichein der Touristen anknüpfen, nicht die Ausnahme, sondern die Regel im Auge haben und für das große Publikum der Sommervergnüglinge niedergeschrieben werden. Sie gelten, von wenigen traurigen Fällen abgesehen, nicht für die Führer auf jene gewaltigen Höhen, welche, wie beispielsweise der Großglockner, Niemanden gestatten, Andere ungefährdet heraufzugeleiten, wenn er nicht selbst ein wackerer Mann voll Herz und Muth ist. Die Führer zu jenen Gipfeln verhalten sich zu ihren Genossen auf den Saumpfaden der Hotellerien wie

der auserlesene Kreis dieser Bergfreunde zu jenen Reisenden, denen die Mode ihre Routen aufzwängt. Es scheint, als ob ein Ausfluß der Herrlichkeit und Kraft, welche um jene reinen Höhen strahlt, sich in das Herz der Menschen niedergelassen hätte, die ihre Sommer im Kampf mit der Gewaltthätigkeit der Elemente zubringen, welche, wie die Ungeheuer im Märchenpalast, jede Stufe zum ragenden Throne vertheidigen wollen.

Hie und da findet man Führer, an welchen durch wiederholten Umgang mit wissenschaftlichen Sammlern ein Anflug von buntscheckiger Gelehrsamkeit hängen geblieben ist. Ihr Dilettantismus erstreckt sich, wie das in der Natur der Sache liegt, meist auf die Kunde von Alpenpflanzen. Manche von ihnen treiben ein Geschäft mit trockenen Exemplaren. Andere kultiviren das geognostische Gebiet und wissen über Grund- und Seitenmoränen, über Nummuliten und Encriniten zu reden. Alle aber sind empirisch in der Jagd bewandert, denn ihr Leben ist ihnen in der Mitte von Wald-Bergen dahingegangen, von welchen fast überall das Wild noch nicht verschwunden ist.

Das einzige wirklich Volksthümliche, welches man im Verkehr mit den gewöhnlichen Alpenführern lernen kann, besteht im Einblick in die Tasche, worin sie ihre Nahrungsmittel tragen. Brod und Käse stellen die gewöhnliche Mahlzeit, geselchtes fettes Schweinefleisch den vielgesuchten Leckerbissen dar. Letzteres darf man sich freilich nicht so vorstellen, wie es etwa in Norddeutschland genossen wird. Da die Räucherung eine oberflächliche zu sein pflegt, so zeigt das Fleisch, woran sie sich mit uns an Ruheplätzen laben, außen eine glänzend purpurrothe, inwendig eine graugrüne Farbe. Die Magenmuskeln der meisten Kultur-Menschen sind ihm

nicht gewachsen, wenngleich Bewegung und Bergluft in dieser Beziehung manchmal Wunder wirken. Von der Stärke der Vorliebe für so zubereitetes Fleisch hatte ich im vorigen Spätsommer Gelegenheit, mich zu überzeugen. Verirrt und erschöpft erreichte ich am späten Abend eine Gaisalpe, in welcher ein Senner mit seinem vierjährigen Knaben hauste. Am nächsten Morgen forderte ich den Alten auf, mir den Weg in das jenseitige Thal zu zeigen. Er machte Schwierigkeiten, indem er seine Arbeit vorschützte. Ich nahm aber wohl wahr, daß es ihm vor Allem um die Steigerung des angebotenen Lohnes zu thun war. In dieser Absicht unterstützte ihn der Knabe, welcher mir sagte, ich solle nicht vergessen, für den Vater und für ihn drüben auch Schweinefleisch zu kaufen. Wir wurden endlich handelseinig. Als ich in dem Wirthshaus, in welches mich der Alte gebracht hatte, am nächsten Morgen meine Zeche berichtigte, ersah ich, daß von ihm acht Pfund auf meine Rechnung mitgenommen worden waren, wozu ich ihm nach dem Anblick des noch vorhandenen Vorrathes nur die entsprechende Verdauungskraft wünschen konnte.

Ich habe oben mit gutem Grunde von den wenig vortheilhaften Einflüssen raffinirter Cultur erzählt, welche sich auch durch das Führerwesen in Bezug auf die Aenderung der Volkssitten in viel besuchten Gegenden kundgeben. Ich kann nicht umhin, für die Unterstützung meiner Behauptungen, die manchem flüchtigeren Beobachter zu streng erscheinen mögen, das Gewicht eines Buches anzurufen, welches namentlich im Norden wenig bekannt ist. Dieses Buch*) ist freilich ein Roman, aber der einzige annähernd wahre aus dem Bauernleben unserer Berge, ja, meines Erachtens die am

*) Durch Irren zur Einsicht. Südbaierisches Sittenbild von Clemens Steyrer. Stuttgart 1860.

meisten realistisch gehaltene Dorfgeschichte der ganzen deutschen Literatur. Der Verfasser war schon durch seine Berufsthätigkeit in der Lage, die Triebfedern des Lebens besser zu überschauen, als der durchziehende Tourist oder Literat. Es ist mir zwar unmöglich, dieselben Meinungen wie jener Autor über die Verderblichkeit der Verquickung moderner Anschauungen mit dem Thun und Treiben des Bauernstandes zu hegen. Aber die Scenen, in welchen der Zorn des alten kernhaften Knechtes Klas über seinen Sohn ausbricht, welcher das Fremden-Führen und Wirthshaus-Gehen anfängt — diese erscheinen jedem Kenner als Prachtstücke in der Darstellung unverfälschter Volksthümlichkeit. Man möchte das Vorhandensein dieses Buches in vielen Bauernhäusern von Herzen wünschen. Im Uebrigen erfreuen sich jene Gegenden der deutschen Berge, in welchen seine Geschichte spielt — das baierische Hochland — noch unleugbarer Vorzüge vor andern Alpenländern. Der höhere Grad der Jugendbildung, des Wohlstandes, der bürgerlichen Freiheit, bewahrt die Menschen vor dem knechtischen Speculations-Sinn, dessen Entehrung sie leider unter gedrückteren Verhältnissen so leicht anheimfallen. Hier begegnet in der herrlichen Natur der stadtmüde Wanderer noch jenen braunen treuherzigen Gestalten, welche Belohnungen, die ihnen zu hoch scheinen, als unverdient zurückweisen — welche von dem Rühren und Treiben der großen Welt hören, ohne ihre Gäste mit angedonnerten Köpfen anzustieren — welche Dir beim Abschiede von den Bergen einen bunten Strauß in die Hand drücken, ohne Dir die ihrige um silberne Entgeltung entgegen zu strecken — welche kühn und ehrlich sind, ohne daß man Grund hätte, diese Tugenden der Verschrumpfung gottverliehener Vernunft zuzuschreiben.

Zeigt der Frühling einigermaßen ein Gesicht, wie wir es ersehnen, wenn der Winter unseres naßkalten Himmelsstriches sich ausgetobt hat, so stellt der Festtag des heiligen Joseph, den heute die Kirche feiert, einen jener fingirten Zeiteinschnitte dar, von denen in der Weisheit der Bauern und den Gebräuchen der Handwerker vielfach gesprochen wird. Jene fangen an, trotz ihrer Vorliebe für barbarische Winter, sich den Schnee von ihren Feldern wegzuwünschen; diese, beispielsweise Schneider, denken an die Frühlingsbedürfnisse ihrer Kunden. Ich für meinen Theil begehe heute ein Fest, weil die Sonne scheint. Zum ersten Mal nach vielen stürmischen Tagen, in welchen Wolken und dichte Flocken wie ein unendliches Wuotans-Heer über dieses geängstigte Land jagten, erscheinen heute die Gipfel in diamantener Klarheit. Sommerliche Wärme wird von den Bergwänden zurückgeworfen, welche dem Mittag zugekehrt sind. Der Kreislauf des Lebens nähert sich einer Phase, welche das Aussehen der Dinge umgestaltet. Vielleicht erinnern sich allerlei wohlbekannte Vögel jenseits des Meeres, die im Schatten hundertjähriger Lecythien träumen, daß es in Deutschland grüne Rasen und Buchen-Wälder gibt. In der That, wer kann es leugnen, daß sie schon heute daran denken?

Mag dem sein, wie immer, diejenigen sterblichen Wesen, die ich gerade um mich sehe, die Bewohner von Ischl im k. k. Kronland Oesterreich ob der Ens, harren auf das Mädchen aus der Fremde mit inbrünstiger Werthschätzung. Dieser Absatz im Kreislauf des Lebens erscheint ihnen als Hoffnung auf den Kreislauf des Geldes, und der neue Lenz nicht als jene Liebesmelodie, welche alle Nachtigallen nicht aussingen, sondern als das Heranrauschen eines Paktolos von Extra-

Postwägen. Fünf Monate lang haben nur Geschäfts-Reisende im österreichischen Tempe gegähnt. Die physiologische Lehrmeinung vom Fettansatz im Winter trifft auf die wackeren Bürger nicht zu. Ihre Frühlingsfreuden gleichen denen des Bergwildes, welches jetzt abgehärmt durch die kahlen Forste rennt. „In sole et sale omnia consistunt.“ Diese Inschrift des alten Badehauses stellt das Compendium der Weltanschauung dar, welche von den Söhnen dieses Thales kultivirt wird. In ihnen liegt das, was sie „ihren Verdienst“ nennen. Indessen darf man nicht ungerecht sein und leugnen wollen, daß sie ihrerseits als aufgeklärte Männer ihr Möglichstes dazu thun, um den Gold-, eigentlich Papier-Regen der Saison auf ihr grünes Gestade zu lenken. Der Hof wird stets als Kern betrachtet werden müssen, an welchen der einträglichere Theil der Besucher ankrystallisirt. Die Gesinnungstüchtigkeit läßt nichts zu wünschen übrig und äußert sich nicht etwa nur in weniger fruchtbaren körperlichen oder auch moralischen Bücklingen. Als im Laufe dieses Winters einige Abgeordnete des oberösterreichischen Landtages sich mit der Behauptung hervorwagten, daß man die Schule von der Confession trennen solle, traten die Ischler solchem Gebahren durch eine Adresse entgegen, deren ernste Haltung des Conservatismus eines kaiserlichen Reitknechtes, deren Frömmigkeit der eines Küsters gewiß nicht unwürdig war.

Es wird wohl kaum einen Mann der sauertöpfischen Aufklärung geben, welcher den strebsamen Bürgern ihre Haltung übel nehmen mag. Zuvörderst müssen sie stets der Ehre eingedenk bleiben, die ihrem bescheidenen Orte angethan wurde, als in einem seiner Häuser, wie eine prangende Inschrift meldet, der Abschluß des viel berühmten Concordates erfolgte. Sodann ist zu bedenken, daß sie sich während des

Winters in den Wirthshäusern von den schweren Anstrengungen erholen müssen, welche das Zimmervermiethen und Rechnungschreiben — und welche Rechnungen! — im Sommer für Geist und Körper mit sich bringen. Das Kneipen aber ist theuer in Oesterreich, besonders, wenn man ihm täglich mindestens drei Mal obliegen muß. Von den übrigen nicht unbeträchtlichen Opfern, welche das Wetten beim Eisschießen und das Schlittenfahren erheischen, will ich nicht reden. Man sieht, daß die Ischler allen Grund haben, artig zu sein!

Als ich heute Morgen nach dem Zusammenfluß der Ischl und der Traun hinabging, um mich an dem Schäumen der flaschengrünen Wasser zu erfreuen, vertrat mir ein seltsames Weib den Weg, welches sich stumm auf das Pflaster vor mir niederkniete. Ich kenne ihre Geschichte. Sie wurde vor langen Jahren Mutter eines Kindes, dessen ungetreuer Vater, ein Pfannhauser (Salinenarbeiter), in die weite Welt ging. Sie gleicht seither, von Gram verdüstert, einem Cretin. Letzterem Umstande, sowie der andern Kleinigkeit, daß sie nachträglich nicht von einem hohen Cavalier geheirathet wurde, mag sie es zuschreiben, daß man sie nicht als „Rose von Ischl" zur Heldin eines Romans gemacht hat, wie die andere unglückliche Geliebte eines Pfannhausers, deren wirkliche Geschichte sich im Uebrigen von der ihrigen durch kein Titelchen unterscheidet.

Die Traun war klar wie immer — sie hat alle Trübung in das Becken des Hallstätter-Sees versenkt. Ihr Schaum glänzte im Morgenstrahl wie der Schnee auf der Ziemitz. Jener glänzt alle Tage des Jahres auf dem wirbelnden Strom; dieser verschwindet mit dem Pfingst-König. Wenn es dort droben in den freudereichen Tagen des Pfingst-

Festes noch weiß herabblinkt, so nennt das Volk die trotzige Decke den Pfingst-König. Seit vielen Jahren hat ihm die Sonne seine Herrschaft verleidet: es ist lange her, daß der Pfingst-König nicht mehr regierte. Die Frühlinge schieben sich zurück. Man zählt wenige charaktervolle Winter mehr. Vor etwa zwei Monaten stand ich an derselben Stelle; es war warm wie heute, aber nicht von den Strahlen des Gestirns, sondern vom Südwind, der triumphreich daher raste. In den Dachrinnen klirrten losgelöste Eisstücke und ich dachte an das solvitur des Horaz, wo er vom Winter spricht, über welchen der Favonius einrückt. Damals machte der Fluß seinem Kelten-Namen Druna, die Dröhnende, Ehre. Einige Stunden später sah ich, wie der Traunsee vom Sirocco in einen Zustand versetzt wurde, wie sich ihn jener Inder vorgestellt haben mag, welcher zuerst die Mythe vom gequirlten Milchmeer erzählte. Die Bäume klapperten mit ihren hinabgedrückten nackten Zweigen, daß ich an den Holzsturz in der Jacklin-Klause drüben dachte. Wenn dort die Wucht des aufgestauten Bergwassers, das mit Tausenden schwerer Stämme belastet ist, daherdonnert, so beugten sich vor dem Drucke der Luft tief die Wipfel der Tannen, und ein dumpfes Surren zieht durch die Wälder der Felshänge. Silbergraue Wolken jagten damals ununterbrochen über den Dachstein herüber, dessen höchster Gipfel aber schon hie und da von Flocken umstöbert wurde, welche am nächsten Tage den Weg in das Thal fanden und seinen voreiligen Frühlingstraum unter klafterhohen Wehungen begruben.

Heute habe ich sein Eisfeld in ungetrübtem Glanze gesehen; er war wirklich der „Tagstein",*) den sie zu einem

*) Dag (dies) in Eigennamen: Helle, Glanz. Vergleiche Dagobert, Dagamund u. v. A.

Dachstein gemacht haben. Gar zu gern hätte ich damals gewußt und möchte noch heute wissen, was sich das verschollene Keltenvolk dabei dachte, als es dem kleinen Wasser vor mir den Namen Iskila gab. Lebte unser unvergeßlicher Glück noch, so würden wir es wohl bald erfahren. Die schwarze Nießwurz hat schon abgeblüht, gelbe Primeln erheben sich kaum einen Zoll hoch über den graugrünen Boden, und zwischen Blöcken duften die rothen Trichter des Seidelbastes. Unter so günstigen Vorzeichen wollen wir in jener Himmels-Richtung aufbrechen, welche die Heimath des Lenzes ist.

Wer den Bergwinter nicht kennt, darf mich nicht voreilig nennen. Der trübe Himmel und die wüsten Schnee-Haufen tränken den innersten Lebensnerv mit einer solchen Sehnsucht nach dem Leben des Lichtes und der Farbe, daß durch die bescheidenste Verheißung des Himmels der unwiderstehliche Drang erweckt wird, hinaus, um jeden Preis hinaus, zu wandern und unsern gequälten, verdüsterten Sinn erlösenden Einflüssen entgegenzuhalten. Noch vor wenigen Tagen konnte ich auf die Kunde vom Tode eines theueren Freundes hin keinen anderen Gedanken fassen, als den der nadowessischen Todtenklage:

Wohl ihm, er ist hingegangen
Wo kein Schnee mehr ist!

Heute ist Alles anders geworden. Alle Menschen sehen vergnügter aus, als ob sie einer Last ledig wären. Ein Knabe, welcher einen Karren mit Säcken fährt, in welchen altbackenes Brod zusammengebunden liegt; ein anderer, der an einer Rinde kauend, von der entfernten Schule heimkehrt; wieder einer mit seinem Karren, auf welchem Schüsseln stehen,

die sein Vater aus Zirbenholz gedreht hat — der Bauer, welcher unter der offenen Scheune „Daxen“ (Tannenzweige zum Einstreuen) hackt — sie alle scheinen andere Gesichter zu machen, als damals. Selbst ein Salamander kommt, von der Milde des Tages herausgelockt, langsam über die feuchte Straße gekrochen. Das Volk in diesen Bergen nennt die schwächlichen Thiere „Wegnarren“. Vielleicht verdient er heute, und auch ich mit ihm, den bedauernden Spitznamen. Denn die Freundlichkeit des Märztages kann ein grimmiges Ende nehmen.

Im alten Goisern, dessen Name, wie der von Goßau, Goßberg und anderen Siedelungen, an gothische Geschlechter erinnert, deren Andenken verweht ist, wie dort vorhin Wolken zwischen Fichtenwipfeln zerrannen, wollen wir ein wenig Rast halten. Die kurze Strecke auf der bequemen Landstraße bietet hiezu keine ausreichende Entschuldigung. Mag es denn die liebe Gewohnheit und die Erinnerung an frühere Stunden thun, in welchen ich sonst hier von manch mühsamer Bergwanderung ausruhte. Es ziehen sich von hier schattige Pfade in die Einsamkeit der Abtenau, sowie nach den kleinen Seen hinüber, welche in den Felsen jenseits des östlichen Gebirges versteckt liegen. In den Darstellungen, welche der gute Ortelius im sechzehnten Jahrhundert über dieses Land gab, erscheinen einige der höchsten Erhebungen, zum Beispiel die der ganzen Tauernkette, als Wald. In dem neuesten Hochland-Wegweiser Trautweins wird der Wanderer durch die Bezeichnung einzelner Bäume und Steine vor unliebsamen Verirrungen bewahrt. In diesen beiden Werken gipfelt sich der polare Abstand des Wander-Interesses an unsern Höhen. Von letzterer Arbeit und einigen ihrer Vorgängerinen abgesehen, braucht man aber nicht in die Bücher des sechzehnten Jahrhunderts

zurückzugreifen, um über solche Pfade in diesen und anderen Bergen der norischen Alpen nichts zu finden.

Der Abwechslung halber gehen wir heute an dem verlockenden Schilde der Herberge:

Der Bär der thut der Schild hier sein,
Der Wirth schenkt ein gut Bier und Wein,

gleichgiltig vorüber, weil der Durst des Wissens, der nach den zu hoffenden Mittheilungen und dem Anschauen der neuen Bücher unseres Freundes Deubler dem gröberen Verlangen die Stange hält. In der That überrascht uns der geistige Schenktisch seiner Wirthsstube wieder durch ein paar auserlesene Spirituosen.

Wir entdecken die wehmüthigen Sentenzen Claude Tilliers und die geistreiche Paradoxensammlung, welcher ihr Verfasser den vielsagenden Namen „Isis" gegeben hat. Als Nachtisch dürfen wir Photographien und Briefe von allerlei Menschen beschauen, die ich in der glorreichen Bezeichnung von unruhigen Geistern im Reiche der Forschung zusammenfassen möchte. Der gute Deubler raucht dazu ruhig seine Pfeife und belauert meine Miene, wie etwa ein anderer Wirth sich seinen Gast betrachtet, während dieser sich mit der ihm vorgesetzten Speise beschäftigt. Da sich indessen ein Reisender an der substanziellsten Lectüre für die Dauer ebenso wenig restauriren kann, als an den Stärkekörnchen des Luftstaubs, so ging ich bald zur gemeinen Tagesordnung über, und verließ die musenfreundliche Schenke, nachdem den Muskeln für ihren Substanz-Verlust bei der bevorstehenden Pötschen-Höhe-Uebersteigung im Vornehinein hinreichender Ersatz gewährleistet worden war.

Auf der Höhe dieses Bergpasses war heute die Grenze gegen den Frühling aufgerichtet. Zuerst lag der Schnee in

verstreuten kleinen Häufchen, griesgrämigen Vorposten; dann zeigte er sich in zusammenhängenden Flächen, ein drohendes Heerlager. Zuletzt ragten ganze Wände über die Köpfe der Menschen und überlagerte er die Stundensäulen, ein uneinnehmbares Bollwerk des Frostes. Bäche rauschten unter Gewölben hervor, die er über ihnen gebildet hatte. Die Luft roch nach feuchtem Eis und den Schmalzdünsten, die aus hölzernen Hütten herausdrangen.

Beim Seewirth in Alt-Aussee hatte der Schnee gar das Schild des Gasthauses herabgedrückt. Der See war verschwunden, der märchenhafte Spiegel, welcher in seiner Tiefe die Eisfelder des Dachstein zeigt, erblindet. Statt seiner lag eine graue Fläche von porösem Eis da. Das einzige Farbenspiel auf ihm wurde von breiten schwarzen Streifen gebildet, welche auf die Quellen (Schrutzen) der Tiefe hindeuteten. Auf dem Kirchhof schauten nur die Spitzen der Kreuze über den todten Schnee. Der gewaltige Gletscher, dessen Eis als blendende Auszeichnung durch die große Bläue funkelt, welche an Sommertagen über Himmel und Berge ausgegossen ist, war in seinem Gewande nicht von dem der Leichenhügel unterschieden. Doch die Lebensfluth liegt hoch angestaut vor der Schwelle der Tag- und Nachtgleiche. Ich hob aus dem Eis des Ufers einen Stein und fand seine untere Fläche von Larven einer Wasserfliege bedeckt, welche lustig zu krabbeln anfingen, als das Licht zum ersten Mal in ihre kleinen Augen fiel. Ein Mann trug auf seinem Rücken über den tiefen Schnee einen Bienenkorb nach den wärmeren Abhängen der Felswände, an welchen die Thiere, den südlichen Strahlen ausgesetzt, leichter überwintern. So erschienen an diesem eisigen Ufer die unvertilgbaren Spuren des Lebens, welches den Stoff in wirbelnder Bewegung erhält.

Und als am Abend rother Lichterschein aus den Fenstern drang, hinter welchen die Bauern beim Citherspiel den Festtag des Schutzheiligen ihrer Steiermark begingen, zuckten kleine Flämmchen aus den Hervorragungen der Frostdecke über dem See nach dem Vollmond hinauf. Aus den schroffen, schwarzen Umrissen der ungeheuren Wände, die unter das Eis, in die unsichtbare Fluth sich hinabsenken, quollen Goldströme. Das Wesen der Dinge offenbarte sich durch eine Ausstrahlung von Schönheit, bei deren Anblick unser menschliches Wünschen und Wollen unmerklich sich auflöst und verschwindet, wie sie selbst in ihrem ewigen Wechsel ohne Verlangen und Zweck dasteht und jenseits aller Beweggründe waltet, welche wir zu ahnen vermögen.

Diejenigen Häuser von Alt-Aussee, welche unmittelbar an dem rundlichen Gewässer liegen, werden mit dem Namen Fischerndorf bezeichnet. Der See füllt mit seiner grünen Fluth den Abgrund aus, der sich zwischen ihnen und der steilen Trisselwand in den Kalkboden hineinsenkt. Schon wenn man von der Pötschen herabkommend den Hügel erreicht, dessen Name das Andenken des unglücklichen Lenau auch in diesem abgelegenen Thal hüten soll, drängt uns die voreilige Phantasie den Wunsch auf, es möge sich dort an dem Fuß der kühn abfallenden Wand ein stiller Alpensee hinziehen. Die Natur ist seit vielen Jahrtausenden einem solchen Wunsche zuvorgekommen und überrascht durch ihre Gestaltung in Felsen und tiefen Wassern an diesem Orte das oft getäuschte Vorstellungsvermögen.

Betrachten wir uns den See, indem wir an seinem Nordrande hingehen. Eine kleine Strecke weit stellen noch

abschüssige Wiesen das Ufer dar; dann klemmt sich ein schmaler Fichtenwald zwischen den Fels und den Wasserabgrund ein, dann berührt dieser mit seinen schwarzgrünen Wellen die Wand selbst, welche mehr als dreihundert Klafter über ihn hinaufragt.

Im Walde, dessen Unterholz von Schnee befreit ist, erfreut uns das Klingeln von Glöckchen am Halse weidender Ziegen. Sie schauen uns neugierig an und nur ihr Kopf ragt hinter dichten Büschen von blühendem Haidekraut und immergrünen Schwarzbeeren hervor. Sonnenbeglänzter Nebel verhüllt uns die Berge und läßt den gefrorenen schillernden See als eine unabsehbare Unendlichkeit erscheinen, ein arktisches Märchen. An einzelnen Stellen scheint das Gestirn, Meister des Nebeldunstes geworden, tief aus dem klaren Eise herauf. Von diesem heben sich am erhellten Strande Dampfwölkchen nach der Frühlingssonne. Wir sehen die Wölkchen nicht, aber wir errathen ihr Dasein an den Kreisen von siebenfarbigem Glanze, die eine Handbreit über der starren Rinde schweben und mit uns vor dem leichten Westwind langsam das Gestade hinabwallen. Derselbe Glanz begegnet uns von den Zweigen der Bäume herab. An diesen sind die Regentropfen der Nacht zu Eiskügelchen geworden.

Nach wenigen Schritten nöthigt uns das Spiel der Lichter immer wieder stille zu stehen und nachsinnend hinaus zu schauen, um das Schauspiel aufzusaugen, bis es ein Eigenthum derjenigen unserer Fähigkeiten geworden ist, für welche unsere Sprache außer dem unzureichenden Worte Gedächtniß keine Bezeichnung hat. Da sehen wir tief unten im blinkenden Eise einen schwarzen, rasch sich bewegenden, Raubvogel und in dem nämlichen Augenblicke rauscht sein Flügelschlag hoch über uns in den Lüften. An dem mit Kalktrümmern übersäten Strande kommt langsam ein Jäger daher. Er trägt

einen abgemagerten Hasen auf dem Rücken, den er in der Morgenfrische erlegt hat. Vergeblich späht er nach dem Geier, welcher in den glanzdurchwobenen Nebeln verschwunden ist. Aus dem Walde dringt der dumpfe Schlag der Axt und vom Felsen ihr klarer Wiederhall. Mächtiger aber dröhnt es von der ungeheueren Trisselwand jenseits des Wassers: ein bergerschütterndes Getös und hinter ihm gedämpfteres Donnern nachzitternd. Es mag eine Holzklause geöffnet worden sein — der aufgethürmte Haufen schwerer Stämme ist herabgestürzt und hinter ihm prasseln einzelne Scheiter nach. Aber es sind nicht die niederrollenden Stämme, unter welchen der Fels zittert. Eine Lawine war es, von der warmen Sonne geweckt, deren Schein jenseits dieser Nebelwand auf dem Berge aufliegt.

Dort wo ein vom Schneewasser geschwellter Bergbach, dessen Wellen eine graue Hütte, einen Fischbehälter, durchrauschen, in den See stürzt, hat sich das Eis weithin in den wärmeren Fluthen gelöst. Weit draußen erst schwimmt die silberstrahlende Fläche des Eises, wie ein fernes Land jenseits des Meeres, von Wundern und Geistern bewohnt. Ueber ihm hat sich der Nebel zu langgestreckten Wolken verdichtet — schimmernde Phantome, welche über dem seligen Lande schweben und es hüten wollen. Dazwischen aber wallt die endlich erlöste tiefgrüne Fluth hin, von manchem verstreuten Sonnenstrahl belebt. Aus ihr schnellen große Fische auf, die aus dem noch vom Eis verdunkelten See gekommen sind, um sich hier am Lichte zu erfreuen. Endlich sind die Dünste zerronnen, der Dachstein ragt als Krystall in die unermeßliche Bläue. Er scheint jetzt eine Höhe aus dem Zauberlande zu sein, welches wir vorhin in träumerischem Glanze auf den

Wassern schwebend glaubten. Und in noch weiteren Fernen der Bläue steht der todte Mond, die schönste aller Leichen.

Stellen wir uns denselben Schauplatz in anderer Beleuchtung vor. Ein feuchter Südwind senkt sich vom trüben Himmel in diese Schluchten. Das Eis ist glanzlos und schwarzgrau geworden, weil die dunkle Fluth schon durch die dünnere Decke heraufzuschauen vermag. Ein schwarzer Streifen zieht sich in unendlichen Krümmungen, einer Schlange ähnlich, über dieselbe hin. Er bezeichnet die Spaltung der Decke, welche der Bewegung der Luft und den von ihr unter dem Eise beunruhigten Gewässern geglückt ist. Bald erscheint der Streifen als breiter Fluß. In wenigen Augenblicken zieht sich ein ebenso gestalteter Fluß am Ufer hin. Die Wellenbewegung erreicht die Oberfläche: der See ist aufgegangen. Die Dünste, welche aus einsamen Becken der Bergseen sich erheben, und an den Felswänden hinziehend im Verein mit anderen Wolkenballen, welche ihnen begegnen, unvermerkt Gewitter veranlassen, haben sich in den Köpfen der Menschen zu seltsamen Meinungen verdichtet. Sie glauben, es seien unholde Geister, welche aus den „Wetterseen" heraus Denjenigen mit rachsüchtiger Wuth nachjagen, welche einen Stein in die Tiefe geworfen haben. Es ist nicht schwer, sich eine Vorstellung von dem Aussehen der Fluth und ihrer Felswände zu machen, worin die Gewalten argwöhnisch brüten, welche dem Menschen, der sie in ihrer Abgeschiedenheit schon durch seine Gegenwart neckt, abhold sind. Das schwarze Wasser, welches sich heute befreit hat, läßt uns den Aussee für einen solchen tückischen Wasserabgrund anschauen.

Unsere Scheu verhindert uns nicht, uns am nächsten Tage an einer lustigen Arbeit zu betheiligen. Die Nachen in der Schiffhütte werden von dem Gebälk herabgehißt, auf

welchem sie den Winter über lagen, um vor den verderblichen Quetschungen des Eises gesichert zu sein. Hätten sie nicht oben auf dem trockenen Gebälk im Winterfrost knarren können, es wäre ihnen ergangen wie der Badhütte nebenan, die von dem zu Eis ausgedehnten und gestreckten Wasser umgeworfen und ihres Daches beraubt worden ist, so daß sie daliegt, wie ein Betrunkener am Wege, der seinen Hut verloren hat. Heute plumpsen die Nachen mit heiterem Geplätscher in das freie Wasser, welches ihrem Kiel auf viele Monate wieder ungehinderte Bahnen bietet.

Wir nehmen die Ruder zur Hand, und fahren hinaus bis dahin, wo eine schwimmende Eiscyclade noch hartnäckig die Mitte des Sees behauptet. Die umgebenden Bäume und Felsblöcke erscheinen aus dem See heraus in einer Färbung und Bestimmtheit, welche sie durchaus mit keinem anderen Bilde vergleichen lassen, als mit den Wiederspiegelungen in den schwarzen Gläsern der Landschaftsmaler oder den schwarzen Kugeln, an welchen man sich sonst in Lustgärten ergötzte. Unser Beispiel lockt zur Nachahmung. Der Bäckerknecht fährt in einem „Seelentränker“ (einer Art winziger, den „Grönländern“ ähnlicher Schiffe) am waldigen Ufer hinab, und spritzt mit der Balancirstange, welche als Ruder dient, die hemdärmeligen Männer an, die auf dem Ufergeröll Blöcke zersägen. Der Wald, an dessen Stämmen sie arbeiten, heißt der Rehwinkel. Das Wasser, welches aus dem Lärchendickicht gegen den „kalten Brunnen“ am Fischbehälter herabstürzt, tritt oben im Gewänd zum ersten Mal unter Umgebungen an den Tag, welche in diesen Kalkgebirgen nicht ungewöhnlich sind. Schaut man in einiger Entfernung südlich von Alt-Aussee nach dem Gipfel des Loser, so erblickt man zwischen diesem und dem Adlerkogel eine mächtige Wassersäule, welche

jäh aus einer Höhlung herausbricht, in ununterbrochenem Sturz an der Wand hinabfällt und in einer anderen Höhlung spurlos verschwindet, bis wir sie hier als Bach wieder um die Blöcke schäumen sehen. Das hochgeborne Kind beträgt sich nicht selten ungezogen und keck. Vor nicht langer Zeit hatte es im aufwallenden Uebermuth einen Kalkofen zerstört, der an der Bergwand angebaut war. Die aufgelösten Alkalien tödteten die Saiblinge des Fischbehälters am See: deswegen steht dieser jetzt als morsche und von Niemanden betretene Hütte zwischen den Blöcken des Strandes. Je näher wir gegen die Trisselwand hinrudern, desto höher erscheint uns ihr Abfall. Lichte Wolken hängen daran im Frühlingslicht. Dort, weit oben, wo jenseits der drei Schneefelder ein glänzender Nebel zieht, bewahrt der zerklüftete Stein das Andenken einer Begebenheit, von welcher die Einbildungskraft der Thalbewohner zu erzählen weiß.

An den Abstürzen, woran kein menschlicher Fuß Halt fassen kann, stellte ein Jäger einer weißen Gemse nach. Das Thier verlockte ihn auf einen Vorsprung, von welchem aus das Hinaufklettern wie das Hinabsteigen in gleicher Weise unmöglich wurde. Den Jäger, welchen man vom See aus bemerkte, konnte Niemand retten. Ein Priester zeigte ihm die Monstranz und gab ihm mit aufgehobener Hand den Segen, wie es nach einer weiter verbreiteten Mythe dem Kaiser Maximilian geschah, als er verzweifelnd von der Martinswand ins Innthal schaute. Nachdem er so zum Tode vorbereitet worden, stürzte er schreiend in den Abgrund. Ueber ihm aber bildeten zwei Sprünge, welche plötzlich in der Felswand entstanden, das Zeichen des Kreuzes. Wenn man darauf aufmerksam gemacht wird und genau hinschaut, kann man dasselbe vom Nachen aus mit einiger Anspannung der Phantasie allerdings fast

ebenso genau als ein Kreuz erkennen, wie man ja auch sich manchmal versucht fühlt, aus den feuchten Umrissen der Wolken Riesenköpfe und Fabelthiere zusammenzusetzen.

Eine leicht erkennbare Höhlung weiter zur Rechten, hoch oben in der Wand, heißt das Lindwurmloch. Dort wurde jenes Ungethüm ausgebrütet, welches in den Sagen von Goisern häufig genannt wird. Aus diesem Loche flog es mit seinen stacheligen Fittigen nach den Bergen bei jener alten Ansiedelung hinüber, in welchen es die Schätze hütet, deren Aufsuchen manchem in den Höhlungen Verirrten den Tod gebracht hat. Wenn auch nicht der Lindwurm, so war doch wenigstens der Mann in der Höhle, welcher die Briefpost nach Aussee besorgt. Dieser hatte Muth genug, um vom zerfressenen Rande der hohen Mauer hinabzuklettern. Sein Wagstück, dessen Gelingen ihm vielleicht sonst Niemand geglaubt hätte, beurkundete er durch das Aufstecken einer großen rothen Fahne am Eingang des unheimlichen Loches.

Unter die mancherlei verworrenen Meinungen und scheuen Naturanschauungen, welche ihre Erklärung in dem unbändigen Treiben der Kräfte auf den Felsgipfeln und über den Wassern finden, bezieht sich die vom „wilden Geschrei" auf das Heulen des Sturmes und die Rufe der Raubvögel. Schwärme von Winterkrähen (Schneedacheln) sammeln sich an den Zinken, zwischen welchen sich der Wind durchzwängt. Sie lärmen durcheinander, aber die Bauern glauben einen bestimmten Rhythmus darin zu entdecken, weil sie das vielstimmige Kreischen mit einem Glockenspiel vergleichen. Das wilde Geschrei bewegt sich nach dem Sarstein am Hallstätter-See hinüber. Es bedeutet unfehlbar Krieg.

Die Matte, welche sich zwischen dem Fuß der Trissel- und der Kogelstellerwand hinzieht, sollte von Allen besucht

werden, welche dieses Land der Seen bereisen. Das Volk nennt sie die Seewiese. Graue Wände bilden allenthalben die Terrassen eines ungeheueren Amphitheaters, deren Bühne der See, deren Soffiten die Wolken, deren Hintergrund das Eis des Dachsteins sind. Hunderttausende von grauen Kalkblöcken, deren einige die Höhe eines Domes, andere nur die eines Menschen erreichen, sind aus dem Amphitheater herabgerollt. Zwischen ihnen leuchtet in jenen Maitagen, in welchen kein Reisender die Berge betritt, die Pracht wundersamer Blüthen. Jetzt entdeckt der Blick auf dem Rasen nur das scharlachrothe Pistill, welches aus dem weißen Kelche des atlaßartigen Frühlingscrocus schaut und den noch von veilchenrothen Kelchblättern verhüllten Blüthenkolben einer Huflattig-Art (Petasites officinalis), welche der Unkundige für eine Rettig-ähnliche Wurzel halten möchte, die umgekehrt, mit ihrem spitzigen Ende, aus dem Boden schaut. Hier stehen in der Nische eines herabgerollten Blockes Bienenkörbe, vor widrigen Winden geschützt. Dennoch ist es den fleißigen Sammlern ein gefährlicher Wohnort. Der See verlockt sie zu Ausflügen, denen ihre Kräfte nicht gewachsen sind. Wenn sie mit kostbarem Staub beladen von den Blüthenbüschen des jenseitigen Ufers zurückkehren, versinken sie nicht selten ermattet oder vom Sturm getrieben in den Wellen.

Neben den Bienen haben sich Hirten ein Obdach geschaffen. Die Wände der Alpenhütte werden von zwei riesigen Blöcken dargestellt, die übrigen Seiten sind durch graue Bretter geschützt. Ein anderer, wenige Schritte entfernter, ähnlicher Bau dient als Milchkeller. Ueber beide ragen auf den Blöcken mächtige Lärchenstämme empor.

Merkwürdig ist das Leben der Wasseradern an den umgebenden Wänden der Seewiese. Wenn gegen Ende des

Aprilmonates das Eis im kleinen Augstsee, welcher sich dort oben in einer Mulde des grauen Gipfels liegt, zerrinnt, wenn der Schnee von den Bräuning-Alpen wegthaut, wenn die nassen Hochflächen schwarz und verwittert die ersten Strahlen aufsaugen, welche zu ihnen gelangen können, dann rauscht durch die unbekannten Klüftungen des Berginnern ein Fluß. Wir sehen von hier aus hoch an der Kogelstellerwand die dunkeln Mündungen dreier Röhren. Aus diesen bricht der kurzlebige Strom, den Sonne und Südwind erzeugt haben, zu Tage. Der Donner der Lawinen, welche jetzt ununterbrochen in den tiefen Falten der Trisselwand hinabrollen, während wir nach der dreifachen Flußmündung hinauf schauen, welche eben so vielen Kanonenschlünden gleicht, verhält sich zum Geräusch der Cascaden wie ein sanftes Summen. Die Seewiese erscheint in jenen Tagen als ein Theil des Sees selbst und nur die höchsten Blöcke ragen daraus hervor, lärchenbewachsene Felsinseln, zwischen welchen hindurch der Kahn bis zu der Felswand mit den Wasserstürzen vorzudringen vermag, welche jetzt und sonst viele hundert Klafter von der bewegten Oberfläche fern gerückt liegt. Die Stimme des eigenen Wortes, Schüsse und ihr Wiederhall an den Wänden, werden nicht vernommen, wenn die blasigen Wellen unter den drei Stürzen um diese Blöcke wirbeln.

Von den Höhlen, welche zu den versteckten Behältern, Kanälen und Trichtern der Frühlingswasser führen könnten, ist nur eine in ihren Wendungen theilweise bekannt. Der Zugang zu ihrer hochgelegenen Mündung bedroht Hals und Knochen. Das Volk nennt sie den Nirofen. Mein Führer machte, nachdem wir ihre erste Röhre glücklich erreicht hatten, einen etymologischen Versuch. Es lagen herabgestürzte Kalksteine von verwittertem Aussehen darin herum. Mehrere

davon waren so morsch, daß sie sich zu Brei zertreten ließen. Da meinte er, die Steine seien „nix." Ich glaube aber, ohne zu fürchten, daß man mich gelehrter Wichtigthuerei beschuldigen kann — es wird der Name dieser Höhle allerdings mit den wasserliebenden Nixen in Verbindung zu bringen sein. Der Erfolg unserer Wanderungen in der Höhlung ließe sich schon eher an die angeführte geistreiche Conjectur des Führers anknüpfen; denn nachdem wir eine lange Strecke zwischen den feuchten Wänden durchgeschlüpft waren und zwei Fackeln verbrannt hatten, fiel uns die angezündete dritte in eine zwischen dem Kalkschotter angesammelte Lacke. Aus der tauben Finsterniß führte uns die angespannte Schnur zurück, welche der Führer verständiger Weise hinter sich abgewickelt hatte.

Als wir wieder über die Seewiese hinweg an den Strand kamen, erblickten wir eine große Heerde von Wildenten, die sich geräuschvoll am Rande einer Eisscholle herumtrieben, welche noch weit im See draußen schwamm. Es seien ihrer so viele, sagte der Führer, daß sie hätten mit einander aus dem „Galling" kommen müßen. Der Galling, welcher Ausdruck mir übrigens hier zum ersten Mal begegnete, beruht auf einer Vorstellung, welche den Deutschen und Slawen gemeinsam ist. Sie wurde von beiden als Ueberlieferung aus der alten Heimath bewahrt. Es gibt nach ihr gewisse Vögel, welche sich zeitweilig unter dem Eise verstecken. So glauben die Kroaten, daß es den Schwalben nicht einfällt, in ferne Länder zu fliegen, sondern daß sie unter der Frostdecke der Gewässer in langen Ketten, mit den Füßchen in einander eingehäkelt, schlummern. Andere slawische Volksstämme hinwieder schreiben ihnen ein Leben der Freude und der Seligkeit zu, in welchem sie sich da unten, vom kalten

Eis geborgen, bewegen und halten den Sommer, in welchem sie unter den Menschen leben, für die Zeit ihrer schmerzvollen Verbannung. Sie geben deßhalb dem Zustand, in welchem sie sich eingefroren befinden, den Namen raj, mit welchem Worte sonst auch das Paradies bezeichnet wird. Mein Holzknecht nannte es Galling, ein Wort, für dessen Laute ich auf nichts Bekanntes zurückzuführen weiß. Wohl aber erkenne ich in dem Wesen dieser Vorstellung eine deutliche Spur vom uralten Glauben unseres arischen Geschlechtes: von der Seligkeit des Nichtseins.

Eine kleine tiefe Gumpe, welche weiter zur Rechten vor der Trisselwand liegt, heißt der Ostersee. Unter seinem halb aufgethauten Eise schlummern noch die Frösche, wegen deren die Bauern das winzige Rund seiner Ufer besuchen. Jetzt liegen dicke Holzstämme um ihn herum, welche nach der Absicht ihrer Besitzer noch auf dem bequemen Schlittenwege über das Eis fortgebracht werden sollten. Ihre Schnittflächen sind von rother Kreide mit Nummern bezeichnet. Die Bäume, welche auf der felsigen Aue stehen, sind meist wuchtige Lärchen. Lawinen haben ihre Gruppen gelichtet. Eine einzige, welche vor vierzig Jahren herabging, zerstörte einen ganzen Wald, der auf dem Gestein stand.

Der dreifache Wiederhall auf dem See, von dem die Schiffer wie von einem Wunder sprechen, veranlaßt uns in dieser Hinsicht blasirte Wanderer zu keinerlei anregender Bemerkung. Wissen wir doch, daß es Gestaltungen von Felswänden gibt, welche fünfzig Silben wiederholen. Wir ziehen es vor, unsern Blick in die Tiefe zu versenken, aus welcher noch immer in grünlicher Dämmerung der dicht bewachsene Grund heraufschaut. Noch vor wenigen Tagen war das Eis am Ufer so klar, daß man die Frostdecke über dem Wasser nicht eher bemerkte, bevor man einen

Stein hineinwarf. Dann knirschte es unter der zerschmetternden Last; eine hohe Garbe grünlich weißen Gischtes schäumte herauf, wie die Bläschen in einem Kelchglas, welches mit einem Getränk angefüllt ist, aus welchem die eingepreßte Kohlensäure sich zu entweichen beeilt. Jetzt ist es ein anderes Schauspiel in der klaren Fluth, welches uns anzieht.

Vor einiger Zeit machte mich ein Wiener Kunsthändler in seinem Magazin auf die photographische Abbildung einer Landschaft aufmerksam, von welcher er meinte, ich müsse sie kennen. Es war ein schneebedeckter Berg. Da unter ihm, nur durch einen feinen Strich getrennt, genau dasselbe Bild, in derselben Energie der Farbe und der Schatten angebracht war, so fragte ich ihn erstaunt, seit welcher Zeit man auf den Einfall gerathen sei, die zu stereoskopischer Wirkung bestimmten zwei Bilder desselben Gegenstandes einander entgegen gesetzt, das eine unter dem andern, statt, wie bisher, neben einander, anzubringen. Sein Lächeln und mein längeres Hinschauen auf das Bild erst belehrten mich, daß der umgestürzte Berg aus dem Spiegel eines Gewässers schaute, der Zugspitz-Ferner bei Partenkirchen aus dem Eiswasser der „Blauen Gumpe." Eine Darstellung mit dem Licht-Apparat von dem Puncte aus aufgenommen, über welchen eben unser Nachen hingleitet, würde mit seinen verdoppelten Wäldern, Schneestreifen und Dachsteingiebeln dieselbe Täuschung hervorbringen.

Abgesehen von diesem Wiederspiel erinnert uns das Hinabtreiben der noch übrigen Eisschollen an jenen Gletscher. Als wir aus der Schiffhütte abfuhren, war erst in weiter Ferne, nahe am jenseitigen beschatteten Ufer, Eis zu erspähen. Jetzt erscheint es durch die unmerkliche Strömung, welche nach dem Ausfluß hindrängt, verschoben und bei unserer Rück-

kehr müssen wir uns viele Klafter weit durch das Eis nach derselben Schiffhütte hin durchkämpfen, von welcher aus man es vorhin nur in weiter Entfernung entdecken konnte. Aber es schmilzt während wir es anschauen. Es geht allmählig in ein breiiges Häutchen über und zuletzt schwimmen nur mehr trübe Blasen auf dem dunkeln Wasser. Auch für den Gletscher drüben, den so Viele für ein Sinnbild der Erstarrung halten, naht sich die Zeit der Unruhe. Seine harten Wellen stehen nicht minder unter dem Antrieb des ewigen Meeres der Bewegung, als alle flüssigen und festen Dinge dieser Welt.

Die Fischer freuen sich, daß sie wieder den Forellen und Saiblingen des Sees nachstellen können. Hier haben sie weder einen Hecht noch irgend einen anderen Raubfisch zum Nebenbuhler. Sie treiben mit den Leckerbissen einen Handel, der ihnen nicht so viel einträgt, als es scheint. Ueberall werden die Saiblinge, welche man im Sommer den Reisenden vorsetzen will, während des Winters mit Fleischstücken, Käseabfällen, vornehmlich aber mit zerschnittenen kleinen und werthlosen Fischen gefüttert. Seltsamer Weise sollen die in den Fischbehältern des Aussees gefangenen Saiblinge davon eine Ausnahme machen, über welche sich die Fischer nicht beklagen. Dieselben verschmähen nach ihrer Aussage in dieser Gefangenschaft jegliche in dieser Weise gereichte Nahrung und begnügen sich mit dem kalten Seewasser. Nichts desto weniger findet ihr gelbes Fleisch in weiter Ferne Beifall. Man bratet sie auf einem Rost, unter welchem Buchenkohlen ein gelindes Feuer unterhalten. Sodann werden ihrer sechs in eine dicke Schachtel von Fichtenholz gelegt; die Zwischenräume füllen Citronenschalen und Lorbeerblätter aus. So gelangen sie in die Hände ihrer Liebhaber in weiter Ferne, in Böhmen und am adriatischen Meer. Solche, die im kalten Winter versendet werden,

läßt man gefrieren, und steckt sie, statt in Lorbeerblätter in Haufen von Tannennadeln.

Im Abendstrahle thürmt sich ein rosarothes Wolkengebirg über den Gipfeln des Dachstein auf. Es ist uns eine gute Vorbedeutung für die Fortsetzung der Bergreise. Wir könnten allerdings von Alt-Aussee noch manche Kunde verlauten lassen: von seinen vielen Versteinerungen, von dem durchwühlten Salzberg, von dem Landhause, welches der Dichter Zedlitz gebaut hat und jetzt ein Mann besitzt, welcher noch vor wenigen Monaten am Fuße des Taunus eine jener lächerlichen Souveränitäten ausübte, die mit dem sinkenden Jahrzehent hinsiechen. Auch müssen wir uns der angenehmeren Aufgabe entschlagen, von der Sommermuße des allbeliebten Fürsten Hohenlohe, welcher jetzt die Geschicke Baierns lenkt und seiner leutseligen Gemahlin, welche in der Handhabung des Photographie-Apparates wie des Jagdgewehres gleichmäßig bewandert ist, ausführlicher zu berichten. Solches gebührt dem Heißhunger der Feuilletonisten.

Wir scheiden mit einer Verwahrung gegen den Unsinn, mit welchem ein Sagenfabrikant die Urgeschichte von Alt-Aussee geziert hat. Die Erzählung von dem Heidentempel, welcher an der Stelle der jetzigen Kirche sich erhob, den drei Fischern und drei Jägern am See, dem Schafhirten, welcher auf das Lecken seiner Schafe hin die Salzlager entdeckte, dem „Wassermandl", welches ihn über die Anlegung eines Bergwerkes unterrichtete — das Alles gehört unter jenen willkürlich erfundenen Plunder, durch dessen Wiederholung Vernünftigere am Werthe wahrhaft volksthümlicher Ueberlieferung irre werden.

Ein leichter Schneefall während der Nacht bereitete einen klaren Frühlingstag vor. Die Eisstücke, welche noch inmitten des Sees schwammen, stellten nun durch die darauf gestreuten Flocken einen grellen Gegensatz zur schwarzen Fluth dar. Wolken so groß als die überall von der Sonne angegriffenen und abgegränzten Schneehaufen der Berghalden zogen langsam über den glanzvollen Himmel. Arbeiter waren an der Befestigung der Ränder des Flußbettes beschäftigt, in welchem bald die losgelösten Schneewasser mit verderblichem Muthwillen hinabrasen sollten. Mitten im Schnee brannten ihre Feuer.

Der Markt Aussee steht in einem milderen Thale, als das Dorf am gleichnamigen Gewässer. Die Traun, welche vom Grundlsee kommend gegen ihn her fließt, rauscht an Ufern vorüber, deren eine, dem Mittag zugekehrte, Seite überall von Blüthen bedeckt war. Es gibt nichts Behaglicheres, als sich an einem sonnigen Tage des Vorfrühlings an einen solchen Abhang in die milde Luft hinzusetzen und zuzusehen, wie Alles neben uns keimt und sprießt, während von der anderen Seite überall der einförmige Schnee herüber schaut. Die Empfindung, welcher man sich am warmen Ofen während eines Wintersturmes so gern hingibt, erscheint hier gesteigert.

Unser Weg geht der herabkommenden Traun entlang. Manchmal meinen wir, sie fließe durch ein Hügelland, bis der eine oder andere gewaltige Zacken, welcher hie und da über die niedrigen Waldkuppen hoch hervorschaut, uns bekräftigt, daß wir wirklich in einer Einsenkung des steierischen Hochgebirges gehen. Nach einer Stunde haben wir den Rand des Sees erreicht.

Das länglichte Becken des Grundlsees hat hohe Felsenufer, ein ächtes wahres Bergwasser. Die Aehnlichkeit mit dem Achensee in Tirol däucht uns unverkennbar. Jenseits der Felswände, welche ihn im Osten abschließen, beginnt ein Vergleichungsmoment mit dem Königssee. Denn über einer Landzunge liegt dort im Grunde eines Beckens von wilderen und gewaltigeren Bergen der Toplitz- und wieder über eine Landzunge hinüber hinter diesem der unheimlich öde Kammer-See. So führt auch die Vorhalle des Königs- zum Allerheiligsten des Ober-Sees. Hier verhält sich die Wirkung der Gestade wie die drei Steigerungsstufen eines Beiwortes. Die düstere Lyrik, in welcher hier die Natur gearbeitet hat, scheint wirksam, wie eine klassische Tragödie, in drei Akten fortzuschreiten, welche sich überbieten und im effektvollen Schlußchor den systematischen Inhalt des Ganzen erschütternd zusammenfassen. In derartiger Anlage mag wohl keine andere Wassergruppe der Berge sich mit dieser vergleichen können, deren Felsufer je höher, näher, enger und finsterer sie planmäßig zusammenrücken, das Bewußtsein des Beschauers erweitern und mit aufstrebenden Gedanken erhellen. Wie vom hohen Minaret der östlichen Märchenstadt der tägliche Ruf schallt: Hai âl es salah! (Rüstet euch zur Andacht!) so mahnt es uns von dem Eingange dieser hohen Felspforte, daß wir uns der großen Entwicklung dieser Dinge in beschaulicher Freude nahen sollen.

Am nördlichen Abhang erheben sich zum östlichen hinüber der Bockenstein, der Hochelm, die Drei Brüder, die Weiße Wand zu eindrucksvoller Höhe. Sie sind alle noch von Schnee überlagert und müssen es sein, wenn wir sehen wollen, wie das Abendroth an ihren Gipfeln nachglüht, oben wie unten in den Tiefen des Sees, den sonst schon die Nacht

deckt. In den Krystallen des Schnees lodern diese Brände mächtiger, als an der groben Felswand. Darum wird auch Niemand, welcher dieses Ufer in den heißen Monaten besucht, sich von dem Schauspiel, dessen Beschreibung wir ablehnen müssen, irgend eine Vorstellung machen können.

Am Norduſer wallen jetzt überall schaumige Bäche herab, welche während der wenigen Tage ihres Lebens lustig über grüne Wiesen hingehen, wie es ihnen eben gefällt und den Schnee der Berge in den See hinabtragen. An diesem sind auf Tafeln eine Unglücksgeschichte nach der andern verzeichnet. Hier ist ein Mensch durch das morsche Eis in die Tiefe gestürzt. Der bescheidene Künstler, der sich, wie andere Maler, auf seinem Gemälde durch den beigesetzten Namen Köberl verewigte, hat sehr gegen seinen Willen die Gesichter der zur Hilfe Eilenden lachend dargestellt. Hier ist zu sehen, wie ein Knecht ohnmächtig in den See stürzt, wie sich eine Sennerin beim Mähen des Wildheu's über den Toplitz-See an einer Wand zerschmettert, dort wie zwei Wallfahrer im Schneesturm unter den „Drei Brüdern“ umkommen. Auch eine kleine graue hölzerne Kapelle steht auf dem Ufergeröll, in Form eines Schrankes auf vier hohen Füßen. Wir öffnen die etwa einen Fuß ins Gevierte große Thüre und schauen hinein. Ein Altar mit einem hölzernen Priester befindet sich in dem Schreine. Nirgends aber sehen wir jene Flammen und Teufel, jene Ketten und gemarterten Gesichter, bei deren Anblick man mit dem davor betenden Volke tiefes Mitleid haben möchte, wenn man sich nicht zuletzt, durch Erfahrung klüger geworden, sagen müßte, was Fabius Cunctator seinen Soldaten zurief, als sie die Tempel der überwundenen Tarentiner zerstören wollten: „Laßt ihnen ihre erzürnten Götter!“

Heller Morgensonnenschein liegt in der großen Stube von Schramels traulichem Gasthaus. Die Hausgenossen sind alle in der Kirche; nur der alte Vater, ein Greis, welcher bei Aspern focht, sitzt am wärmenden Ofen und verrichtet seine Andacht aus einem Buche mit zollgroßen Lettern. Manchmal schaut er in das Licht des Frühlings, und meint, jetzt stehe die lustige Zeit vor der Thür. Es liegen aber auch schon die Sonnenstrahlen in Scheiben und viereckigen Tafeln überall an der Decke und den Wänden und von allen Seiten dringt das feierliche Rauschen unbekannter Bäche durch den Morgen. Draußen singen die Drosseln, die aus dem Flachland zurückgekehrt sind. Sie waren vor dem Bergwinter geflohen, welcher mit seinem klafterhohen Schnee selbst die Sträucher zudeckt, an welchen Berberizen und Preißelbeeren hängen.

Am sonnigen Abhang, an dem Häuschen vorüber, welches der wackere Schramel für seine Kinder baute, daß die Anwesenheit der kleinen Lärmköpfe seine Sommergäste nicht störe, stehen Tausende veilchenblauer und schneeweißer Crocusblüthen, die „Kritzenbleameln" des Volkes. Neben dem Moder der Stümpfe erhebt sich blaues Lungenkraut. Je höher der Wald sich gegen die Bergkuppe hinzieht, desto dichter wird er; seine dunkeln Gänge, durch welche selten das graue Gestein der Höhe hereinschaut, scheinen zu einer jener Felsenwildnisse zu führen, in welchen die Schätze liegen, die sich dem Geseiten nur in wenigen Stunden des Jahres darbieten. Es ist ein Wald voll von Blüthen und Sagen. Die Schneeflächen der grauen Rücken, jenseits welcher die kalten Lahngang-Seen unbeweglich in Gestein stehen, liegen unheimlich über den zahllosen Wipfeln, als ob dort die Wildfrauen ihre blendendweißen Hemdchen trockneten. Denn sie hängen die

wundersamen Gespinnste stets über die höchsten Giebel. Oben im Lahngangwalde sprossen Bergblumen in der Sommersonne, deren Vielfältigkeit der Kenner nirgends in diesen Bergen wiederfindet. Und noch weiter oben, wo kaum die „winzige“ Gentiane den Flechten des Gerölls Gesellschaft leistet, ragt noch die wetterharte Zirbe.

So oft wir uns umwenden, erscheint von unten zwischen den Stämmen der See in jener Farbe, welche den Eisenhut auszeichnet, welcher erst nach Monden auf dieser Halde blühen wird. Auch könnte man das Licht in diesem Gewässer mit den Flügeldecken eines stahlblauen Carabus vergleichen, welcher vorhin aus einem abgehauenen Stamme rannte, aus dessen Spalte ich ihn absichtslos durch meinen Stock aufgejagt hatte. Die bekannte Geschmacksrichtung der meisten Menschen, welche meinen, daß Blond und Blau einen schönen Gegensatz bilden, wiederholt sich in der Erscheinung der Wassermännlein, welche manchmal am Rande des stahlähnlichen Spiegels sitzen. Sie haben goldgelbe Haare, die seltsam glitzern, wenn sie sich am Strande sonnen. Der alte Schramel hat einmal einen solchen gesehen. Das Wassermännchen wollte ihn aber nicht nahe an sich herankommen lassen, sondern begab sich rasch in sein heimatliches Element. Doch schaute es, über die Tiefe hinschwimmend, noch lange, wie wehmüthig, nach dem verwunderten Menschen zurück, welcher es in dem seltenen Genuße des warmen Lichtes gestört hatte. Die armen Wassermännlein gehören zu den vielwissenden Geistern. Die Bauern stellen ihnen deßhalb häufig nach, um sie zu fangen und so lange zu quälen, bis sie, um ihre Freiheit wieder zu erlangen, Geheimnisse ausplaudern. Es ist noch nicht lange her, daß sie einen der nassen Wichte so mit Fragen folterten. Als sie endlich, durch seine Mittheilungen zufrieden gestellt, ihn gehen

ließen, rief er ihnen noch aus dem Wasser höhnisch nach: „Ihr habt mich Viel gefragt, aber wie man aus Jutten (Käsewasser) Gold macht, das habt ihr mich doch nicht gefragt!“

Die Wildfrauen stehlen gern Kinder und ersetzen sie in den beraubten Häusern durch abscheuliche Wechselbälge. Mit dem Wechselbalg mag man beginnen was man will, er läßt sich nicht vom Haus vertreiben und die Leute werden das zudringliche Ungethüm nicht los. Nur Einmal gelang es ihnen, soviel man am See weiß. Dort, jenseits des Fichtenwaldes, gegen das Ostende des Gewässers hin, steht das Schachner-Haus. In ihm war ein Wechselbalg, welcher allen Leuten der Gegend wegen seiner Häßlichkeit, den Hausgenossen aber auch noch deßhalb, weil sie den gefräßigen Gast nie sättigen konnten, verhaßt und zuwider war. Er hieß darum am ganzen See der „Schachner-Z'widerling“. Es wurde ihm alles Erdenkliche angethan, um ihn zum Fortlaufen zu bewegen; aber es gefiel dem Z'widerling im Hause so wohl, daß er sich nicht vertreiben ließ. Nachdem sie ihn mit unzähligen Possen geneckt hatten, geriethen sie eines Tages auf den Einfall, den Tisch, an welchen er sich zum Essen niedersetzen wollte, ganz mit winzigen leeren Geschirrchen zu bedecken. Da schaute sie der Wechselbalg verwundert an und sagte: „Mir ist Viel bekannt; ich habe an derselbigen Stelle, wo wir sitzen, dreimal Wiese und neunmal Wald gesehen, aber so etwas war noch nicht da!“ Und von diesem Tage an verschwand er. Unheimliche Erscheinungen und Gespenster jeder Art werden an diesem See mit einem Worte bezeichnet, welches sonst überall unbekannt zu sein scheint. Es „aniweicht“, es zeigt sich ein Aniweich. Das geschieht an mehreren Stellen der kleinen Weiler, welche am See

liegen und mehr als ein Weib scheut sich, nach eingebrochener Dunkelheit vor die Hausthüre zu treten, aus Furcht von einem Aniweich angesprochen zu werden.

Mancherlei Vorstellungen erhalten sich begreiflicher Weise in einer Sackgasse des menschlichen Verkehrs — denn nur nach Westen führt hier eine Straße — viel länger, als in solchen Thälern, durch welche breite Ströme von Wagen und Menschen ziehen. Daß sich Wildschützen „gefroren" machen können, um gegen Kugeln unverwundbar zu werden, daran zweifelt Niemand. Eine gläserne Kugel allein löst solchen Zauber. Als einst Missethäter von hier nach dem Falkenstein bei St. Wolfgang zogen, um dort die beiden Einsiedler zu ermorden und auszurauben, wurden sie von jenen mit gläsernen Kugeln empfangen.

Auch die alten Meinungen von dem Treiben der Schlangen haben hier noch immer ihre Geltung. Sie singen vor ihrem König mit heller Stimme wie die weißgesichtigen Wildfrauen im Abendstrahl auf ihren Bergspitzen. Auch wissen die Leute ein Mittel, sich dieses Königs zu bemächtigen, der eine goldene Krone trägt. Wenn die Schlangen alle um ihn versammelt sind, so läßt man ein Wagenrad mitten hindurchlaufen. Sie verfolgen in ihrer Wuth das daherrollende Holz und eilen von ihrem König weg, welcher unvertheidigt ergriffen werden kann. Eine andere Art sich des goldenen Geschmeides zu bemächtigen besteht darin, daß man ein Garn auf der Erde ausbreitet, welches ein Mädchen unter sieben Jahren gesponnen hat. Wenn die „Krönl-Natter" darüber geht, muß sie die Krone fallen lassen. Legt man eine solche Krone in seine Geldtruhe, so kann sich der Vorrath an Münzen nie verringern.

Die Lust an wunderbarer Gewinnung von Schätzen veranlaßt die Leute, daß sie in den Gebirgen umhersteigen und sich von willkürlich ersonnenen Anzeichen bestimmen lassen, unter schwerem Schweiß das Gestein zu durchwühlen. Ein steiler Pfad hinter dem Bockenstein heißt noch immer die goldene Stiege. Es ist nicht gerade immer die Armuth, welche sie zu solchen Abentheuern treibt. Die wenigen Häuser am Fuße dieses Berges, welche man unter dem Namen „das Gössel" zusammenfaßt, bergen mehr Wohlhabenheit, als der Vorübergehende ihren braunen Holzwänden ansehen will. Als vor einigen Jahren die Silberzwanziger außer Verkehr gesetzt wurden, kamen aus diesen Hütten deren siebenzehntausend, welche nach Bauernart versteckt gehalten worden waren, zur Auswechslung nach Aussee.

Am Strand stehen, wie erwähnt, zahlreiche Unglückstafeln, welche ein mit dem Namen Köberl unterfertigter Künstler gemalt hat. Dieser Köberl ist ein Holzknecht. Das Honorar für jedes einzelne Bild beträgt einen Gulden. Heute gehen wir an den Darstellungen theilnahmlos vorüber. Wir schauen den Schmetterlingen, den Trauermänteln und Citronenfaltern zu, welche zwischen den Fichtenzweigen flattern. Wasserfälle rauschen, wo sonst trockenes Gestein liegt. Von den höchsten Wänden ziehen sich nasse Streifen herab. Von der andern Seite des Sees dringt das Klappern der Holzstämme herüber, vom Gesang der Knechte begleitet, die sich bei ihrer Arbeit des sonnigen Lenzes freuen. Von den Holzstößen, welche während des Winters am Ufer aufgesetzt worden sind, schwimmt jetzt manches Scheit mitten im See. Denn

dieser ist durch die herabstürzenden Schneebächlein angeschwollen und hat die Hölzer mit seinen Wellen gehoben. Mit Erstaunen bemerkt aber der Neuling in den Erscheinungen des Gebirges, daß in manchen der gewaltigsten, von Blöcken und Trümmern übersä'ten Betten kein Tropfen Wasser rinnt, obwohl es neben ihnen auf allen Hängen schäumt und sprudelt. Diese leeren Betten werden erst nach zwei Monaten von tobenden Wassern ausgefüllt sein, denn die Gegenden, aus welchen jene Wasser herabkommen, liegen jetzt noch in der Erstarrung des Winters und werden vom Frühling erreicht, wenn bei uns der Sommer eingezogen ist. Zu ihrem Quellengebiet gehört, wie am Aussee drüben der Nirosen, hier der Stiemitzsprung. Drüben sind es drei, hier dreißig Oeffnungen, aus welchen die Schneefluth herausspringt.

Das Aufschnalzen der Fische ist ein Frühlingszeichen. Die Ahorne aber unter der Wand, welche hier in den Grundl-, dort in den Toplitz-See schaut, ragen mit ihren kahlen Aesten noch über klafterhohen Schnee, welcher die Aue zwischen den beiden Gewässern bedeckt. Ueber den Schnee summen freilich Bienen zum Haidekraut hin, das an der warmen Wand blüht, aber der Weg zum andern See hinüber bietet doch so viele winterliche Schwierigkeiten, daß der Zuruf eines Bauern: „Jetzt mag mer halt so viel hart eini!“ keiner weiteren Erläuterung bedarf.

Wir sehen hier auf eine Stelle hin, welche von den Leuten „bei die Wiener“ genannt wird. Diese Wiener sollen sich vor vielen hundert Jahren, durch die Pest aus ihrer lustigen Stadt vertrieben, hieher gewendet haben, um sich zwar nicht von Wurzeln und Kräutern, sondern von den nicht viel üppigeren Erträgnissen der Jagd und des Fischfangs zu

ernähren. Diese Geschichte, welche überall erzählt wird, ist authentisch, wie die von den Buchlmandln und den dreißig Holzknechten, deren Schauplatz dieselben Ufer des Toplitz-Sees waren. Ich habe dem Leser schon früher von den Buchlmandln (Buchl heißt Fackel), uneigentlich auch Buchenmandln genannt, erzählt. Diese Buchlmandln flogen in einer Winternacht fortwährend über den Eisspiegel des Seebeckens hin und her, während ihre Fackeln unheimlich aus dem Krystall heraufglitzerten. Einige Tage später waren Holzknechte am Strande des Eises beschäftigt, mehr als dreißig Männer; vom Berge rollte eine Lawine herab und verschüttete sie. Als sie am nächsten Sonntag nicht nach Hause kamen, glaubte man, sie seien wegen des großen Schneefalles in ihrer „Stube" geblieben. So wurden sie erst nach zwei Wochen in dem kalten Grabe gefunden. Das ganze Unglück aber war von den Fackeln der Buchlmandln vorher verkündet worden.

Jetzt zieht sich hart um den See ein klafterhohes Schneelager wie eine Mauer, an welcher man hart anstreift, wenn man auf dem handbreiten Streifen trockenen Landes, welches sie vom See trennt, herumgehen will. Dieser selbst ist noch von wuchtigem Eis zugedeckt. Nur da, wo neben der Schiffhütte der abfließende Bach das Wasser in einige Bewegung bringt, hat sich ein Halbkreis aufgethan, in welchem wir auf den Grund der freien Fluth sehen können.

Weiter drinnen erstrecken sich die Schneelager des Ufers bis in den festen See hinein und so ist es unmöglich, uns an Ort und Stelle jenen erhebenden Eindrücken hingeben zu können, welche das sogenannte Erzherzog Johann-Monument unfehlbar in uns anregen würde. Dieses ist an der Stelle

errichtet, an welcher der Prinz die Posthalterstochter von Aussee, die er später zur Baronin, ja sogar zur Gräfin machte, zum ersten Male sah. Bekanntlich hat ihm diese wundersame Herablassung viele Herzen gewonnen. — Die Menschen, die uns an den Ufern dieser Seen begegnen, sind inwendig wacker und ehrlich. Wer einen Führer haben will, muß ihn bei der Arbeit holen, zu welcher er von seinem Gange wieder zurückkehrt. Auswendig ist Alles grün an ihnen. Daß sie nicht mehr wie früher lederne Hosen tragen, hängt merkwürdiger Weise mit der Forstwirthschaft zusammen. Sonst war es erlaubt Ziegenböcke und Gaisen zu halten. Da nahm der Bauer im Herbst seinen Bock, brachte ihn in den Markt zum Metzger und behielt die Haut für sich. Aus dieser wurde eine der bekannten schwarzen Hosen angefertigt. Eine Haut, deren geschlachteter Träger drei Sommer hindurch auf der Alpe geweidet hatte, galt als unzerreißbar, wenigstens hielt sie sechs bis sieben Tuchbekleidungen aus. Forstleute selbst betrachten die Maßregel, daß Ziegen nicht wenigstens jenseits der Vegetationsgränze des Waldes weiden dürfen, für eine unnützige Chicane. Auch im Wald, der nie aus Laubbäumen besteht, würden sie nur sehr geringen Schaden anrichten können.

Das Wasser des Toplitz-Sees, welches um die Schiffhütte herum frei hervortritt, hat, von den Bächen angeschwellt, zerstreute seichte Uferstellen überfluthet, daß winzige Inseln grauer Grasbüschel aus ihm hervor schauen. Ueber diese niedrigen Fluthungen und die starre Rinde aber erhebt sich ein Kreis von ungeheuern Bergen. Von allen flimmert die Glorie des Schneelichtes in der warmen Sonne.

Ein Jäger, welcher mit mir gekommen war, zeigte mir einen Mann, von dem das Gerede ging, daß er die Kunst

verstehe, todte Thiere lebendig zu machen. Diese Wissenschaft benützte er, wie manche Leute meinten, zu allerlei Schabernack. Es ist noch nicht lange her, daß er einem Bauern mitspielte, welcher in einem der braunen Häuschen an dem schmalen Pfade zwischen Brauhof und Gössel wohnt. Dieser hatte vor seinem Hause zwei Schweine angebunden, um sie zu schlachten. Nachdem er das eine getödtet hatte, trug er es hinein. Als er eben das zweite abgeschlachtete Thier aufhob, um es zu dem ersten hinzuschleppen, kam ihm dieses unter der Thüre wieder gesund und lustig quiekend entgegen. Diesen Streich hatte ihm der Mann gespielt, welchen wir jenseits des Sees an einem Holzhaufen arbeiten sahen. So glaubten die Bauern.

Auch seinem Weibe sagten sie Bosheiten nach. Dieses sollte ihn einmal angetroffen haben, während er auf einer Felsplatte neben einer weißen Wildfrau schlief. Sie schnitt der Wildfrau die goldenen Flechten ihres Haares ab. Diese Geschichte wurde mir später vom alten Schramel bestätigt, der selbst ein halber Tausendkünstler ist, indem er an Freitagen bei abnehmendem Mond Leibschäden heilt, wozu sich Kranke aus weiter Ferne, selbst aus Wien, einzufinden pflegen.

Die Sonne, welche noch nicht vermocht hatte, die Eisdecke des Sees zu lösen, schien doch warm, ja wir empfanden ihre Strahlen als Hitze, weil sie von der neben uns starrenden Schneewand insgesammt zurückgeworfen wurden. Wir setzten uns auf einen Felsblock, zogen unsere Vorräthe heraus und folgten dem Beispiele des Dachses, welcher diese Mittagsstunden benützt, um seinen Körper der Aprilsonne entgegen zu halten.

Während wir uns an Licht und Wein labten und die hohen Bergspitzen freudig wie wir in den blauen Himmel

schauten, begann mein Begleiter, der seit vielen Jahren in diesen Bergen wohnt, redselig zu werden.

Mit dem Messer, womit er eben seinen Imbiß zerschnitten hatte, deutete er nach einem bewaldeten Vorsprung im See:

— Dort drüben, sagte er, fällt jener große Wasserfall herab, dessen Rauschen wir bis hieher vernehmen. Etwas näher gegen uns steht das Johann-Denkmal. Da fällt mir eine Geschichte ein, die mir zwar nicht mit der Frau Gräfin, auch nicht mit ihrem Vater, dem alten Posthalter, aber an seinem Grabe begegnet ist. Dieses befindet sich auf dem alten Kirchhof in Aussee und vor ihm steht ein Strauch, auf welchem in jedem Sommer die schönsten weißen Rosen blühen. Ich hatte mich eines Abends lange in Gesellschaft aufgehalten und dachte, als ich in dichter Finsterniß nach Hause ging, daran, einige von den Rosen mitzunehmen. Es war so finster, daß ich mit Mühe die Kiesel des Pfades unterschied, welcher durch den Kirchhof führt. Zu den Rosen mußte ich mich vollends hintasten und erkannte sie erst an der weichen Fühlung. Als ich im Abschneiden begriffen war, hörte ich plötzlich Schritte hinter mir. Ich hatte mich eben etwas gebückt, richtete mich aber, als ich das nahende Geräusch hörte, rasch hinter dem Strauche empor, und trat einige Schritte vorwärts, um nachzusehen. In diesem Momente vernahm ich einen durchdringenden Schrei. Er kam sicherlich von jener Gestalt her und schien mir ihren Schrecken über mein plötzliches Auftauchen auf dem Grabhügel auszudrücken. Ich rief ihr zu, sich nicht zu fürchten, aber es war umsonst, schon hörte ich sie gegen den Ausgang des Kirchhofs laufen. Auch entging mir nicht, daß sie einmal über ein Grab stolperte und in den Weg fiel. Ich

ärgerte mich und schrie ihr nach: „Halt ein, dummer Kerl!“ aber es half nichts. Der Flüchtling rannte fort und stürzte wie ich vernahm, auch noch über die steinernen Treppen hinab, welche den Ausgang des Kirchhofs bilden. Ich ging ihm nach und sah auf dem Wege etwas liegen. Es war ein Hut. Wären die Kiesel nicht weiß gewesen, ich hätte den Gegenstand nicht unterscheiden können. Am nächsten Tage ging ich zum Todtengräber, erzählte ihm die Geschichte und gab ihm den Hut, damit er ihn demjenigen zurückstellen könne, der sich als Eigenthümer melden würde. Aber es meldete sich Niemand.

Ein halbes Jahr später war in Hackels Gaststube eine Gesellschaft versammelt, in welcher man sich Geistergeschichten erzählte. Nachdem Jeder der Anwesenden seinen Beitrag geliefert hatte, erhob sich ein Sägknecht und sprach mit feierlicher Miene: „Jetzt will ich euch etwas sagen, was ich noch keinem Menschen anvertraut hab. Es können jetzt vielleicht sechs Monat her sein, daß ich über den Gangsteig im Kirchhof gangen bin. Wie's grad zwölf Uhr schlagt, kommt der alte Posthalter aus seinem Grab und ruft mir Sachen zu, daß mir Hören und Sehen vergangen ist.“

Was hat er denn gesagt? riefen alle Gäste. Das ist so grauslich, fuhr der Sägknecht fort, daß ich's euch nicht wiederholen kann. Der Todtengräber aber, der auch dabei war, lachte vor sich hin und sagte in seiner trockenen Art: Und Dein' Hut hast auch dort lassen! Der Angeredete machte große Augen, noch größere aber, als der Todtengräber unter schallendem Gelächter der Versammlung die Geschichte vom Geist des alten Posthalters, wie er sie kannte, zum Besten gab. Obwohl ihm diese Auflösung des Räthsels seinen Hut wieder schaffte, so sah man doch der enttäuschten

Miene des Sägknechtes an, daß ihm ein wirkliches Gespenst lieber gewesen wäre als ich.

Aber auch noch an etwas Anderes muß ich denken, fuhr mein redseliger Begleiter fort, so oft ich in dieses Gebirg hereinkomme. Da war vor nicht gar langer Zeit ein Jäger, drüben in * (er nannte mir Namen und Ort, die ich als nicht zur Sache gehörig verschweigen will). Der hatte einen Practikanten, einen jungen Menschen, mit dem er auf die Jagd ging. Sie übernachteten in einer Hütte. Der Jäger, welcher noch einen Schuß in seiner Büchse hatte, nahm der Vorsorge halber die Kapsel ab, ehe er das Gewehr an den Nagel hing. Zu diesem Zwecke klemmte er es zwischen die Kniee und, er selbst hat es später niemals begriffen, wie das geschah, — die Büch'e entlud sich und die Kugel traf den jungen Menschen, der ihm gegenüber an der Flamme des Herdes saß, gerade in die Brust. Er starb nach einigen Zuckungen. Der Jäger war seiner Sinne nicht mehr mächtig und stierte die ganze Nacht wie ein Verrückter auf den Leichnam. Endlich gerieth er in seiner Verzweiflung, um alle gefürchtete Folgen dieser Begebenheit von sich abzuwälzen, auf den Einfall, den Leichnam mitsammt der Hütte zu verbrennen. Er steckte sie an und vor Tagesanbruch war alles ein Kohlenhaufen. Nachdem er sich bis zum Abend halb bewußtlos in den Bergen umhergetrieben hatte, kehrte er nach Hause zurück und erzählte den Vorgang, wie er sich ihn nach und nach in lichteren Augenblicken ersann. Er habe getrieben, lautete sein Bericht, während sein junger Begleiter irgendwo auf dem Anstand gewesen sei. Sie hätten sich in die bewußte Hütte zusammenbestellt, er, der alte Jäger, habe, weil ihm das Wetter zu schlecht war, in einer anderen übernachtet und sei erst heute Morgen zu ihr hingekommen,

um statt ihrer einen Aschenhaufen zu finden. Wenn also der junge Mann noch nicht zurückgekehrt sei, so wäre es wahrscheinlich, daß er schlafend in ihr den Tod gefunden habe.

Man fand die verkohlten Knochen des Unglücklichen. Aber die Wahrheit kam erst zehn Jahre später an den Tag. In Maria=Plain wurde ein Jubiläums=Ablaß gespendet. Der Jäger erleichterte sein Gewissen, welches durch die lügenhafte Darstellung des Unglücksfalles beschwert war, durch die Beichte. Es wurde ihm aufgegeben, dasselbe vor dem Richter zu wiederholen. So wurde die Geschichte mit der brennenden Alpenhütte bekannt.

Wir redeten darauf noch eine gute Weile im Angesicht der schweigenden Wälder von der Jägerei und dem gefährlichen Treiben der Wildschützen. Die kaiserlichen Reviere drüben am Offensee werden nicht selten von Burschen aus dieser Gegend heimgesucht. Erst im vergangenen Herbste fielen dem Leichtsinn und der Noth Todtenopfer auf dem Gebirge zwischen den Seen.

Da fällt mir eine Wildschützengeschichte ein, sagte der Jäger, während der angenehme Geruch des frisch angebrannten Zündschwammes aus seiner Pfeife duftete. Ich habe die beiden Kerle, welche darin eine Rolle spielen, selbst wohl gekannt:

In einem jener langgestreckten Thäler, welche sich südöstlich von Aussee zwischen Ens und Muhr in die niedrigere Tauernkette hineinziehen, war Johann Wildengruber als der gefährlichste aller Wildschützen bekannt. Man hieß ihn allgemein nur den Schützen=Hans. Es war ein Bursche von ungefähr vier und zwanzig Jahren, dessen Vater einen ziemlich ansehnlichen Hof besaß. Zuerst hatte er dem verbotenen Waidwerk aus bloßer Lust sich hingegeben; als er aber, später zum

Militär abgestellt, aus Heimweh nach dem liebgewordenen Herumschlendern auf den Bergen desertirte und in Folge dessen von allen Seiten in seinen Schlupfwinkeln verfolgt wurde, gestaltete sich für ihn der Aufenthalt in den hohen Einöden zur Nothwendigkeit, weil ihn überall der Kerker erwartete und ihm, wenn er diesen nicht wollte, nichts anderes übrig blieb, als seinen Unterhalt mit der Büchse zu suchen. Freilich ging es ihm dabei herzlich schlecht; bei Nacht mußte er meist im Freien unter einem überhängenden Stein oder unter den Legföhren schlafen und für das Wildpret gab man ihm nur wenige Kreuzer, weil Jeder wußte, daß er es unter allen Bedingungen zu verkaufen gezwungen war. Es war nichts Seltenes, daß er einen Rehbock oder eine Gais um drei Groschen Schein*) dahin gab. Sein Jagdrevier waren die aneinander grenzenden Besitzungen eines Hüttenwerkbesitzers und eines Fürsten, dessen Name als einer der glänzendsten des österreichischen Adels erachtet wird. Der Wildstand Beider wurde durch die Ausflüge des Schützen-Hans arg mitgenommen. Die fürstlichen Jäger wie der Hüttenwerkbesitzer gaben sich alle erdenkliche Mühe, den Hans zu erwischen, aber seine Schlauheit machte ihre Versuche zu Schanden, bis ein Zufall ihnen die Mittel an die Hand zu geben schien, nach welchen sie vergebens so lange getrachtet hatten.

Der fürstliche Förster brachte eines Tages in Erfahrung, daß auf dem Gute des Hüttenwerkbesitzers ein neuer Knecht aufgenommen worden sei, von welchem er bestimmt wußte, daß derselbe bei nicht wenigen Jagdausflügen des Schützen-Hans dessen Spießgeselle gewesen war. Diesen Menschen, einen starken Burschen von ungefähr dreißig Jahren, kannte man in

*) Zwei Silbergroschen.

der Gegend unter dem Namen „der Büchler-Sepp". Der Förster zweifelte nicht, daß dem Sepp die Verstecke und Schlupfwinkel seines früheren Genossen wohl bekannt seien. Wenn er ihn auch im Verdacht hatte, daß der jetzige Dienstknecht ein nicht minder verschmitzter Wilddieb sein werde, als der frühere Streuner — denn solche Leute suchen die Dienste bei Jagdbesitzern meist nur auf, um ihre Hantirung sicherer betreiben zu können — so däuchte es ihm doch äußerst wahrscheinlich, daß der Sepp der Verlockung einer ansehnlichen Geldbelohnung nicht widerstehen und den Jägern seinen Kameraden verrathen würde. Er theilte diese seine Absicht dem nunmehrigen Dienstherrn des Sepp, dem Hüttenwerkbesitzer mit, welcher die Hoffnung auf den wahrscheinlichen Erfolg für gerechtfertigt hielt. Sepp wurde herbeigerufen. Man hielt ihm das Register seiner in Gemeinschaft mit dem Schützen-Hans vollbrachten Sünden vor, verhieß ihm Vergessen und Verzeihen und versprach ihm schließlich eine Belohnung von sechs und dreißig Gulden Silber, wenn er den Hans zur Stelle schaffe.

Sepp besann sich eine Weile.

— Todt schießen darfst ihn auch, wenn d'willst, setzte der Förster ergänzend hinzu.

— Den bring i no heut oder g'wiß morgen, sagte er endlich.

Die Sache war demnach beschlossen und nun ging es an die Ausführung. Um drei Uhr Nachmittags wurde der Judas gedungen, um vier Uhr hatte er sich schon auf den Weg gemacht. Er nahm kein Gewehr mit, weil er unbewaffnet dem etwaigen Argwohn des Wildschützen zu entgehen gedachte. Unter einer Wand angekommen, von welcher aus man in einen „Graben" sehen kann, dessen Boden von ungeheuren Blöcken und Legföhren-Gebüschen bedeckt ist, legte er sich auf den Boden und

jauchzte in einer Weise, welche sie verabredeter Maßen sonst gewohnt waren, wenn sie einander etwas zu sagen hatten. Er lauschte mit angehaltenem Athem bis der letzte Wiederhall verronnen war und dann noch lange fort, aber er vernahm kein Gegenjauchzen, keine Antwort. Er wiederholte sein Jauchzen wohl ein dutzend Mal, doch es blieb still dort unten — der Schützen-Hans war auf einem Streifzuge abwesend oder es hatte ihn Mißtrauen beschlichen und er wagte sich nicht aus seinem Verstecke hervor.

Allmählig wurde es dunkel und Sepp seiner vergeblichen Versuche überdrüßig. Er mußte an eine Unterkunft für die Nacht denken und wählte dazu die Seethalerhütte, wo Lois*), seine Geliebte, Almerin war. Dort schlief er auf dem Heu, bis der erste goldgraue Schimmer über den Jochhöhen dem heraufsteigenden Tag zuvorkam. Dann stieg er die Leiter herab, verließ die Hütte und ging nach dem Graben, um unverdrossen dieselben Lockungen wieder zu versuchen, die ihm gestern mißglückt waren.

Sie blieben dießmal nicht vergeblich. Kaum war sein Jodler verklungen, als er in der Ferne das Gegenjauchzen in derselben Weise vernahm und bald unterschied sein scharfes Auge einen Kopf, der hinter einem Blocke hervorschaute. Es war der Schützen-Hans, der vorsichtig auslugte, ob es wirklich sein Freund Sepp sei, der ihn herbeirief.

Dieser stieg ihm nun seiner Seits entgegen und winkte ihm, seine Annäherung zu beschleunigen. Aber der Wildschütze kam nur langsam und mit gespanntem Hahn heran, denn er empfand ein ziemliches Mißtrauen gegen den abtrünnig gewordenen Genossen. Erst als er die Gewißheit

*) Aloisia.

besaß, daß dieser keine Waffe bei sich trug, kam er nahe heran und ließ sich mit dem Freunde in ein Gespräch ein.

Sepp war wohl stärker, als der Wildschützen-Hans, aber das Bewußtsein der niederträchtigen Handlung, welche er an ihm zu verüben im Begriffe stand, lähmte einen guten Theil seiner Kraft. Er wollte, aber er wagte es nicht — zehnmal war er daran, ihn beim Hals zu fassen und den Gewürgten zu knebeln, aber jedesmal scheute er davor zurück. Er sprach mit dem Wildschützen und sagte ihm, es habe ihm keine Ruhe mehr gelassen, bis er seinen alten Hans wieder einmal sehen konnte. — dabei sann er aber nach, wie er den scheuen Wilddieb in die Nähe von Menschen bringen möchte, welche mithelfen wollten, ihn zu bändigen und zu fesseln.

Da fiel es ihm bei, daß heute ein Tag war, an dem viele Menschen nach der Seethaler-Alpe kommen würden, um den Rindern Salz zu bringen. Er lockte also den Hans dahin, indem er ihn bat, ihn zu seiner Geliebten zu begleiten. Nach einigem Zögern willigte dieser ein.

Doch das Schicksal machte es dem Sepp nicht so leicht, seinen Freund zu überlisten, als er wohl denken mochte. In der Alpe angekommen fanden sie Niemanden, nicht einmal die Sennerin, zu Hause. Sepp versuchte es nun, den Freund hinzuhalten, bis diejenigen kämen, auf welche er zählte. In seiner Spannung und Verlegenheit wußte er gar nicht, wie er das anpacken sollte. In der Hütte hing eine schöne silberne Uhr mit Kette, welche Sepp der Almerin für den Sommer geliehen hatte. Diese nahm er herab, zeigte sie dem Wildschützen und prahlte damit. Dann schenkte er ihm einige Gläser Branntwein, „Rosoglio“ ein und schickte sich am

Ende gar an, ihm „Alpensäuerling“*) zu kochen, weil er wußte, daß er stark Hunger litt. Nachdem sich der Wildschütze daran hinlänglich gesättigt hatte, fing er an zum Aufbruch zu drängen, denn es kam ihm ein wenig unheimlich vor. Es mußten bald Halter (Senner) kommen und vor diesen wollte und konnte er sich nicht sehen lassen. Da blieb dem Sepp nichts übrig, als den Freund bei seiner schwächsten Seite anzufassen. Dieser besaß einen Stutzen, welcher sich nicht weniger durch die zierliche Arbeit, als sein sicheres Treffen auszeichnete.

— Geh probir'n wir deinen Stutzen ein wenig! sagte Sepp.

Hans konnte dieser Lockung nicht widerstehen. Sie rissen einige Blätter der fetten, rübenähnlichen Pflanze ab, welche in allen Mistjauchen vor den Alpenhütten wuchert und von den Sennern „Tretplotschen“ genannt wird. Sie hefteten solche Blätter an die Pfosten der Hütte und „beschoßen“ — wie man dort von zwecklosem Schießen sagt. Bei dieser Gelegenheit bekam Sepp den Stutzen mehrmals in die Hände und konnte sich, wenn er den Muth hatte, seines Freundes bemächtigen. Aber eben dieser fehlte ihm.

Nach einiger Zeit wurde Hans des Schießens überdrüssig und machte sich daran, von dem Gefährten Abschied zu nehmen. Dieser stand auf Kohlen; die Leute, auf welche er wartete, kamen immer noch nicht, den Wildschützen aber gehen zu lassen und unverrichteter Sache heimzukehren, davor schämte er sich. Voll Ungewißheit und Bangen begann er verwirrtes Zeug in den Tag hineinzuschwätzen. Aber Hans

*) Ein Gebäck in Form eines Schiffhutes, inwendig Topfen außen Schmalz.

ließ sich nicht mehr aufhalten;. er wollte nach seinem Versteck zurückkehren. Dem Andern blieb nichts übrig, als ihn zu begleiten und unter Wegs auszusinnen, durch welche Mittel er ihn in die Nähe von anderen Leuten locken und mit deren Hülfe überwältigen könne. So gingen sie schweigend neben einander her.

Es war Sonntag. An diesem Tage pflegte der Hüttenwerkbesitzer, Sepp's Herr, auf einem benachbarten Bergrücken mit seinen Leuten zu jagen. Auch Sepp betheiligte sich mit dem übrigen Gesinde fast regelmäßig bei diesen Jagden und hatte sogar in der Ebener-Hütte, einer dort befindlichen Alm, sein eigenes Gewehr hängen, eine Reliquie aus den Tagen seines Wildschützenlebens. Es kam öfter vor, daß der Herr mit den Knechten, wenn sie da jagten, in derselben Ebener-Hütte zukehrte, um einen Imbiß zu sich zu nehmen. Die Möglichkeit, daß sich die Gesellschaft eben jetzt droben befinde, kam dem Sepp plötzlich in die Erinnerung und so suchte er den Wildschützen zu bereden, ihn eine Strecke weit nach der Hütte hin zu begleiten.

Hans gab noch einmal arglos nach. Er folgte dem hinterlistigen Freund und wäre wahrscheinlich mit ihm ohne Anstoß und Zögern bis zum Ziele gegangen, wenn nicht plötzlich in dieser Richtung ein Schuß gefallen wäre. Er stutzte, wollte nicht weiter gehen und konnte nach langem Zureden des Sepp zuletzt nur durch dessen Vorhalten beruhigt werden, daß ja er selbst hier jagen dürfe, wo er wolle, er solle ihm nur den Stutzen geben, ruhig neben ihm hergehen und sich um nichts kümmern — denn Niemand würde ihm etwas anthun, wenn er, Sepp, mit dem Gewehr daneben sei.

Hans war durch den nahen Schuß etwas verwirrt und ging ohne viel zu überlegen mit fort. Mit dem Schuß selbst aber hatte es folgende Bewandtniß. Der Herr befand sich

mit den Knechten in der That um jene Zeit auf der Ebener-Hütte. Er sah dort Sepp's Büchse an einem Nagel hängen und beschloß in einer Anwandlung von scherzhafter Laune, ihrem Besitzer einen Possen zu spielen.

— Brenn' Einer, sagte er, den Schuß aus dem Sepp seiner Büchs!

Es geschah. Diesen Schuß hörten unten die Beiden. Sodann lud der Herr die Büchse aufs Neue, setzte aber keine Kugel, sondern „Fäserln" (Sägmehl) darauf, damit „es dem Sepp recht staubt, wenn er einmal schießt." Dann hängte er sie wieder an ihren Ort und wenige Minuten nachher war die ganze Gesellschaft aufgebrochen, um jenseits der entgegengesetzten Jochhöhe zu jagen. Als daher Sepp mit seinem Begleiter bei der Hütte ankam, fand er zu seinem größten Aerger Niemanden vor. Er stand jetzt in seiner Angelegenheit gerade auf demselben Puncte, wie zwei Stunden zuvor.

In seiner Verlegenheit griff er wieder zu dem Mittel, allerlei untereinander zu schwätzen. Er schlug dem Hans einen Tausch ihrer Büchsen vor, indem er die seinige von der Wand herabnahm.

Dieser aber begnügte sich zu antworten:

— Schau, ich kenn dei' Büchs'n, sie ist so viel schlecht und die mei' ist gut. Du weißt, ich muß davon leben — also schau, ich kann nit tauschen.

Das weitere Zureden Sepp's half nichts, — es war ihm auch in Wirklichkeit gar nicht um das Austauschen der Büchsen, sondern nur darum zu thun, den Wildschützen hinzuhalten und sein Fortgehen zu verzögern, bis ihm Jemand zu Hilfe käme. Aber darauf hätte er lange warten können

— es verrann eine halbe Stunde um die andere, sie rasteten noch immer und sahen Niemanden.

Endlich erwuchs dem Sepp ein Verbündeter im Durste seines Gefährten. Dieser fragte nach Branntwein und gab ihm Veranlassung, den Vorschlag zu einem Gange nach dem „Branntweinhäusl", einer Wurzgräber-Hütte, zu machen, die etwa eine halbe Stunde entfernt lag. Allerdings war dort kein anderer Mann, als Sepp's alter Vater, dem die Hütte gehörte, aber es kam vielleicht zufällig ein Gast hinein — jedenfalls war es eine neue erwünschte Verzögerung.

In kurzer Zeit traten sie über die Schwelle der Wurzhütte. Der Vater war nicht da — er hätte auch dem Sepp nicht helfen können, denn er war viel zu gebrechlich. Nur die beiden jüngeren Geschwister, ein Knabe von etwa fünfzehn und ein Mädchen von sechs Jahren, hüteten das Haus.

— Moidei, Du bringst' en Branntwein! befahl Sepp dem Mädchen. Während der Wildschütz verlangensvoll nach dem Glase sah, nahm sein Genosse den Knaben vor die Hütte und sagte zu ihm:

— Jetzt laufst in die Brenner-Alm und sagst den Haltern, sie sollen gach kemma. Sie soll'n mir helfen, den Hans fangen — ich hab ihn schon in der Hütten. Lauf, was du kannst!

Der Knabe rannte davon, in demselben Augenblicke sah ihn aber Hans, zufällig durch eins der kleinen Fenster schauend. Blitzschnell war ihm seine ganze Lage klar — an diesem einen Anblicke begriff er Alles. Rasch stand er auf, stürzte den Rest des Branntweins hinunter und ging auf Sepp zu, der neben der Thüre stand.

— Also ein solcher Tropf bist Du? lachte er ihn an — aber wart nur, ihr kriegt mich nimmer.

Mit diesen Worten überschritt er schleunig die Schwelle.

Jetzt stand für Sepp Alles auf dem Spiel. Dieser Gedanke gab ihm Muth. Mit einem Satze hatte er den Wildschützen gepackt und ihm mit seinen stärkeren Armen das Gewehr aus der Hand gewunden. Hans wehrte sich verzweifelt, aber er wäre sicherlich von der überlegenen Körperkraft seines Widersachers besiegt worden, wenn er nicht zufällig gerade heute ein Messer in der kleinen Hosentasche stecken gehabt hätte, was sonst nicht zu seiner Ausrüstung gehörte und auch von Sepp vorher nie gesehen worden war. Es gelang ihm dieses im Griff feststehende geschliffene Eisen zu fassen. Nun schrie er den Knecht an:

— Laß aus oder ich schneid dir die Hand ab!

Sepp trat eingeschüchtert zurück; der Wildschütze benützte den Augenblick zu entfliehen. Dieses that er in solcher Eile, daß er sich nicht einmal nach dem Hut bückte, der im Rennen auf die Erde fiel.

Der Verdruß des Knechtes, daß ihm Hans auf diese Weise entkommen war, wurde in etwas durch das Vergnügen an dessen zurückgebliebenem Stutzen gemildert. Er nahm ihn als Beute mit und berichtete am Abend dem Herrn über seine Unternehmung, welche als theilweise geglückt betrachtet werden konnte, weil der Wildschütze ohne Gewehr fortan unschädlich und es ihm bei seiner Mittellosigkeit wahrscheinlich unmöglich war, sich sobald wieder ein neues zu verschaffen.

Der Herr belohnte ihn mit einigen Gulden und seine Freude war groß.

Das Glück Sepp's sollte indessen durch Nachrichten, welche drei Tage nachher von den Alpen einliefen, nicht wenig getrübt werden.

Folgendes hatte sich zugetragen.

Am Tage nach den erzählten Vorgängen erschien der Schützen-Hans wieder auf der Ebener-Hütte und gab Zeichen der höchsten Bestürzung von sich.

Aus is, aus is, rief er ein über das andere Mal, der Sepp hat sich g'schoss'n!

Dann erzählte er der Sennerin, wie er mit Sepp „jagern" gegangen sei, diesem sich durch einen Zufall das Gewehr entladen und ihn schwer verwundet habe.

— Nimm Weihbrunnen und Essig, daß mer ani kemma! drängte Hans.

Während die Sennerin in das andere Stübchen der Hütte ging, nahm der Wildschütz das Gewehr Sepp's, welches an der alten Stelle hing, herab und hängte es sich um die Schulter. Der Sennerin fiel das nicht auf; sie hatte gar nicht bemerkt, daß Hans ohne Gewehr angekommen war und jetzt hinderte sie der Schreck am Sehen und Hören.

Endlich hatte sie das Weihwasser in einen kleinen Hafen, den Essig in eine Schüssel gefaßt und folgte Hans. Bald mußten sie über einen Zaun steigen, der die obere Ebener-Alpe von dem Wald trennte. Am untern Ende des Zauns angelangt, blieb Hans wie überrascht stehen und sagte zur Almerin:

— Du hast ja kein Hadern — lauf zurück!

Er meinte irgend ein Stück Zeug oder Leinwand, womit sie dem Sepp die Essigumschläge machen sollte.

Die Dirne stellte Weihbrunn und Essig auf den Boden und eilte der Hütte zu, so schnell sie konnte. Als sie mit dem „Hadern" zur Stelle zurückkam, waren der Wildschütz und die Geschirre verschwunden. Sie suchte und schrie; um-

sonst — sie mußte einsehen, daß sie von jenem zum Besten gehalten worden war. Als sie über die Gründe seines Benehmens nachdachte, fiel ihr Auge in der Hütte auf die Stelle, an welcher sonst Sepp's Gewehr gehangen war — jetzt begriff sie, daß es sich um einen Diebstahl handelte, in welchem sie die Rolle der Ueberlisteten gespielt hatte. Am meisten ärgerte sie, daß er selbst das Geschirr mitgenommen hatte; er brauchte es eben zum Kochen.

War schon diese Posse nicht geeignet, dem verrätherischen Freunde Vergnügen zu machen, so war es noch weniger eine Meldung, welche von seiner Geliebten auf der Seethaler-Alm kam.

Zu dieser war Hans am Abend nach dem erzählten gelungenen Streich, durch den er sich wieder in den Besitz einer Büchse gesetzt hatte, ins „Gasseln" gekommen. Es war klarer Mondschein. Er klopfte an ihren Laden und sang:

Han's,*) meine Menscher kennt's mi nit,
Oder is dös enka Fensta nit?

ein „Gasselspruch", durch welchen sich gewöhnlich Sepp Einlaß verschaffte.

Sie öffnete das Fenster und erkannte den Wildschützen.

— Du bist es, der lurlt (singt)? sagte die Dirne.

— I bin's. Aber jetzt sei so gut und sag mir wie viel Uhr als es sein thut.

In der Hütte war es finster — die Herdflamme längst erloschen. Die Sennerin nahm die ihr von Sepp geliehene Uhr, ging damit ans Fenster und hielt sie in den Mondschein, um die Stunde abzulesen. Während sie ihre Augen

*) Nicht wahr?

in dem flimmernden Licht anstrengte, die Ziffern zu unterscheiden, griff eine gewaltthätige Hand in die ihrige: es war Hans, welcher ihr die Uhr sammt Kette entriß und lachend sagte:

— So jetzt sagst dei'm Sepp, er kriegt sein Büchs'n und seine Uhr, wenn er mir mein Stutzen wieder gibt!

Und damit schritt er, ohne sich weiter um das Geschrei der Dirne zu kümmern, weiter in die Nacht hinaus.

Hansens Stutzen war hübsch, aber so viel, als der Stutzen des Sepp und seine silberne Uhr und Kette zusammen war er doch nicht werth, der Beschädigte also in Wirklichkeit der Knecht und nicht der Wildschütz.

Tag und Nacht sann nun Sepp nach, wie er sich für die erlittene Niederlage rächen und den Hans verderben könne. Da fiel ihm bei, daß sein, vom Schützen entwendeter, Stutzen am Kolben einen Fehler hatte, der mit dem Gebrauche sich wahrscheinlich so vergrößern würde, daß der Hans das Gewehr zum Büchsenmacher geben mußte. Darauf baute er seinen Plan: er reiste nach dem fünf Meilen entfernten Städtchen, ging dort zu allen Büchsenmachern, beschrieb ihnen sein Gewehr, und forderte sie auf, den Ueberbringer desselben anzuhalten.

Hans war zwar aus dem Abenteuer ohne Schlappe hervorgegangen, aber die Geschichte hatte ihm doch allerlei zum Denken gegeben. Er besann sich darüber, ob es am Ende nicht doch gescheidter wäre, in irgend einen ordentlichen Bauerndienst zu gehen, als sich wie ein wildes Thier in den Bergen herumhetzen zu lassen. Die Nächte fingen schon an, kalt zu werden, und bei der elenden Nahrung, mit welcher er sich behelfen mußte, wurde ihm der Aufenthalt unter

freiem Himmel allmählig unleidlich. Er dachte an einen Vetter, welcher einige Stunden entfernt einen Hof besaß, der ihn gewiß aufnehmen und so gegen die Verfolgungen, denen er als Wildschütz und Deserteur ausgesetzt war, bergen konnte.

Gedacht, gethan. Mit dem Wildstehlen nahm es der Vetter so wenig genau, wie andere Bauern der Umgegend und Hans hütete sich wohl, von seinem anderen Makel, der Fahnenflüchtigkeit, zu sprechen. So arbeitete er in dem versteckten Gebirgshofe, schnitt Grummet, drosch, half im Stall mit. Es wäre vielleicht Alles auf diese Weise lange gut gegangen, wenn es ihn nicht an Sonn-, ja sogar an sogenannten abgeschafften Feiertagen wieder in die Berge hinausgezogen hätte. An solchen Tagen war er wieder der Alte, nur daß er das erbeutete Fleisch nicht mehr zu verkaufen brauchte, da er zu Hause seinen reichlichen Unterhalt hatte.

Mit der Zeit aber traten wirklich die von Sepp vorhergesehenen Schäden am Gewehre ein. Da Hans es selbst nicht wagte, sich im Städtchen sehen zu lassen, so gab er dasselbe seinem Mitknechte, der es zum Ausbessern bringen sollte. Aber der Büchsenmacher, dem der Knecht das Gewehr übergab, hatte die mitgetheilte Warnung noch wohl in Erinnerung. Man holte den Gemeindediener und der Knecht wurde in die Haft abgeführt.

Dieser aber war aus anderem Holze geschnitzt als Sepp. Er verweigerte jede Auskunft über das Gewehr und behauptete nur, es sei nicht sein Eigenthum. Zufällig wurde er jedoch, als er eben wieder zum Actuar ins Verhör geführt werden sollte, von anderen Bauern aus der Gegend, welche bei Gericht zu thun hatten, erkannt. Sie nannten den Hof, auf welchem er bedienstet war.

Sogleich wurden zwei Finanzwachen hinausgeschickt, um bei dem Knechte, der vorläufig als des Wilddiebstahls verdächtig in Haft blieb, Haussuchung zu halten. Hans stand eben vor dem Hause und stellte die Wägen zur Feldarbeit zusammen, als er die Soldaten kommen sah. Wie damals im Branntwein-Häusl, überschaute er auch hier mit dem scheuen Aug des Gehetzten die ganze Sachlage. Er ließ die Wagen stehen und lief querfeldein davon.

Das Mißverständniß klärte sich bald auf, als die Finanzwachen den Bauern befragten. Man fand in Hansens Nachlaß dreißig Kugeln, Sepps silberne Uhr, große Stücke geräuchertes Wildpret-Fleisch und ein Petschaft, mit welchem er in den Zeiten seines Zusammenlebens mit Sepp diesem und anderen Wildschützen manchmal mit Siegellack Zeichen an bestimmte Bäume gedruckt hatte — Zeichen, welche ihre Zusammenkünfte und verschiedenes sonstige Geschäftliche anzudeuten hatten.

Hans war auf und davon. Nach zwei Tagen stand er in Graz vor seinem Obersten und meldete sich als Deserteur.

— Es ist Zeit, Schlingel — morgen hätte ich Dir nicht mehr helfen können, sagte dieser. Hans machte erstaunte Augen. Allmählig erfuhr er, daß aus Veranlassung eines freudigen Familienereignisses im Kaiserhaus unter Anderem allen Deserteuren des Heeres, die sich bis zu einem bestimmten Tage meldeten, die Strafe nachgesehen worden sei. Er war am Tage vor Ablauf des Termins gekommen.

Nachdem der ehemalige Wildschütze anderthalb Jahre lang zu Mantua in Garnison gestanden, wurde er für immer beurlaubt. Sepp, welcher mittler Weile der Gegenstand der Verachtung und des Hohns aller Bursche gewesen, war von

seinem Herrn davongejagt worden, weil man nach und nach seine Schliche durchschaute. Hans aber wurde auf Anrathen des fürstlichen Försters, da inzwischen über seine früheren Abenteuer Gras gewachsen war, Jagdaufseher in den Besitzungen des Hüttenwerkbesitzers, wo er noch heute wacker dem Waidwerk obliegt.

Im Grundlsee hausen vornehmlich Forellen und Saiblinge. Außer ihnen kommen nur noch Alten und einige andere sehr geringgeachtete Gattungen von Fischen vor. Den Alten begegnet es, wie wir uns durch vielfache Wanderungen am Strande hin überzeugten, nicht selten, daß sie zu weit an die Oberfläche herauf kommen, wodurch sich wegen des plötzlich verminderten Wasserdruckes ihre empfindliche, besonders geartete, Luftblase so ausdehnt, daß der Fisch mit seinem durch die übermäßig aufgenommene Luft verringerten Gewicht sich nicht mehr nach der Tiefe senken kann. Die Leute nennen einen solchen Fisch „blasig". Es gewährt ein eigenthümliches Schauspiel, dem Thiere vom Ufer aus zuzusehen. Es versucht sich in allen erdenklichen Wendungen, zieht Kreise, stellt sich auf den Kopf, aber es gelingt ihm nicht mehr, diejenige Tiefe zu erreichen, welche für sein Leben nothwendig ist.

Vom Gestade aus beobachtet man allerei Erscheinungen des Fischlebens. Ich sah vor einigen Tagen eine prächtige Lachsforelle todt auf dem Wasser treiben. Als ich sie durch die Wellenbewegung, die ich durch Steinwürfe hervorbrachte, allmählig in das Bereich meiner Hand geschafft hatte, sah ich, daß in ihrem weitge-

öffneten Rachen eine kleine Rutte steckte, welche sich durch rasche Bewegung so gewehrt haben mußte, daß sie ihre Schwanzflossen zwischen die Kiemen der Lachsforelle einzwängte, wodurch diese erstickte.

Die beschuppten Einwohner des Gewässers sind zahlreich. Man bemerkt ihrer schon jetzt viele aus der stillen Oberfläche aufschlagen. Freilich steht diese Erscheinung in keinem Verhältniß zu den zahllosen Kreiseln, welche im Sommer von ihnen hervorgebracht werden, wenn ein Gewitter über die Berge herannaht. Dann wirbeln so viele Kreise von den nach niedrig fliegenden Insecten aufschnappenden Forellen im Wasser, daß man meinen mag, es seien die Kreise von hineinfallenden Regentropfen. Diese Menge rührt von der vernünftigen Schonung her, welche die Fischer eintreten lassen. Sie sind im Gegensatze zu ihren Genossen an anderen Seen, welche die Brut Jahr aus Jahr ein verfolgen, nur im Spät-Herbst mit ihren Netzen beschäftigt. Der Grund dieser wohlthätigen Enthaltsamkeit liegt darin, daß der See dem Staat gehört. Die Saiblinge werden also gegen Ende des Jahres gefangen, und den Winter über aufbewahrt, um den Gaumen der Sommerreisenden zu kitzeln. Hier wie am Aussee drüben nehmen sie in ihrer Gefangenschaft keine Nahrung. Sie kommen deßhalb zu solcher Kraftlosigkeit und Magerkeit herunter, daß der rechte Kenner von diesem Leckerbissen nichts mehr wissen will. Auf der anderen Seite freilich wird von Gourmands auch behauptet, daß der Geschmack der in Fischbehältern gemästeten Saiblinge mit dem des frei eingefangenen Thieres nur zu seinem großen Nachtheil zu vergleichen sei. Es ist allerdings denkbar, daß der Geschmack des Fisches durch die übermäßige Reichlichkeit der Nahrung stark verändert wird. Es mag hier ein ähnlicher Unterschied

stattfinden, wie derjenige, welchen Liebhaber zwischen dem Wildpret, welches im freien Wald und demjenigen, welches in einem Thiergarten erlegt wurde, zu entdecken wissen. Daß Fleisch vom Bergreh sich von dem des Flachland-Rehes unterscheidet, das weiß oder bemerkt auch der Nichtkenner noch mehr, als den Unterschied zwischen einer Forelle im Bach und einer im See.

Natürlich haben Engländer auch den Grundl-See entdeckt. Daß sie auf ihm nicht anders, als unter Bedingungen fischen dürfen, welchen sich kein anständiger Mensch bequemen wird, ist ein Schaden für die Wirthe, welchen wohlhabende Gäste angenehm sind. Daß man den Werth der selbstgefangenen Fische vergüten, außerdem Taxen, Trinkgelder und dergleichen bezahlen muß, versteht sich hier und anderweitig von selbst. Daß man aber in seinem Nachen einen Holzknecht mitzunehmen hat, welcher die gefangenen Fische zählen und die Ehrlichkeit des Anglers überwachen soll, das ist eine dem Grundl-See eigenthümliche Aufmerksamkeit gegen jene Fremden, durch welche sie immer und immer wieder veranlaßt werden, sich fern zu halten.

Die Fische sind an allen Seen der Schrecken der Wirthe, wenn sie von den Gästen begehrt werden. Diese wissen in der Regel nichts von dem hohen Preise, welchen der Gastwirth selbst für die Leckerbissen bezahlen muß, welche nun einmal mit Grund oder Ungrund, sei es wegen ihres Geschmackes oder wegen ihrer häufigen Citirung im Bädeker von den Leuten begehrt werden. Sie rechnen dann das Geld, welches sie bezahlen müssen, dem Wirth zur Last. Und doch hat dieser zwar wenig Vortheil, wohl aber sehr viel Sorge und Verdruß mit den Thieren, deren Verkäufer die kaiserlichen Fischer sind.

Schlechter, als mit Fischen, ist es mit Krebsen bestellt. Das Wasser des Sees und der Traun scheint ihrem Wachsthum nicht günstig zu sein. Man fängt sie in Reusen (Garndln), in welchen Leber als Köder befestigt wird. Als ein unvergleichliches Lockmittel, welchem der Geschmack keines Krebses widerstehen kann, erachtet man ein todtes Eichkätzchen.

Von Thieren auf dem festen Lande müssen wegen ihrer Anzahl die Füchse bemerkt werden. Der große Kater in Schramel's Haus könnte davon erzählen. Er hat sich mehr als einmal zwischen den Krallen eines solchen geschwänzten Streuners befunden und sich nur durch äußerste Tapferkeit, wenn auch mit Verlust einiger Balgausschnitte, zu befreien gewußt. Auch am Hühnerstall gehen sie nicht vorüber, wenn sie vom Bergwald Ausflüge zum See herab machen. In einem großen Laubhaufen, welcher vor demselben Hause lag, wurden mehrere ehemalige Bewohnerinen desselben aufgefunden, welche der Fuchs als Nothbehelf für magere Zeiten dort magazinirt hatte.

Von den Menschen — um nach der Weise der Natur-Geschichten schließlich bei diesen anzukommen — kann man behaupten, daß sie weit und breit in den Bergen die gutmüthigsten sind. Für ihre so beschaffene Anlage mag als Beweis dienen, daß sich Jeder glücklich schätzt, dem es gelingt, „kaiserliche" Holzarbeit zu bekommen, welche mit fünf und dreißig Neukreuzern täglich bezahlt wird. Ein anderer Grund ihres angenehmen Wesens liegt in ihrer künstlerischen Begabung, welche, wie eine klassische Autorität behauptet, die Sitten sänftigt. Jeder versteht ein wenig Musik, ja die „Schwägelpfeifer" vom Grundl-See können sich berühmte Leute

nennen. Der Schwägel ist eine einfache roh gearbeitete Pfeife, ungefähr von der Gestalt eines Piccolo, deren Anfertigungs-Kosten etwa zwei Sechser betragen. Mit diesen vermögen sie Töne hervorzubringen, daß man zugleich den gezogenen Klang der Geige und die anmuthige Flöte zu hören glaubt. Zu der eigenthümlichen Weise gehören als Umgebung wiederhallende Felswände und der leicht bewegte See im Abendlicht. Ich habe zwei solcher Künstler gesehen und gehört. Sie waren die berühmtesten unter diesen an den Ufern der Seen, ihres sonstigen Zeichens aber Bergarbeiter. Sie kamen eben von Wien zurück, wohin sie ein reicher Freund ihrer Schwägelpfeife eingeladen hatte. Am Tage nach ihrer Ankunft aus der Stadt, in welcher ihr Beschützer sie zu allerlei Lustbarkeiten hatte einführen lassen, arbeiteten sie wieder in ihrem Stollen. Ueber den Wiener Leckerbissen hatten sie ihren Geschmack an der „Schottensupp" nicht verloren. Der Aufenthalt unter den Vergnüglingen der Stadt, in welcher sie unter ähnlichen Verhältnissen schon zum sechsten Male verweilt hatten, brachte in ihren Gesinnungen und Gewohnheiten keine Spur einer Veränderung hervor. Als ich einen von ihnen mit den schönen Wienerinnen neckte, entgegnete er: „Schöner sind sie schon als mein Weib, aber mein Weib sind's halt doch net!"

Diese Leute gemahnten mich an jene halb vergessene Zeit, in welcher noch auf jedem Ischler Hause Stein-Blöcke lagen und seine Honoratioren nie anders als im Lodenrock zu sehen waren. An die Zwei will ich auch noch eine grammatische Bemerkung anknüpfen. Ich hatte mich gewundert, daß sie mir von einem Bauern als die „zween" Pfeifer bezeichnet worden waren, während er bei einer Ge-

legenheit von den Stalldirnen als den „zwoa Viechmenschern" sprach. Diese Unterscheidung in der Flexion des Zahlwortes erwies sich bei mehr eingehender Nachforschung als dem Idiome eigenthümlich und allgemein festgehalten; zween ist die Form des männlichen, zwoa die des weiblichen Dual.

Die Familie Schramel ist eine der ältesten am See. Ich habe Urkunden über ihr Haus gesehen, welche dreihundert Jahre älter sind, als der Balkon der Sommerfrischler. In früheren Jahrhunderten gehörten die Schramel zur Aristokratie der gefürchtetsten „Wildpratler". Einmal wurden, um einem der Recken das Handwerk zu legen, Soldaten von Aussee herein zu diesem Germanen geschickt, vor dessen Haus damals noch kein Küchengarten lag. Als sein Nachbar die Belagerung des Hauses wahrnahm, beeilte er sich, in der Festfreude der bevorstehenden Rauferei dieser zu Ehren „das bessere Hösl anzulegen". Und es wurde in der That ein Fest für die Trefflichen. Der Schramel-Ahne trieb mit einer großen Eisenstange die Soldaten über „Gattern und Lekken" (Zäune und Legföhren). Sie kamen nicht wieder.

Jetzt sieht's in dem Hause freilich weniger ungeschlacht und hünenmäßig aus. Das Fremdenbuch enthält Gedichte, nicht nur in der vaterländischen, sondern auch in der französischen, ja russischen Sprache. Ein Autograph Fräulein Gallmaiers behauptet die ungeheuere Langweiligkeit des Bergaufenthaltes. Ein der Beschreibung würdiges Erlebniß der Künstlerin an diesem Gestade lehrt, daß, wenn das Geschlecht der Schramel seinen wüthenden Aias gehabt hat, den Mann mit der Eisenstange, ihm in unsern Tagen der erfindungsreiche Odysseus nicht mangelt.

Dieser, durch seine Verschönerungen des Namens eines zweiten Gründers seines Hauses werth, wurde eines Tages vor die berühmte Mime gefordert, welche, unter einem blühenden Baume sitzend, ihn mit zornfunkelnden Blicken maß — sodann entflohen dem Zahn der Perlenzähne die geflügelten Worte:

— Schramel, diese Milch kann Niemand trinken!

Worte der Verwunderung, Vertheidigung, Betheuerung des gekränkten Schramel veranlaßten die Dame zur Steigerung der Ausdrücke ihres entschiedenen Mißvergnügens. Erst auf das Versprechen hin, daß sofort Milch aus anderen Eutern geholt werden würde, trat Waffenstillstand ein.

Es ist noch nicht aufgeklärt, woher Schramel am Grundl-See die Elemente skeptischer Menschen-, ja Damen-, ja Künstlerinen-Kenntniß sich angeeignet hat. Genug — er verschwand mit der verschmähten Milch in der Küche, und ließ sie eine Viertelstunde vor den Laren stehen. Aber er brachte nicht den Göttern des Herdes ein Trankopfer damit, sondern ließ dieselbe Schale mit demselben Inhalt wieder unter den blühenden Baum, in das Bereich derselben Lippen tragen.

Nach einer Viertelstunde wurde er wieder unter den Baum gerufen; aber dießmal empfingen ihn Blicke, welche sonst nur wenigen Auserwählten auf wenigen Sitzen des Leopoldstädter Musentempels zu Theil werden.

— Schramel, diese Milch ist köstlich! Ich hoffe nicht, daß man mir jemals von einer anderen Kuh Milch geben wird!

Machen wir es, wie der schlaue Schramel, wenn er diese Geschichte erzählt hat, und vergessen nicht hinzuzusetzen,

daß die Geschichte auch noch von anderen Launen der leutseligen Künstlerin zu erzählen weiß und zwar von solchen, wegen deren sie von den Armen der Gegend vergöttert wird.

Das einzige Buch, in welchem vom Grundl-See etwas ausführlicher erzählt wird, ist das Product eines Menschen, welcher durch seine Kapuzinertiraden und seine gallichte Heuchelei sich als ein Petrefact von unwitziger Gehässigkeit darstellt. Nur in Deutschland ist es möglich, daß Einzelne einen Alban Stolz und sein „Wanderbüchlein aus dem Jahre 1848" geistreich finden. Diese menschenscheue Kutte sieht in den Sommerreisenden nur „Herrengesindel und Weibsvolk"; sie ist nur gnädig gegen die dressirten Schulkinder, welche ihr die knochige Hand küssen. Auch geberdet sie sich als Ascet und datirt in ein nahe gelegenes Wirthshaus Visionen über Gott Hölle, Teufel, Verwesung, Leichname, Verdammniß, in ein Wirthshaus, dessen Insassen den Asceten allerdings in einer Verzückung, deren Symptome jedoch selbst für diese Bauern nichts Wunderbares hatten, in sein einsames Lager brachten, wie ihnen noch heute wohl erinnerlich ist. Auch lebt die kugelrunde stattliche Wirthin in der Nähe des Hallstätter-Sees noch, welche von dem nämlichen dürren Touristen als scheußliches Todtengerippe beschrieben wurde.

Als eine solche leichenartige Gestalt, wie sie sich die moderlustige Phantasie des Pamphletisten ausmalt, lebt in der Gegend wirklich ein Weib, welches, wie von den Bauern geglaubt wird und es von sich selbst erzählt, drei Tage und Nächte im Hallstätter-See gelegen hat, nachdem es im Sturme verunglückt war. Ein Mann, welcher von einer Errettung anderer, weniger märchenhafter Art berichten kann, wohnt

nicht weit von Schramels Haus. Als er noch ein Kind war, kam eine Lawine (Lahn) vom Berge herab und riß den hölzernen Anbau des Häuschens, in welchem er schlief, mit sich fort. Die Lawine blieb mitten auf dem zugefrorenen See stehen und die Wiege mit dem darin liegenden Kinde unversehrt. Der Mann heißt jetzt noch der „Lahner“.

Es ist heute Palmsonntag, der Tag der Palmenweihe. Diese wird, wie alljährlich, bei der kleinen Kapelle St. Leonhard in Aussee durch eine Balgerei der halberwachsenen Bursche verherrlicht. In der Dämmerung des nächsten Sonntages, des Festes Ostern, brennen Feuer von allen zugänglichen Höhen am See. Wir unterdessen machen uns ein optisches Vergnügen, welches Wenige kennen. Wir lassen am Strande der ruhigen Fluth über dürren Gräsern eine Flamme lodern, welche mit den zahllosen Anschwemmseln des Sees, Holzsplittern, Rindenbruchstücken, Wachholderzweigen, genährt wird. Wenn man über die Spitzen der Flammen hinweg auf den blauen Spiegel und die über ihn emporragenden Berge hinschaut, sehen diese aus, als wenn sie im Hinter-Grund eines ungeheueren Aquariums, eines mit unruhigem Wasser angefüllten Glaskastens stünden. Auch ist ihr zitterndes Bild in eine braunrothe Farbe getaucht, gegen welche alle anderen Gipfel im unverfälschten Sonnenlicht golden in die Welt schauen. Das Wimmeln der verdünnten Luft über dem Feuer bewirkt die seltsame Täuschung.

In mancher vergangenen Nacht schimmerten die Sterne heller und scheinbar zahlreicher herab. Der Kugel des Saturn, die sich vor den Sonnen der Wage bewegte, vermochte man ihre Entfernung nicht anzusehen. Nach solchen Nachtstunden voll wunderbaren Glanzes konnten wir aber

jedesmal eines morgendlichen Gestöbers gewärtig sein, und mit ähnlich unnatürlichem Glanze lag der Schnee in der Aprilsonne über schwellenden Knospen. Die Misteldrosseln hüpften unmuthig hin und her und gegen Mittag schwollen die „Traunen“ (so heißt hier jeder Bach) nach der Traun herab, welche immer mehr und mehr des strahlenden Grüns, ihrer Winterfarbe beraubt wurde. Man ging unter wechselnden Winden, wehenden Flocken, heißen Sonnenstrahlen. Man konnte frieren und schwitzen zu gleicher Zeit. Am Gestade, der ewigen Bühne hinwandernd, vermochten wir zu sehen, wie die Wellen jetzt gegen unsern Rücken herzogen, gleich darauf uns zur Seite auf den Strand rauschten, wenige Augenblicke nachher uns entgegen schwollen, während aus dem Gewirre nasser Flocken und Krystallkörnchen hundert liebliche Vogelstimmen drangen. Jeder zwischen den Wolken hervorbrechende Lichtstreif steckte zunächst einen blendenden Zündfaden auf den langgestreckten Rücken der Berge an, dann senkte er sich in mannigfachen Säulen gegen das Thal und zerfloß in verklärender Pracht über den lenzgrünen Wiesen. Solchen Wechselglanz mußte der fünffarbige Strahl zeigen, welcher in das Weib einging, das den Buddha gebar. Diese Schauspiele werden unter dem gleichförmigen Himmel des Sommers nicht gesehen.

Als ich am nächsten Tage wieder über die Pötschen (lasse sich ja Niemand von den Reisehandbüchern bereden, durch den Fludergraben nach Ischl zu gehen!) herabstieg, erblickte ich, nachdem die öden Schneefelder ihres Gipfels überwunden waren, in der Tiefe den Hallstätter-See schon überall von leuchtendem Grün umgeben. Sein eigenes war durch die Lösung der Schneedecken über dem anderen milchig getrübt. Unter dem Gosau-Zwang hindurch fiel das

Licht der untergehenden Sonne auf die verjüngte Halbinsel. Die Stachelbeersträucher in den Gärten waren mit Blättern bedeckt, schon lagen Netze auf den Beeten, um die gepflegten Pflanzen gegen Feinde zu schützen, die Wiesen waren mit gelben Primeln überdeckt, und die Rauchsäulen der braunen Hütten, wie die aufwärts geschleppten Salzschiffe der Traun zogen durch eine Landschaft, in welcher der Frühling schon im vollen Besitz der Gewalt war, womit er den hartnäckigeren Winter der steierischen Seeufer noch vergeblich bekämpfte.

Der Weg, welcher von den Gestaden des Mond= am nördlichen Ufer des Atter=Sees vorüber nach dem Ausfluß der Traun aus dem Traunsee führt, ist wenig bekannt und wird in den Routen der Reisehandbücher nicht erwähnt. Dieser Umstand erscheint uns, wie die Leser vorliegender Studien sich dessen versehen können, keineswegs als ein Beweggrund, die abgelegene Straße zu verschmähen. Auch hält uns der mit Regen oder Schnee drohende Südwind nicht ab, welcher ferne Berge nahe rückt und ihnen mit seinen wässerigen Dünsten die Farbe des Indigo anhaucht. Es ist eine betrübte Zeit; der graue Himmel verdüstert den Sinn des Einsamen, dem die Lostrennung vom Brüten und Hindämmern nur gelingt, wenn er sich dem Wechsel der Erscheinung hingibt und sich hinauswagt in den Bergwinter, um der Oede am lieb gewordenen Wohnorte zu entfliehen. Die Welt, welche marmorruhig wie die Landschaft eines Stereoskopes um ihn herum liegt, soll belebt werden durch die Verschiedenheit der innern Anregung, durch die Blutwallung der Bewegung, durch das Fluthen der Sinneseindrücke, das von der kreisenden Außenseite der Dinge bewirkt wird.

Kinder, die von der Schule heimkehren und den Seestrand hinabschlendern, über dessen Kiesel die langen Wellenreihen rauschen und über den pfeilschnell lichtgraue Wolken

hinjagen, kennen dieses Fluchtbedürfniß nicht. Denn sie singen laut im Chor und es scheint, als ob Vögel, die im verwüsteten Wald nebenan fröstelnd herumflattern, nicht minder glücklich wären, denn sie antworten der hellstimmigen Schaar mit schrillem Gezwitscher. Auch der Mann, der dort, von seinem Weibe unterstützt, mit einer breiten Säge den Baumstamm durchschneidet, den die Ochsen auf zerfließendem Schnee hingeschleift, macht seinem Behagen durch Pfeifen Luft. Und der Bach schäumt zwischen zertrümmerten Eisschollen gegen den See hinab — sie alle folgen dem Drängen des Lebens nach Beruhigung. —

Von den Berghängen am Mondsee, welche dem Süden zugekehrt liegen, Solbakken (Sonnenhügeln), wie man sie in Norwegen nennt, müssen wir uns trennen und den Windungen des Pfades in eine schattige Schlucht folgen, welche Ober-Wang (der obere Weideplatz) genannt wird. Der Wandernde fühlt sich um mehrere Breitegrade nach Norden vorgerückt — ein eisiger Hauch weht aus den Gründen, welche kein vorgestreckter Hügel gegen den Nordwind schützt und wenn es uns oft im milden Kessel des Mondsees geschienen hat, als bewegten wir uns im Nizza oder Mentone des Salzkammergutes, so erhält unsere Meinung durch die Fühlung der Luft im benachbarten Grunde einen merklichen Grad von Richtigkeit. Zudem sinkt der Abend und mit ihm ein leise rieselnder Niederschlag, den man nur in den Bergen „Nebel" nennt; Bäume und Felsen verschwimmen in der großen Trübe und wir treten in eine finstere Schenke am Wege, um unser Nachtquartier vorzubereiten und — zugleich, wenn es der günstige Zufall an die Hand gibt, einen Blick in das Leben der Menschen zu thun, die sich vielleicht um die Kerze zusammenfinden. Die im Wald und

auf der Straße zu hantiren haben, stellen dort nicht selten in ihren Gesprächen eine gedrungene Zusammenfassung von Thatsachen und Meinungen vor Augen und Ohren des wißbegierigen Fremdlings, die er auf einer mühsamen Wanderung durch alle Hütten in der Regel nicht in so bequem dargebotenen Beiträgen entgegen gehalten bekäme. Und, in der That, das Glück ist uns heute nicht ungünstig.

Der Poet erträumt sich die Boten des Lenzes in Gestalt von Schneeglöckchen und Veilchen — der Bauer dieser Thäler erkennt die Annäherung der lieblichen Zeit an den ersten Froschschenkeln, die auf seinen Tisch gebracht werden. Mit dem Wehen sanfterer Lüfte erscheinen Rechen in den Tümpeln und verheeren das Geschlecht der lärmenden Lurche. Ein Haufen ihrer abgeschnittenen Füße liegt dort auf einem Teller. Nirgends, sagt einer der Esser commentirend, seien die Frösche besser, als in der „Höllacke", die doch im Uebrigen ein so „grausliches" Wasser wäre. Er hat Recht — ich kenne den grünen Tümpel, der auf einer benachbarten Höhe, dem Grasberge, in einer Mulde liegt und kann mir wohl denken, wie die Alten den Namen der Lacke mit Hel, der unheimlichen Göttin, in Verbindung bringen mochten. In den letzten Jahren ist der Berg den Thalbewohnern noch aus einem anderen Grunde zum Gegenstand scheuer Verwunderung geworden, als wegen des Wassers voll Nattern und Salamandern auf seinem Gipfel. Seine Rasendecke und das Geröll unter ihr bewegen sich nach der Sohle des Thales: es rückt, rollt und schiebt der bewachsene Fels. Die braven Froschschenkel-Esser wissen auch von einem seltsamen Steine zu erzählen, den der abrutschende Boden vor Jahren „außi draht" hat. Er soll mit allerlei wunderbaren Zeichen beschrieben gewesen sein, welche selbst in Mondsee Niemand

zu deuten wußte. Vermuthlich ein alter Flurstein, welcher die bedeutungslose Veranlassung dieser Mythenbildung war.

Nach dieser an unsere Adresse gerichteten Belehrung wenden sich die Schmausenden wieder Gesprächen zu, deren Gegenstände in der Niederung und näher bei Haus und Hof liegen. Der Eine klagt über die Menge der Bettler, die ihr Leben von der Landstraße fristend, nunmehr auch das abgelegene Thal nicht mehr verschonen. Die Anwesenden stimmen ein, denn die Anzahl abgehärmter Landstreicher fängt an, selbst dem Oesterreicher auffallend zu werden, der ohnehin weiß, daß die halbe Monarchie barfuß geht. Indessen sind es dießmal harmlose Eulenspiegel-Geschichten, deren Erzählung das Thema „Bettler und arme Reisende" variirt. Ein wettergebräunter Fuhrmann, der sein Glas „Geiselstecken" (schlechter Branntwein) vor sich stehen hat, erzählt, daß er die ganze vergangene Nacht auf dem Weg von Gmunden hieher neben seinem Wagen herging. Auf diesem lag unter Anderem auch ein Fäßchen mit Branntwein. Einmal rastete er über eine Stunde lang in einer Schenke an der Straße. Dort erzählte er von seinem Branntwein und machte einigen Handwerksburschen, die man aus Mitleid auf den Bänken hatte schlafen lassen, den Mund wässerig. Als er mehrere Stunden später, von der Kälte der Nacht gepeinigt, sich entschloß, auf der Straße stille zu halten und sich von dem Inhalt des Fäßchens ein wenig aufzufrischen, sah er, daß unbekannte Liebhaber ihm zuvorgekommen waren. „Es feilt (fehlt) si um a vier Maß!" sagte er, ein über das andere Mal jammernd und sich hinter den Ohren kratzend. Die Diebe, welche die Priorität des Einfalls für sich hatten, waren übrigens so anständig gewesen, das herausgenommene gebrannte durch gemeines Brunnenwasser zu ersetzen, wodurch das

Ganze das trübe Ansehen einer Molke gewann. „Hätten s'mer nur das nit than!" wiederholt der unglückliche Fuhrmann, dessen Klagen im Gelächter der Froschesser ihren Wiederhall finden.

— Tröst' Dich mit dem Herrn Pfarrer! ruft ihm der Wirth zu, dem haben s'auch ankönnen! Und nun berichtet er, wie vor einer Woche zwei junge Bettler hier dem Branntwein zusprachen, welche sich für Studenten ausgaben. Sie baten beim Herrn Pfarrer um ein „Viaticum", und erhielten von demselben einen halben Neukreuzer. Auf derselben Bank, auf welcher wir eben sitzen, entwarfen sie ihren Racheplan. Das Verdienst der Neuheit gebührt ihm nicht, was aber den Beschädigten nicht abhielt, sich bitter über dessen Gelingen zu erzürnen. Denn gestern hatte er ein unfrankirtes Paket aus Niederösterreich erhalten und das hohe Porto für Steine und altes Leder entrichtet, das die Beleidigten von der Straße aufgelesen haben mußten.

Heute waren Zigeuner vorübergekommen, von einem großen Hunde begleitet, welcher, wie das eine gewöhnliche Tugend der Zigeunerhunde genannt werden kann, die Kunstfertigkeit besaß, aus jedem Hause, in welches man ihn schickte, flugs etwas herauszuholen, was ihm eßbar zu sein schien. In der Flur unserer Schenke hatte er indessen nichts Anderes entdecken können, als einen „Sauzelten" (ein Laib künstliches Schweinefutter), den er pflichtschuldig unter den Wagen seines Herrn legte und gegen die Angriffe des nacheilenden Haushundes siegreich vertheidigte.

— Ja, Tiras, so endet der Wirth die Erzählung dieser merkwürdigen Begebenheit, du bist ein braver Kerl!

Hast es auch meiner Frau gleich ankennt, wie s'nimmer zum Aufkommen war!

Wir erfahren, daß der zum Krankenbett der Frau gezogene Chirurg — in Oberösterreich nimmt man auf dem Lande meist nur zu solchen seine Zuflucht — von dem Augenblick an alle Hoffnung auf Besserung aufgab, als Tiras vor der Thüre heftig zu heulen begann. Auch krachten die Tische in der Zechstube und ein Glas auf dem Gesims gab mit einem Male helle Klänge von sich. Jenen Chirurgen aber, der in einem ziemlich entfernten Thale wohnt, konnte freilich das Zeichen so wenig trügen, wie irgend ein anderes — steht er doch, wie er mir eines Abends in seinem Wohnorte selbst erzählte, in Verbindung mit Geistern und wundert sich schon längst nicht mehr, wenn es um ihn herum bald flüsternd, bald laut redet, Stimmen unsichtbarer Gestalten. Daß an einer Glocke unsichtbare Hände schellen, ist etwas Alltägliches. Wenn ihm der Tod eines seiner Kranken durch einen Boten gemeldet wird, ist er stets davon schon im Vorhinein durch irgend einen Vorfall in seinem Zimmer benachrichtigt. Und es scheint wirklich, als ob die darin befindlichen Gegenstände wenig Ruhe hätten.

Leider — würde der Vergnügungsreisende sagen — glücklicher und erfreulicher Weise sagen wir, die das Land und die Sinnesart der Menschen in ihm kennen lernen wollen, können wir in der dunkeln Bauernstube des entlegenen Thales nicht beim Anhören solcher Scherze ausruhen, ohne daß wir bald einen Wechsel des Gesprächsgegenstandes bemerken, der kein anderer ist, als die öffentlichen Angelegenheiten des Staates. Freilich bekommen wir hier nicht, wie in der Stadt, von den Leuten in abgerissenen und halb

mißverstandenen Sätzen das zu hören, was sie eine Stunde vorher in ihrer Zeitung gelesen haben — o nein! Die Bauernköpfe bauen sich in ihrer Weise eine Anschauung von den Dingen der Welt auf.

— Wenn ich meine fünf Buben anschau', sagt der Wirth, thut mir's Herz weh. Unser Herrgott hat Ihnen gerade Glieder gegeben und es fehlt Ihnen nichts. Es kommt aber die Zeit, wo man sie mir einen nach dem anderen wegnimmt und in die Kaserne steckt. Vielleicht kommen sie mir gar nicht mehr oder mit verstümmelten Gliedern zurück. Freilich hat dann der Eine oder Andere ein Verdienstkreuz, das ihm der Uebermuth der Großen dafür an die Brust gehängt hat, daß er im Blut gewatet ist und von seinen Neben-Menschen so viel erschlagen oder verkrüppeln mußte, als er nur konnte. Aber ich glaube, unser Herrgott sieht nicht mehr lange zu und er läßt das über sie kommen, was sie einzig und allein fürchten, die Großen: das Sterben. Bis jetzt haben freilich nur immer wir hinein gemußt in den Tod, wir, die Hunde, wir sind gut genug für die Eisensplitter — aber man dürfte ja an keinen Gott mehr glauben, wenn es nicht bald geschähe, daß Pest und Tod über sie geschickt wird, die —! Fürchten muß man sich, wenn man Kinder hat, die von unserem Herrgott schön und gesund erschaffen worden sind — aber die Rache bleibt nicht aus, so wahr der da droben lebt!

Dieser Excurs über die österreichische Heeresorganisation war von schmückenden Beiwörtern durchspickt, von deren Möglichkeit man in den Sälen der Gewaltigen kaum eine Ahnung haben mag. Die schmerzliche Entrüstung des kernfesten Bauern würde indessen schwerlich auf irgend einen Zu-

hörer ihre Wirkung verfehlt haben und mich gemahnte sie an ein „Marterl“, das ich zwei Tage vorher am Ufer des St. Wolfgang-Sees, in der Nähe der Ortschaft Strobl, hatte stehen sehen. Dort ist zuerst in schlichter Prosa auseinandergesetzt, wie ein Soldat, der Sohn aus dem nebenan stehenden hölzernen Bauernhaus, in Italien als Soldat des Infanterie-Regimentes Rainer zu Grunde ging und unter dem herkömmlichen Bilde der heiligen Jungfrau sind von einem groben Pinsel die Verse gemalt:

Verscharrt liegt er im Sand
In einem fernen Land.

Mit den „Hunden“ ist es nicht ganz ohne. Weiß sich doch Jeder in diesem Thale eines Vorganges zu erinnern, der an und für sich freilich abscheulich genug erscheint, aber auch, wie das in deutschen Landen herkömmlich, weiter keine Folgen gehabt hat, als die sittliche Entrüstung des Unterthanen-Verstandes der Anwesenden.

Als eine Abtheilung Infanterie, jenem Heerestheil angehörig, den man aus Italien herbeiholte, um die „Königgrätzer“ zu verstärken, den Bahnhof in Vöcklabruck berührte, einer zwei Meilen von hier entfernten Station, brachte man den abgehetzten Soldaten Bier und Wein in großen Geschirren, da es an hinreichender Anzahl kleiner gebrach. Der Offizier, welcher die Abtheilung befehligte, stieß die Geschirre mit der Fußspitze um und gebrauchte Metaphern, die man wohl aus dem Munde eines Lanzknechtes hören kann, mit deren Zusammenstellung man aber weder die Druck-Typen besudeln, noch einem Leser zu nahe kommen darf. Freilich murrten die Patrioten, aber,

Der Gensdarm, der dreht sich wüthend um:
Da verstummten alle Murmeler,

wie es in einer bekannten „Morithat“ heißt.

Es würde zu weit führen, wenn wir combiniren wollten, was in Ländern, in welchen nicht so viel von „sittlichem Ernst“ gesprochen wird, etwa in Frankreich oder Italien, von den „Murmelern“ bei dieser Gelegenheit vollbracht worden wäre. Wir lassen das unausgesprochene Ergebniß solcher Vergleichung auf sich beruhen, weil wir in diesem Augenblicke nur Touristen sind, und folgen als solche lieber der Fortsetzung des Gespräches nach aufgehobener Frosch-Mahlzeit.

Um dieses dem Verständniß näher zu bringen, muß ich eine Bemerkung vorausschicken. Jeder weiß, daß in der Meinung liberaler Männer das Concordat, jene Vereinbarung, welche das Kaiserhaus mit dem Papst in kirchlichen und nicht kirchlichen Angelegenheiten abgeschlossen hat, als eine bedauernswerthe und gemeinschädliche Staatsaction dasteht. Ein Schwall von Anklagen und Verwünschungen hat sich gegen die Folgen dieses Vertrages erhoben, der nur wenige Vertheidiger zählt, diejenigen ausgenommen, zu deren ausschließlichen Vortheil derselbe ersonnen wurde. Es begreift sich deßhalb leicht, daß in verschiedenen Landtagen der „Kron-Länder“ einzelne Stimmen zu wiederholten Malen das Verlangen nach Abschaffung oder Außerkraftsetzung desselben kund gaben. Dieses geschah auch im Landtage von Oberösterreich durch die Partei der Doctoren — denn in diese und die der Juden gehört nach der Behauptung des Clerus Jeder, welcher nicht die confessionellen Interessen auf Unkosten aller übrigen vertheidigt. Nun aber behauptet der Clerus, die Doctoren

des Linzer Landtages verträten nicht die wirklichen Wünsche des Landes und läßt eine Adresse unter den Bauern herumgehen, in welcher Verwahrung eingelegt wird gegen das Gebahren ihrer Repräsentanten. Die Meisten unterzeichnen, weil sich der Einzelne denkt, auf ihn allein komme es am Ende auch nicht an und weil er es scheut, sich mit einflußreichen Personen zu verfeinden.

Den Gedenktag des heiligen Sebastian, welcher in eine der jüngst vergangenen Wochen fiel, benützte nun ein benachbarter Pfarrer, um an die Erinnerung, die man dem glorreichen christlichen Helden schuldig ist, die Mahnung anzuknüpfen, daß man an wahrem Glaubensmuthe nicht hinter ihm zurückbleiben solle. Er räumte ein, daß der Spott der sogenannten Gebildeten und der Hohn der Welt diejenigen verfolgen würde, welche die Verwahrung unterschrieben. Diese sollten dagegen sich der Belohnung in einem anderen Leben getrösten. Auch wurden die hohen Vortheile geschildert, welche das Concordat der Kirche und den Gläubigen gewähre, so wie der Fesseln, in welchen der christliche Glaube seit Kaiser Josephs Zeiten geschmachtet habe. Die Rede schien zelotische Ausfälle zu enthalten, denn es wurde gesagt, wer den und den neu eingeschärften Geboten nicht strenge nachkomme, der sei verdammt.

Solches besprachen die Bauern unter einander. Einige schüttelten die Köpfe und meinten, das sei doch gar zu streng und scharf. Endlich schnitt der Wirth, der bis jetzt schweigend zugehört hatte, das Gespräch mit folgenden langsam gesprochenen Worten ab, zu welchen er mit der Faust auf den Tisch schlug:

„— Eine Religion muß sein und ein höheres Wesen gibt's, davon dürfen wir nicht ablassen. Aber ich kenn's

gleich, was in der Ordnung ist von dem, was die Herren auf der Kanzel sagen und was nicht. Und daß mein Vater und mein Großvater derowegen schlechte Leut' waren, weil sie das nicht gethan haben, was anjetzt aufgebracht wird, dasselbige ist nicht wahr. Mein Vater war ein Ehrenmann und ich laß mir meine Eltern nicht verdammen."

So sprach der Wirth und die Anderen nickten Beifall. Der Schullehrer, ein armer Teufel, der fünfzig Gulden jährliche Einkünfte hat, stimmte nicht minder zu, nur erklärte er sich gegen die Trennung der Schule von der Kirche, weil er sonst gar nicht mehr leben könnte. Denn die Nebeneinnahmen, die ihm als Diener der kirchlichen Ceremonien zufließen, würden ihm alsdann entgehen.

Ich dachte mir, der Unglückliche sollte einmal eine Wanderung durch die Straßen von Graz unternehmen. Dortselbst begegnet er Hunderten von rüstigen Männern, die aus irgend einem persönlichen Belieben „in Pension gegangen" sind und allein in dieser Stadt wohl eine Million Gulden jährlich verzehren, welche ihnen das dankbare Vaterland für die Anstrengungen ihrer vergangenen und gegenwärtigen Muße ausbezahlt. Vielleicht wäre er auf die Vermuthung gekommen, daß dasselbe Vaterland wohl auch diejenigen, welche ihm seine Kinder zu Menschen machen, so ernähren könne, daß sie nicht nothwendig hätten, mehr Zeit vor dem Altar als mit der Erziehung der Jugend zuzubringen. Vielleicht könnte dann auch der Fall eintreten, daß von der Gemeindeverwaltung dieses Dorfes mehrere das könnten, was jetzt Einer aus ihr: Lesen.

Ich sagte ihm aber das nicht, sondern legte mich, von erhebenden Gedanken über die Civilisation des 19. Jahrhunderts erheitert, ins harte Bauernbett.

Am nächsten Morgen setzen wir unsern Weg nach dem Traunsee fort. Die Hügel zu beiden Seiten sind an vielen Stellen von Wäldern bedeckt, wenn man dünne Baumgruppen so nennen kann, in welchen man nur wenigen Stämmen von einiger Mächtigkeit und noch wenigerem Wild begegnet. Jene werden von den zahllosen Sägmühlen, die an jedem Bache schnarchen, dieses von den Bauern als Beute gepackt. Die Eisenbahn und die benachbarte Donau verdirbt die Wälder und der Bauer erwürgt alles Lebendige, was ihm unter die Hand kommt. Was fliegt, springt, kriecht wird erschossen oder erschlagen. Es begreift sich daher, daß auch von der Zunft der Jäger Thiere unter Umständen erlegt werden, unter welchen alle Waidmanns-Ueberlieferungen Schonung verlangen. Sie kommen eben nur den Büchsen und Haselstöcken unserer braven Landleute zuvor.

In St. Georgen wird heute ein Markt abgehalten. Die Bauern stehen in dichten Schaaren, wie ein Rudel Fische, die gegen das Wasser schwimmen, meist lautlos beisammen und starren die Kaufbuden und die Vorübergehenden an. Hunde suchen ihre verlorenen Herren. Mädchen wandeln mit niedergeschlagenen Augen an den Gaffenden vorüber, von denen manchmal Eines einen Fuß nach dem andern aufhebt und sich in die hohlen Hände bläst. Die ausgestellten Herrlichkeiten scheinen die Qual des Davorstehens und Frierens wenig zu lohnen. Lebkuchen, ein Würfelspiel, zu welchem eine auf das rothe Brett gemalte unsinnige Fratze einladet, Leinwand mit großen Blumen bedruckt, stechen am meisten in die Augen. Mehr aber noch als diese sind es die Buden, in welchen farbige Wachskerzen verkauft werden, wonach sich die Kauflust drängt. Die Feilschenden sind fast ausnahmslos Weiber; sie kaufen Kerzen und Wachsstöcke, um irgend ein Gelübde zu

erfüllen. Freudige Ereigniſſe kommen ſtets dem Wachszieher zu Gut. Vor wenigen Wochen haben Flößer, die eine ganze Winternacht lang von den Wellen des Atterſees umhergetrieben und endlich halb erfroren an das verſchneite Land geworfen wurden, einer bekannten Wallfahrtskirche eine ungeheure Kerze geſchenkt, die ſie ihr verſprochen hatten, während der Sturm ihre Worte verwehte und ſie mit dem Bauch auf den Trümmern des Floßes lagen, an welchen ſie ſich mit erſtarrten Fingern anklammerten. —

Eine kurze Strecke vor St. Georgen eröffnet ſich wieder die blaue Fläche des Atterſees. Ein breiter Fluß von Sonnenlicht durchſickert den Nebel und läßt das Waſſer wie eine nie geſehene Fluth flimmern, die aus Gold und Laſur zuſammengeronnen ſein mag. Das plötzliche Hervorblinken ſolcher Herrlichkeit bringt mir denſelben Eindruck, wie wenn ich, in trübſelige Gedanken über irgend eine Erbärmlichkeit verloren, mit einem Mal die Töne einer enthuſiaſtiſchen Melodie vernähme. Wenige Minuten bevor das große Geſtirn, von den Wellen in eine unabſehbare Feuerfläche ausgedehnt, durch die Waſſer der Luft und über die Waſſer des Sees hinzitterte wie ein Freudenruf, hatte ſich mein Aug mit der Anſchauung eines Marterls beſchäftigt, auf welchem zu ſehen war, wie ein Bauernweib von einem Unvorſichtigen erſchoſſen wird, während meine Ohren von dem Klappern der Holzſtämme, die an mir vorüber geſchleift wurden und von dem Geſchrei eines Schweines in Anſpruch genommen waren, welches man eben in der nächſten Hütte abſtach.

Am Ufer ſtanden die entblätterten Bäume lautlos in den Schwingungen des Glanzes. Die Wipfel ferner Vorgebirge ſchienen Grenzſäulen des Zauberlandes jenſeits der Waſſer. Nebel ſchwankten hin und her, aber ſie konnten die

Ahnung des Frühlings nicht verdüstern. Nah am Ufer noch zog sich der dunkle Streifen hin, welcher den jähen Abfall in unbekannte Tiefen andeutet, aber im Weiten draußen lag keine Dunkelheit mehr, sondern wunderbare Lichter verklärten die Oberfläche, die vielleicht selbst in den kalten Abgründen als ferner Schimmer zu ahnen wären. Bei solchem Anblick ergeht es mir, wie dem menschlichen Gemüth bei ernsteren Bestrebungen, die auf eine noch viel unheimlichere Ferne gerichtet sind. Ich ziehe es vor, das jenseitige Ufer verhüllt zu sehen und lasse mir's genügen an dem anregenden Schauspiel des Wallens und der Bewegung — der flimmernde Nebel verhüllt und verspricht viel. So behagt es auch mancher sinnlichen Betrachtung, die Schranken des Daseins von ferne in schwankender Ahnung anzublinzeln und liebt der selbstsüchtige Mensch den Hoffnungsschimmer hinter den geheimnißvollen Nebeln.

Die Frau, welche langsam vor mir her auf dem Wege geht, den der zerfließende Schnee in einen Sumpf verwandelt, bewegt sich dagegen ohne Zweifel eben in einem anderen Kreise von Gedanken. Sie trägt Garn in einem schmutzigen Tuch. Es ist wahrscheinlich das Ergebniß des Fleißes ihrer Winterabende und sie sucht es jetzt irgendwo, vielleicht einem Fischer, um die wenigen Kreuzer zu verkaufen, welche sie in der nächsten Zeit zur Fristung ihres Daseins bedarf.

So ist die Natur selbst, das tiefe Gedicht, keineswegs in jener Ausschließlichkeit des Styls gehalten, welche akademischer Ernst verlangt. Zwischen den Zeilen eines jeden Dithyrambus steckt ein Knittelvers aus der jämmerlichen Epopöe des alltäglichen Elendes. Epithalamien sind Nänien-Strophen untermischt und neben den Hochzeiten liegen Leichen mit stumpfen Gesichtern. Wer das in ihr selbst über-

sieht, der kann dieses — nicht Gegensätzliche — sondern Ineinanderliegende in ihren unzweifelhaften Spiegeln wieder finden: im Traum und im Gehirn außerordentlich entwickelter Menschen von allseitiger Reizbarkeit. In jenem grinsen weiße Larven durch unsere theuersten Gestalten und lächeln freundliche Augen aus Ungeheuern. In dieser findet der genauer zusehende Beobachter neben den Gedanken, welche hinreissen, entzücken und sich, an Alle wendend, mit dem Schein eines sympathischen Gemüthes locken, ein unheimliches Winken und Deuten nach unsäglichen Greueln. Diese Dinge sind es, welche von der unklaren Ahnung gewisser Geschichtschreiber der Literatur als das „Abstoßende" bei Shakespeare oder Göthe dargestellt wurden.

Der Ausfluß des Attersees, die Ager, ist ein kleiner Strom. Von der breiten Brücke, welche über dieses Wasser führt, genießt man den vorzüglichsten Anblick des Sees. Dieser erschiene als ein Meerbusen, wenn nicht Wasser von ihm ins Land hinein flöße. Als ich dort stand und die grüne Fluth gegen mich heran und unter mir durchjagen sah, dachte ich daran, gelegentlich die Gelehrten der Hydrographie zu fragen, woher es denn komme, daß alle Landseen, in welche mitunter sich doch so viele Gewässer ergießen, ausnahmslos nur einen einzigen Abfluß haben? Ich thue es jetzt und erwarte keine Antwort, obwohl dieses Verhältniß sicherlich nicht unter die schwierigsten Probleme zu zählen sein wird. Auch staunte ich damals über die Weisheit der Vorsehung, welche in eine Gegend, die von Holzhändlern, Wald-Verwüstern und Landverderbern wimmelt, gerade einen Fluß

gesetzt hat, der ihnen das Mittel der Speculation geduldig und rasch auf den „Platz" führt. Solches Staunen wird Mancher für eine Albernheit halten — ich kann ihm aber aus vielfältiger Erfahrung versichern, daß es in Büchern für die reifere Jugend mehr als eine theosophische Bemerkung gibt, die ihm dann nicht weniger albern vorkommen muß und doch an den dürftig dotirten Kassen des gewöhnlichen Begriff-Vermögens als landläufige Münze angenommen wird. —

Von jetzt ab beginnt eine Gegend, deren Anblick Niemanden vermuthen läßt, daß er in vier Gehstunden sich an das Ufer eines anderen Alpensees versetzen kann, mit welchem, in Ansehung gewaltiger Uferlandschaft, nicht viele zu vergleichen sind. Die Straße führt bis in die Nähe von Gmunden durch sogenannte flache Unbedeutendheit und baumlose Felder, mit deren dürrer Schilderung ich den Leser verschonen will. Die einzige erfreuliche Begegnung, die ich auf der Straße machte, war die eines Glases voll herrlichem Most, eines in diesen Gegenden nicht sehr gewöhnlichen Getränkes. Es fand sich in einer kleinen Schenke nahe beim „Moos", war wasserhell, schäumte von der emportreibenden Kohlensäure, und ein Zusammenguß von gegohrenem Aepfel- und Birnensaft.

Bald nach dieser Begegnung erreichte ich das Gestade des Traunsees. Kein Fluß ist so hellgrün wie die Traun, kein See so hellgrün, als dieser. Es wehte kein Wind und doch schlugen mächtige Wellen an unsere plumpen alten Bekannten, die Salzschiffe, welche am „Seeplatz" von Gmunden lagerten. In dem unerklärlichen Glanz, welchen der Schnee unter bewölktem Himmel annimmt, ragten die Giebel

des Ostufers, vor allen der vielberühmte Traunstein — eine braune Wolke verkündete das herannahende Dampfschiff und ein dumpfes Rollen dröhnte von der Eisenbahn herüber, die den „Curort“ mit der „Welt“ verbindet.

Wenn ich beabsichtigte, meinen Collegen, den Herausgebern von Reisehandbüchern, ins Handwerk zu pfuschen, so wäre es jetzt meine Pflicht, mich an die Sehenswürdigkeiten dieser Stadt zu machen und das niederzuschreiben, was die Lohndiener verschiedener hiesiger anständiger Hotels mit übereinstimmender Geläufigkeit vorzutragen wissen. Wer das gedruckt haben will, findet die ausführliche und langweilige Relation in Schriften, mit welchen die Lokalgeographen eines neu entstandenen Curortes die Reisenden niemals verschonen. Auch wird der Leser wohl bemerkt haben, daß diejenigen, welche im Schweiße ihres Angesichtes den vorgeschriebenen Merkwürdigkeiten nachlaufen, die sight-seeing-people, in diesem Buche wenig Unterweisung finden werden. Rührende Sagen, wie die der heiligen Fichte, sowie des Leander vom Traunsee überlasse ich der Pietät vaterländischer Dichter. Vielleicht assimilirt sich der Geschmack des Lesers, nachdem er mich durch so viele Generationen meiner Kapitel begleitet, und mit mir in demselben Medium empfunden und sich bewegt hat, nach dem Darwin'schen Gesetz von der „natürlichen Zuchtwahl“ mit dem meinigen, was ich wünschen muß, denn es steht uns noch eine lange Reihe von Verwandlungen der umgebenden Dinge bevor.

Gmunden erscheint uns als ein Typus jener Orte, in welchen Bauern, durch die Gunst neu angelegter Verkehrs-Wege und das Geld zureisender Fremden in städtische Formen gezwängt, ob dieser Maskerade in einer Art von immer-

währendem, aber gründlich abgeschmacktem Fasching leben. In dieser Beziehung erinnert es vielfach an Ischl, nur daß hier durch eine ungleich größere Anzahl von Beamten und einen weit mehr gesteigerten Verkehr eine täuschende Grundlage geschaffen worden ist, über welche hinweg die Vermummung schwieriger zu erkennen sein mag. Der Bauer hat so viel von städtischer Verfeinerung angenommen, um dem Fremden gegenüber aus seiner angeborenen und in dieser Weise bewaffneten Schlauheit Kapital zu schlagen. Beispiele sind gehässig und können von uns um so leichter umgangen wer-werden, als wir keineswegs einen längeren Aufenthalt an diesem Curort beabsichtigen. Denn wir schließen uns der Meinung derjenigen an, welche da behaupten, wenn man auf's Land gehe, so müsse man sich von Orten fern halten, welche alle Unannehmlichkeiten von Stadt und Land bieten und durch keine Annehmlichkeit, welche diese und jene Art des Lebens in ihrer Weise haben, den enttäuschten Vergnügling entschädigen können.

So warten wir denn gemach in Driethaller's Kaffehaus am Strande auf den Abgang des Dampfschiffes, welches uns an einsamere Gestade, in den Frieden dunkler Thäler tragen soll. Das Geräusch der Wellen mengt sich in den Lärm der Billardkugeln und der discutirenden Honoratioren. Es sitzen einige wundersame Exemplare da, mit aufgeschwemmten Gesichtern und vorhängenden Bäuchen. Das Kupfer, welches nach den neuesten Erfahrungen der Zoochemie in allen Thieren vom kriechenden Wurm bis zum aufrecht gehenden Menschen gediegen oder in Salzen vorkommt, scheint sich hier ausschließlich zwischen die Pigmentzellen in der Haut des Riechorgans eingeschoben zu haben. Es sind mehrere der „besten" Bürger darunter. Sie politisiren über Beust und

Belcredi, daß der harmlose Zuhörer sich selbst die Frage stellt, wie eine solche Fülle von Unfehlbarkeit unentdeckt und ungewürdigt im Halbdunkel dieses Curortes vergraben bleiben kann. Der Eine von ihnen, wie es schien, der hervorragendste Rhetor, wüthete wie ein zweiter Marat. Nach seiner Meinung konnte in den Strafhäusern der Monarchie sich kein verabscheuungswürdigerer Verbrecher befinden, als der Finanzminister. Er schlug eben auf den Tisch, daß die Tassen tanzten und schrie: „Hängen sollten wir sie alle mit einander, die —" — in diesem Augenblicke aber trat ein Ankömmling über die Schwelle. Mit einem Schlage fuhr der Jacobiner in die Höhe, verbeugte sich und sagte unter wiederholten Bücklingen: „Habe die Ehre, guten Nachmittag zu wünschen, Herr kaiserlicher Rath!" und die Anderen folgten dem Beispiel.

Zu meinem Erstaunen bemerkte ich, daß in Gmunden ein Witzblatt erscheint: Der Kreuzschnabel. Der Inhalt dieser auf schönes Papier gedruckten Zeilen ist so über alle Beschreibung erhaben dumm, daß ich den Versuch unterlassen muß, dem Leser einen Begriff über dieses periodische Erzeugniß des deutschen Geistes beizubringen. Wenn die Welt als ein Haufen von Chemicalien bezeichnet werden muß, wie die Weisheit der Atomisten behauptet, so müßte es gewiß ein wunderbarer Anblick sein, den Kehricht zu sehen, der auf dem Boden des Magazins lagert. Mit einigen Handvoll desselben Kehrichts ist dann ohne Zweifel die enge Schädelhöhle dieses Humoristen ausgepfropft.

Es bedarf keines Sturmes, wie sie an wüsten, grauen Februartagen über unser Alpenland hingehen, um den Traun-See zu gewaltigen Wellen aufzuregen. Während der die Esplanade von Gmunden hinab Wandelnde keine oder eine geringe Bewegung der Luft verspürt, schlägt die hellgrüne Fluth an die Quader der Ufermauern, als ob das Wasser-Becken eine Bai wäre, ein Fjord, wie in der Eiszeit, als von Norden und Süden an der Stelle der heutigen Seen salzige Meere in die frostbedeckten Klüftungen hineinzüngelten — als die Alpen den Kjölen des Nordens glichen und statt des „Hotels Bellevue" und seiner Touristen die Familien arktischer Bären, von keinem Menschenfuß verfolgt, die Sommer- und Wintergäste dieser Gestade waren. Die Fichten-Wipfel des kleinen Haines, in welchen der Spazierweg ausmündet, stehen ruhig in der trüben Luft und doch branden die Wellen, daß der Schaum gegen sie heraufspritzt. Der Traunsee ist nicht nur das tiefste, sondern auch das unruhigste aller Gewässer dieser Berge. Seinen kalkigen Grund würde das Senkloth erst in einem Abgrunde berühren, der dreimal weiter unter der Oberfläche des Wassersees liegt, als der Boden des Mondsees. Seine Tiefe erreicht die des Leman und jenes Theiles des Adria, der sich von der romagnolischen Küste gegen den stürmereichen Karst heraufzieht. Die Gewässer Dalmatiens, gewaltigen Binnenseen vergleichbar, sind seichter als die des Traunbeckens. Diese Tiefe verleiht ihm die Fähigkeit, der bändigenden Gewalt des Frostes zu widerstehen — stets neue wärmere Wasserschichten, die sich aus den einsamen Schlünden empor heben, steigen herauf an die Stelle der kälteren, an der Luft nahezu erstarrten. In diesem Jahrhundert hatten die Bewohner seiner Ufer nur ein einziges Mal Gelegenheit, das Salz, welches jetzt dort die

schaukelnden Schiffe tragen, der ganzen Länge des Sees entlang von Süden nach Norden auf seiner Eisdecke von Pferden herschleifen zu sehen. Es war in dem Winter des Jahres 1830, von dessen Ingrimm uns unsere Mütter erzählen.

An diesen Ufern erkennt man so recht die oft gerühmte Mannigfaltigkeit, deren die Gestaltung der Kalkalpen fähig ist. Freilich vermag der Laie nicht jene Verschiedenheit der Bildungen zu überschauen, jene Weltenüberreste aus der Trias bis zu den tertiären Formen, die in ihnen begraben liegen — es genügt ihm die wunderbare Abwechslung ihrer Linien und Farben. Von den grünen Hängen des Grasberg zu den graubraunen Wänden des Traunstein, von diesem über die zitternde Fluth hinüber zu den kühnen Rändern des Sonnstein, auf welchem ein Wald in Asche liegt — dann wieder über die Vorberge hinüber zu den weißlichen Steinwüsten der Höllgebirg-Höhen sind so vielmassige Spuren von Terrainwellen und „Schichtenstörungen" wahrzunehmen, daß die pedantische Unterweisung des Geologen neben der Begeisterung des Malers schweigen muß. Hier stellt wirklich der See flüssige Ruhe, der Fels versteinerte Bewegung dar. Wer draußen im nördlichen Flachland wohnt und nie sein Auge auf solchen Gestaltungen hat ruhen lassen können, dessen sehnsüchtige Einbildungskraft mag sich so die Seen der Alpen vormalen und wenn Jean Paul einen solchen beschrieben hätte, so hätte seine Darstellung sicherlich mehr oder weniger auf diesen Abgrund sich übertragen lassen, den die Wellen der Traun ausfüllen. Ich glaube an den Einklang, der voraus und ursprünglich zwischen der Einbildungskraft des Dichters und der wirkenden Wirklichkeit festgestellt worden ist — so muß sich eine fähige Phantasie den Bergsee vorstellen. Hier wallt sein Urbild, der See der Traun.

Am westlichen Ufer, wenn man sich oberhalb Traundorf dem Grasberg nähert, erblickt man von Zeit zu Zeit Scenen, welche an die Marinebilder niederländischer Künstler erinnern. Da nähert sich langsam ein großes Salzschiff, welches seine Ladung in Gmunden auf die Eisenschienen abgesetzt hat. Es ist leer; in seinem Innern brennt ein Feuer, an welchem sich die Männer ein Frühstück bereiten. Pferde, auf denen barfüßige Jungen sitzen, stehen im seichten Ufer-Wasser und zerren an den Stricken, an welchen das Schiff hängt. Dieses ächzt und knarrt vom Andrang der Wellen. Auf den schmalen Brettern, die an seiner gewölbten Decke außen angebracht sind, laufen Männer mit langen Stangen, mit welchen sie das mühsam gegen den Südwind dahergeschleppte Schiff von den seichtesten Stellen des Strandes abhalten. Die Schiffer fluchen, die Rossetreiber fluchen, indessen Thiere und Schiffe im schweren Kampf mit den Wellen liegen.

Der unbelehrte Menschen-Verstand würde, von dem Malerischen des Treibens abgesehen, die Frage aufwerfen, warum man die leeren Kähne nicht an das Dampfschiff hängt und sie von diesem südwärts ziehen lasse? Solche Naseweisheit würde durch die ökonomische Lehrmeinung ihre Abfertigung finden, daß man den Leuten ihren Verdienst nicht beeinträchtigen dürfe.

Der Unglückstafeln, welche am Gestade Kunde von Schiffbrüchigen geben, sind nicht wenige. Besonders eine, welche zahlreiche Köpfe und Hände zeigt, die aus dem Wasser empor ragen, gibt der Einbildungskraft Stoff. Man meint das Knirschen der herangerollten Kiesel, das Getöse der in heraufgehobene Wasser verwickelten und gezwängten Luft-

Schichten, die Todesrufe der Ertrinkenden zu hören. Sie schildert den Sturm vom 30. Juni 1854. Eine andere nicht minder bedeutungsvolle Inschrift, die von dem Toben dieser Gewässer erzählt, befindet sich in der großen Stube des Gasthauses zum „Schiff“. Dort wird von Wellen gesprochen, die an einem Tage des vorigen Jahrhunderts — ich weiß nicht mehr genau die Jahrszahl — vom See herauf in dieses Haus einbrachen, welches so viele Schritte von seinem Gestade entfernt liegt.

Diese Wasser haben nun einmal etwas Seltsames an sich. Wie derjenige, welcher die Donau herauffährt, die Einmündung der Traun schon eine lange Strecke vor jener Stelle gewahr wird, an welcher sich ihre Wellen mit denen des großen Stromes vermengen, so möchte wohl auch die blattgrüne chlorophylähnliche Färbung ihres Sees sich mit der irgend eines anderen Gewässers nicht vergleichen lassen. Am seltsamsten fiel mir die Wirkung in die Augen, als ich vor einigen Tagen in der Trübung der vom Südwind bewegten Luft einen Block in den Wellen stehen sah. Der Block war schwarz, seine Oberfläche mit Schnee bedeckt und die Wellen um ihn hatten die Farbe, welche ich zu schildern versucht habe.

Die Wirkungen, welche die Färbung des Flusses hervorbringt, genießen wir vielleicht in der überraschendsten Weise, wenn wir auf jenen Stegen herum schlendern, die sich nördlich von der Traunbrücke zwischen den Hügeln der Ufer bald in dieser, bald in jener Richtung über den Fluß und einzelne von ihm abgeleitete Arme hinziehen und Mühlen und andere Räderwerke mit dem Land verbinden. Hier kommt zu den vielerlei Schattirungen des Grüns noch der frische jugendmuthige Lärm des Alpenstromes, den er im Anschwellen und Hinabstürzen über die Wehre von sich gibt. Unter dem

Surren und Tosen fällt uns wohl das Wort des Dichters ein: „Was tönt, gibt seinen Geist kund". Es ist in Wahrheit der Alpengeist, der da zu uns spricht und wir können uns der Täuschung hingeben, als ob wir das Rasen seiner Stürme, das Rauschen der Brandungen seiner Seen und die Stürze des Südwindes über die erstarrten Scheitel hinab, als ob wir alles dieses aus seinen Wellen vernehmlich herauf hörten.

Von der Brücke aus, welche zum alten Castell Ort (althochdeutsch: Winkel) hinüber führt, sehen wir vielleicht am meisten vom See, als Farbenspiel betrachtet. Die Balken, welche die feste Brücke tragen, verlieren sich in smaragdenen Dämmerungen und wie über die grünen Berge sich Schnee lagert, so wallen die grasfarbigen Wellenberge mit einer sprühenden Schaumdecke einher. Beim Hinunterschauen begreift man, wie die Einbildungskraft der Bergbewohner die Schlünde, deren glasige Hülle in dröhnender Bewegung herauf züngelt, sich mit schauerlichen Ungeheuern belebt vorstellen kann. Auch die Alpenseen haben ihre „Kraken", Ungethüme, die in den Sagen der Leute sich nicht immer mit der Gestalt eines ungewöhnlich großen Fisches begnügen, die vielmehr den Umfang und die Formen scheußlicher Vielfüße und sonstiger halb möglicher halb unmöglicher Thier-Erscheinungen annehmen. In der Wirklichkeit aber würde der Taucher dort unten weiter keinen Unförmlichkeiten begegnen, als einem großen Waller oder Lachs, einer menschlichen Leiche, die in den eng zusammengepreßten Wasserschichten nicht aufsteigen kann, deren Kälte auch die Entwicklung jener Fäulnißgase verhindert, die in wärmeren oder seichteren Gewässern den aufgedunsteten Körper empor heben, einen versenkten Holzstamm, Ueberreste von Nachen und Gerippe in

der grünen, kalten Nacht. Weiter oben wimmelt es von edeln Fischen, unter welchen die Saiblinge besondere Auszeichnung verdienen. Wenn ich an dieses zarte Gewächs des Fischreichs denke, drängt sich mir die Beantwortung einer Frage auf, welche manchen meiner Begleiter auf diesen Wanderungen beifallen wird, wenn sie von diesem berühmten Leckerbissen hören. Sie können sagen: Warum lebt diese Forelle nur in wenigen der sonst so gleichartigen Gewässer der Alpen? Der Grund ist der, daß nicht alle jene Kälte haben, welche der zarte Fisch verlangt. Wenn man ihn in ein Gewässer versetzen würde, in welchem erst unter einer Tiefe von ungefähr fünfzig Fuß die Umgebung eine Kühle von sechs Grad über dem Gefrierpunkt des Reaumur'schen Thermometers annimmt, so kann der Saibling nicht leben. Denn oben ist es ihm zu warm und unter den Wasser-Schichten in fünfzig Fuß Tiefe empfindet er ihren Druck in einer Weise, welche er nicht zu ertragen vermag. Es ist möglich, die Sprößlinge des viel begehrten und theuer bezahlten Flossenträgers in alle jene Seen mit Erfolg und Aussicht auf Vermehrung zu verpflanzen, in welchen er sich nicht unter jene Tiefe hinabzuversenken braucht, um die von ihm gewünschte Temperatur zu erreichen.

Ein anderer Standpunkt, geeignet, den See zu überschauen, jedoch mehr um die gesammte Uferlandschaft als Panorama in einen Blick zusammenzufassen, ist der Hügel um die Kapelle auf dem Calvarienberge, an deren Mauern zur Bestätigung meiner Meinung Hunderte von Handwerks-Burschen von Danzig bis Bozen sich verewigt haben. Man sieht hier thatsächlich einen ganz anderen See, als an dem runden Gewässer zwischen hohen Felswänden, als welches sich der südliche Theil des Traunsees jenseits des Sonnstein darstellt,

wenn man ihn von der Felsenstraße oder vom Gestade Ebensees betrachtet. Hier fallen die Hügel Gmundens, die Wände des Traunstein und die Chalets von Traunkirchen ins Auge. Die grauen Wände sind der Schauplatz nicht weniger, zum Theil grausiger Geschichten, in welchen Berg-Fahrer, plötzlich vom Schwindel ergriffen, der Schrecken einer Vergnügungsgesellschaft geworden sind und jene Hügel erinnern an die angebliche Leandersage von Traunkirchen, welche der berühmte Orientalist Hammer-Purgstall in eine holperige Ballade zusammengestoppelt hat. Auch Alfred Meißner's Buch „Am Stein" dürfen wir nicht vergessen, wenn wir auf jenes Ufer blicken. Ihm mag es der Leser zuschreiben, daß meine Mittheilungen über diesen großen See nur als kärgliche Nachlese betrachtet werden kann. Seine Skizzen bewegen sich um die Landschaft an dem schönsten Theil des Sees, der allgemein für den schönsten der Seen des Salzkammergutes gehalten wird, obgleich ich für meinen Theil den Halbkreis der Mondsee-Ufer ihm vorziehe. Traunkirchen gleicht mit seinen niedlichen Felsgruppen, kleinen Bosquets und zierlichen Häuschen an bescheidenen Buchten einer Krippen-Darstellung oder einem von Meisterhand angelegten decorativen Lustgarten, in welchem Pflanzen, Felsen und Wasser verständig angebracht und vertheilt sind, daß sie dem Auge des Malers wie der Sinnlichkeit des Touristen gerecht werden. Auf solchem Boden pflegen auch anziehende Erzeugnisse des Geistes zu wachsen, wie die Blätter des verehrten Dichters. Diese Gründe mit ihren Buchen und ihrem Fluthengrün beruhigen den Fremdling, der sich auf ihnen zur Ruhe niederläßt; der Friede einer edeln Natur kommt über ihn

Und in dem glatten See
Weiden ihr Antlitz
Alle Gestirne.

Gmunden dagegen ist ein prätentiöser, mit Menschen überfüllter Ort, eines jener widerlichen Landstädtchen, in welchem es gebildeten Menschen wüst zu Muth wird. Die Esplanade ist ein Wiener Sommer-Spazierweg. Das Verdienst nicht Weniger der hiesigen „Curgäste" besteht in den Leistungen ihres Schneiders. Für Denjenigen, welcher sich in den Bergen erholen will, bleibt ein derartiger Aufenthaltsort ebenso unfruchtbar, als er Demjenigen Ausbeute verspricht, welcher das Wesen mancher Stadtfigur studiren will, die plötzlich auf den Isolirschemel des Landlebens gesetzt worden ist. Da spreizt sich eine Baronesse in ihrem Brougham; sie hat in dem einen oder anderen Winkel ihres Salons noch immer ihre Anbeter und es gehört eine gewisse Intimität dazu, um sich einen ungefähren Begriff von dem Alter dieses Gesichtes machen zu können, an dessen Facade Pinsel und Chemicalien täglich ihre geschlagenen sechs Stunden arbeiten. Hier — o Jammer! taucht plötzlich eine am Rhein verheirathete dreißigjährige Tochter auf, welche ebenfalls auf einer Gebirgsreise begriffen ist und die chère mama am Gestade des reizenden Sees umarmt. Es geht dieser Dame wie dem Kalk des Dachstein: Niemand wußte das geologische Alter dieser weit verbreiteten Bildung anzugeben, bis die in ihrem Schooß erzeugten Ceratites- und Gervillia-Arten sie unzweifelhaft der Trias zuwiesen.

Versteinerungen sind die Münzen der Schöpfung, Kinder und Runzeln die Jahresringe der armen Menschen. —

Es ist noch weit bis zum „Winterverbrennen" im März, wir sind erst in dem lustigen Monat, in welchem in gar vielen Gauen der Christenheit fette Ochsen umhergeführt werden. Auch Gmunden bietet noch keine Lenzvergnügungen,

sondern unterhält seine „Bürger" mit einem Theater, dessen Mitglieder ihr Möglichstes thun, um die braven Landleute auf jenem Grade von Kunstbegeisterung zu erhalten, der nothwendig ist, wenn sie selbst alle Tage einmal etwas Warmes zu essen haben wollen. Als Intermezzo waren die Wahlen zum oberösterreichischen Landtag da. In einigen Gegenden des Gebirges wählte man kurzweg diejenigen zu Wahlmännern, welche ein eigenes Fuhrwerk besitzen, weil sie leichter und mit weniger Unkosten an den Ort der Wahl gelangen konnten. Gegen solche wird sich der Ingrimm erleuchteter Liberalen richten und es wird über die Unreife des Volkes geklagt werden. Die deutschen Männer dieser See-Stadt lieferten zu jenen ein lustiges Gegenstück. Wochen lang schlug die Begeisterung für Recht und Freiheit Flammen. Ich dachte, als ich einige der mehr Stimmbegabten gelegentlich reden hörte, an die Vision des Dichters „der Phönix brennt, das Volk" und erfuhr, daß niemand Anderer gewählt werden sollte, als ein Handwerker der Stadt, ein dunkler Ehrenmann, dessen Pulse in zorniger Verachtung gegen die berühmte Verfassungs-Sistirung kochten. Am Abend vor der entscheidenden Wahl hielt indessen irgend Jemand eine Rede, in welcher er sich vor den versammelten Bürgern über die Harmlosigkeit ihres Candidaten lustig machte und diesem selbst einen Rath gab, der sich von der bekannten Sentenz: „Schuster, bleibe bei Deinem Leist!" nicht nur nicht unterschied, sondern die Summe der darin enthaltenen Weisheit in noch gröberen Strichen zusammenfaßte. Freilich ging das jeden der anwesenden Bürger an; sie beeilten sich auch, sofort ins Wirthshaus zu gehen, ein Seidel Bier zu verlangen und der gerechten Entrüstung gegen den Verächter ihres Standes in zornigen Ausrufen Luft zu machen. An

Ort und Stelle wagte Niemand den Mund aufzuthun und am nächsten Tage wurde ein Arzt gewählt, welcher bis dahin nicht die geringste Aussichten gehabt hatte, die wackeren Bewohner der Traunsee-Ufer in ihrem Provinz-Parlamente zu vertreten.

Die Zeitungen nannten das eine „Wahlschlacht". Daß unser Volk in politischer Bildung noch in den Tölpeljahren sich befindet, das sagte Niemand dem verehrlichen Publicum, seinen geschätzten Mitbürgern und Geschäftsfreunden.

Die Salzlaibe, welche am Hafenplatze des Städtchens neben dem stattlichen Rathhause ausgeschifft werden, versinnbildlichen für Gmunden in der Wirklichkeit Brodlaibe. Der ganze Ort lebt und webt in der Saline. In der richtigen Würdigung dieses Verhältnisses liegt auch die augenscheinliche Thatsache, daß ein Schreiber, der irgendwie mit dem Salz- oder Forstwesen zusammenhängt, in einem Ansehen steht, dessen sich nicht jeder Hausbesitzer rühmen kann. Die Herren Bürger murren über diese Herrschaft der Kaste, deren Thätigkeit sie ihren Erwerb zu verdanken glauben, aber im nächsten Augenblick gibt ein tiefer Bückling gegen den eintretenden jungen Beamten ihrem grollenden Jammer ein lustiges Dementi. —

An der mächtig strömenden Traun hinab können Touristen noch ihren „Fall" betrachten, eine wenig bedeutende Stromschnelle. An diesem Fall hängt eine kleine Geschichte, in welcher Baierns Kunstmäcen, König Ludwig, durch die Lebensrettung eines Engländers eine sicherlich edelmüthige Rolle spielt. Sir John Brewster hat das in seinem bekannten Buche erzählt, das uns im Uebrigen durch seinen englischen Deismus und seinen Bridgewater-Geruch so unausstehlich erscheint.

Uns zieht es nach dem Süden, der durch scheinbar unübersteigliche Gebirge abgegränzt erscheint. Und doch zwängt sich mitten durch sie hindurch, wie durch so viele scheinbare Schwierigkeiten, eine Allen gangbare Straße, die freilich mit schweren Opfern an Menschenleben geschaffen wurde.

Nach heftigen Winterstürmen, in deren Frost sich sogar ein seltener nordischer Gast, der Seidenschwanz mit hellbrauner Brust und weiß und rothen Flügeln eingestellt hat, liegt eine lindere Luft über der Erde, welche des Frühlings bedarf. Die halb gefrorenen Ackerschollen knistern in den Strahlen des Tages, während sich ihr Frost löst. Die Haselstaude, deren Nähe die Hütte vor verderblichen Blitzen bewahrt, beginnt zu blühen und während wir in Betrachtung versunken unter der entlaubten Buche sitzen, gemahnen uns ihre Nüsse, die neben den vom Schnee befreiten dürren Blättern liegen, mit Nachdruck an jene Auferstehung, als deren Symbol sie von barbarischen Heiden betrachtet wurden. Legten diese doch ihre keimehaltigen Kerne in Gräber, um die Hoffnung des Lebens anzudeuten! Manchmal dringt der seltsame Ruf der Rohrdommel, die an einem Tümpel am Seeufer ihre noch spärliche Nahrung aufsucht, an unser Ohr — und vielleicht ergötzt uns, wenn einmal die Welt wieder grün geworden ist, der Schlag der Nachtigall nicht so sehr, als jetzt der dumpfe Ton. In einer aufwallenden Quelle hebt sich eine lange grüne Conserve hin und her; es ist das meergrüne Haar einer Wasserjungfrau, die ihre Locken schüttelt. Wir sehen den Frühling in undeutlichen Nebeln, Fro, dem schimmernden Jüngling ähnlich, der auf seinem Eber durch die Wolken reitet. Aber noch immer fehlen seine wahren Boten: von Iduna geliebt, die Schwalben.

Ein anderer, weit mehr lehrreicher Weg, führt vom Attersee über die Berge nach den Gestaden des Traunsees.

Es ist ein klarer Aprilmorgen. Am Gestade von Unterach, von welchem aus das Gewässer einem der Seen von Killarney gleicht, hat der Regen der vergangenen Tage Wasser-Lachen in den Obstgärten zurückgelassen, in welchen weiße Blüthen und schnatternde Enten schwimmen. Der Rauch der Hütten schwebt in leichten Wolken über dem See. Krähen verkünden heiteres Wetter, indem sie südwärts über ihn hinfliegen. In einer Gumpe, mit welcher sich der See in den Schatten eines Apfelbaums hineinbuchtet, steht ein niedriger Einbaum. In diesen steigt eben ein Holzknecht, der heute, Montag Morgen, nach seiner „Stube" zurückkehrt, die drüben in Steinbach am östlichen Ufer des Sees steht. Er legt seinen Wochensack auf den Boden des Fahrzeugs und ladet uns ein, uns in seiner Gesellschaft schaukeln zu lassen. Vorher aber nimmt er noch, seit einer Viertelstunde vielleicht zum zehnten Mal Abschied von seinem Weib, welches er nun sechs Tage lang nicht mehr sieht. Sie muß ihn halt „segnen", meint er. Während der langen Stunde, in welcher der gehöhlte Stamm über die breiten Wellen, mit seinem Rand kaum eine Handbreit über ihren Schaum erhaben nach dem andern Gestade schwankt, bemerke ich unter andern sonderbaren Meinungen des Fährmanns auch die, daß er mich für einen Maler hält. Er hat im Burggraben eine Klause gebaut und will, daß ich ihn lebensgroß dort auf Holz hinmalen soll.

Von der großen kaiserlichen Schiffhütte zu Steinbach, in welcher wir landen, bis zur Steinbacher Klause, durch welche hindurch unser Weg nach dem Traunsee führt, ist es

nicht zu weit zu steigen. Wir gehen zwischen Abhängen, deren Grün vom Beil vernichtet ist. Es sind „Schläge“, wie die kahlen Bergflächen von den Holzknechten genannt werden. Viele haben die Folgen der Verheerung selbst der pflanzennährenden Erde beraubt; es sind graue, nasse, abgeschlämmte Hänge. Manchmal geht ein Wasserfall oder ein Holzriß über sie hinab. Unten tanzen Triftscheiter in den Wallungen. Hoch oben auf dem Grate aber stehen noch stolze, geschlossene Reihen von Fichten. Und wieder über diesen ragen die weißen „Adlerköpfe“ des Höllgebirges.

An der Klause selbst ist Mancherlei zu sehen. Das vor ihr aufgestaute Wasser bildet einen trüben See. Aus ihrer Mitte, der Mitte eines aus großen Stämmen zusammengesetzten Bollwerkes, fällt der Wasserstrahl in die Tiefe, welchem man zu allen Zeiten den Austritt aus dem Gefängniß der übrigen Wasser gestatten muß. Diese selbst werden von einem großen Thore zurückgehalten. Um dieses Thor zu öffnen, wonach der See in wenigen Augenblicken nach der Tiefe stürzen muß, hat man eine kleine Treppe hinabzusteigen, deren durch ein Vorlegschloß verwehrter Eingang sich auf der Plattform der Klause befindet. Diese Plattform, mit grauen Steinen gepflastert, erhebt sich einige Fuß über dem See, in welchem das Bergwasser durch erzwungene Faulheit schlammig geworden ist. Es schwimmen einige große Stämme darin herum, die uns auffordern wollen, sie in den Abgrund hinabzuschicken, in welchem die Wasser lustig weiter rollen. Wir nöthigen einen der gewaltigen Bäume dahin, wo der Wasserstrahl aus dem See durch die Plattform hindurch nach der Tiefe stürzt. Sein Durchgang durch die Plattform ist mit kleinen Brettchen überbrückt. Wir müssen die vordersten dieser Brettchen aufheben, damit der dicke Stamm

vom Wasser durchgezwängt zu werden vermag. Nun folgt ein dröhnender, dumpfer Schlag; der haushohe Stamm ist im Schaum des Abgrundes verschwunden, und kommt mit seiner bräunlichen Oberfläche erst nach geraumer Weile neben anderen Waldriesen, die schon lange unten zwischen den Felsen dem Wasser seinen Gang hemmen, aus dem Gequirl zum Vorschein. Die Plattform und der graue Abgrund zitterten während das Ungethüm hinabstürzte. Neben der festen Klause stäubt noch ein anderer künstlicher Wasserfall in die Tiefe. Er kommt aus einer schön gezimmerten Rinne, in welcher die Hölzer sanft und rasch hinabgleiten, bis sie ihren weit über den Abgrund vorragenden Rand erreichen. Auf dem See schwimmen einige winzige, aus Brettern zusammengestoppelte Flöße, auf welchen je ein Holzknecht fährt, um die im Wasser zerstreuten Baumstämme gegen den Wassersturz der Klause hinzutreiben. Am Rande der trägen Fluth erhebt sich eine Holzstube, über deren Thür die stets herausdringende Rauchsäule dicke Rußschichten an das Gebälk angesetzt hat. Eine an die Hütte selbst angenagelte Unglückstafel erinnert uns an die Gefahren der Arbeiter im Bergwald.

An manchen Stellen der Bergflächen, die von zahllosen Stümpfen bedeckt sind, erhebt sich schon hie und da der Nachwuchs jugendlicher Fichten, Flaumbart auf einem glatten Gesicht. Auch deutet uns der eine und andere röthliche Fleck auf dem Gestein aufstrebende Buchen mit ihren dürren Blättern an. Solche Stellen im Schlag sind es, welche gern von Hirschen besucht werden. Wir können aber heute von diesen Wildlingen keine andere Spur bemerken, als die verwitterten Knochen eines aus ihrer Heerde. Dieser mag in den Schneewehen des Winters verkommen und sein Leichnam von den Füchsen umhergezerrt worden sein.

Bei dem nächsten zu einem tiefgrünen Weiher angeschwellten Bach steht wieder eine Holzstube mit Unglücks-Tafeln. Auf sie schauen andere Wände des Höllgebirges herein, deren Schluchten der Schauplatz einer der auf ihnen dargestellten Begebenheiten war. Ein Wildschütz stürzte dort in einen „Kessel". Wären ihrer nicht zwei gewesen, sagt mein Führer, er wäre dort nie aufgefunden worden.

Die kahlen Berge sind mit den Schaumstreifen der Schneewasser und mit Scheiterhaufen bedeckt. Hier gemahnt Alles an die Thätigkeit der Holzknechte: die Rinnen, in welchen die Blöcke lustig hinabschwimmen, manche längst aufgegebene, jetzt wieder mit kärglichem Gras bewachsene Riß auf den Berghalden, und endlich sie selbst, die uns in großer Anzahl mit ihrem Wochensack beladen, begegnen, wie sie nach den Arbeitsplätzen steigen. Alle diese Verwüstung gilt dem Bedürfniß der Salzstätten an Brennholz. Nur wenige der Scheiter, welche thalwärts schwimmen, gehören den Bauern. Diese müssen dafür, daß ihre Stämme den Weg der Trift-Rinnen benützen dürfen, welche dem öffentlichen Schatze gehören, für jede hinabgeschwemmte Klafter eine Abgabe bezahlen. Die Vorsorge derjenigen, welche über das Leben der Wälder zu wachen haben, rastet nicht. Es wird fort und fort nachgepflanzt. Die ansehnliche Fichtengruppe, in deren Schatten wir eben gehen, hat mein Führer noch als eine nackte Fläche voll von morschen Stümpfen gesehen. Es ist dies das einzige Bemerkenswerthe, welches ich auf dem langen Wege von ihm erfahren konnte. Sonst mußte eigentlich ich ihn belehren. Da er, obgleich Geschäftstreibender, wie Hunderte seiner Berufsgenossen in der Gegend nicht das Geringste vom Schreiben oder Lesen verstand, so hatte ich ihm die Beschreibung sämmtlicher Unglücksfälle von den Marterln abzu-

lesen, auf welche er überaus neugierig war. Auch mußte ich ihn fortwährend ermuntern. Er wollte bei jedem April-Schauer „unterstehen", auch fürchtete er sich vor den Baum-Aesten, welche der Bergwind etwa abreißen könnte. Es war eben wieder einer der hier landläufigen Führer.

Unter einem Gewölbe herrlicher Buchen hervortretend, sahen wir ein grünes Hochthal mit einigen Gebäuden. Es war die „Große Alpe", halbwegs zwischen Atter- und Traun-See. Man darf sich darunter keine Sennhütte, sondern ein stattliches Wirthshaus mit steinernen Mauern vorstellen. Links von ihm liegt eine Hütte, in welcher Leute über Nacht bleiben, die vom Forstamt aufgestellt sind, um das Wild von den Saaten abzuhalten. Es laufen Glockenzüge an den Feldern hin; an diesen müssen sie von Zeit zu Zeit chellen.

Ein Geräusch anderer Art brachten, während ich in dieser Herberge rastete, die Lawinen hervor, die in der Mittagswärme von einem der „Köpfe" des Höllgebirgs fortwährend nach dem Langbath-See hinabrollten. Auf dem Kamme eines Berges, welcher eine halbe Stunde von der Großen Alpe entfernt ist, erblickte ich bald darauf die beiden Gewässer, welche diesen Namen tragen. Die Umgebung dort war sonderbar wild. Der glänzende Schnee der hohen Berge blendete durch die laublosen Zweige. Die Schatten gejagter Wolken eilten über den Boden, den grelles Licht und dürre Blätter bedeckten. Ueberall rauschten die Wasser und ein großer Geier flog gerade nach dem grünen Becken hinab.

Ich kam zuerst an den hinteren der beiden Seen. Er ist der schönere. Zwischen den Fichten seines westlichen Endes lagen die Schneetrümmer der vorhin heruntergestürzten La-

winen. An demselben Ende sind die steilen Mauern des Hochgebirges nur durch schmale Waldstreifen von seinem Wasser getrennt. Wie der Winter gar Vieles verdirbt, so versteckte sich jetzt auch noch fröstelnd die sonst hier so behende Echo. Die tiefen, alle Unebenheiten ausgleichenden Schnee-Lager des Berges überdecken jene Klüftungen, in welchen der Schall irrt. Von den Fichten, deren Spitzen dort oben aus dem Weiß schauen, wenden wir uns gern zum Grün des Wassers und seiner Ufer herab. Wir stehen auf einer Prügelbrücke über dem Ausfluß des Sees, an welche dieser von den Schneebächen gehoben, bis an den Rand herreicht, so daß wir auch glauben könnten, wir stünden auf einem Damm. Die kahlen Lärchen stehen gelbgrau da, wie manche der schneefreien Felswände oben. Der Frühling erscheint im Gesange der Amseln und im Gras um den runden See. Schon blüht zwischen den frischen Halmen die Sommer-Gentiane, das Chrysoplenium mit abwechselnden Blättern, die hohle Corydalis und der weiße Petasites. Dort, wo gewaltige Buchen mit ihren Zweigen weit über das Wasser hinlangen, schnalzen Forellen aus dem Wasser.

Zwischen dem hinteren und dem vorderen See zieht sich ein Wald hin, mit dessen Bäumen sich an Schlankheit und Höhe wenige Forste dieser Thäler vergleichen können. In manchen Gegenden sichert man dem Baume das Erreichen einer solchen Höhe dadurch, daß die unteren Aeste stets sorgfältig abgehackt werden. Ich glaube, hier thun grimmige Winter die nämliche Arbeit. Die ungeheuere Schneelast drückt die Zweige herab. Der Stamm trachtet mit ungetheilter Kraft nach der Höhe.

Am Saume dieses Waldes sah ich einen „Futterstadl“, welcher dem Wild im Winter Nahrung bietet. Es kommt

ungescheut zu ihm heran und fürchtet die Nähe des Menschen nicht, denn der Hunger überwältigt die Schüchternheit. Tannenzweige, welche man um die Hütte herum gelegt hat, sind überall benagt. Jetzt läßt sich schon selten mehr eines der Thiere blicken. Denn ihre Zuthunlichkeit vermindert sich mit der Menge der Grashalme, die auf den Rasen sprießen, welche der Schnee verläßt.

Vor der Einmündung des Baches in den zweiten See hängen die Buchen über ihn; den Schlußstein des Gewölbes stellt das wilde Höllengebirg dar. Bäume stehen auf moosigen Blöcken, die plötzlich Inseln geworden sind, im hoch angeschwellten See. Zahllose kleine Fische, Frillen, scheinen sich der wiederholten Sonnenblicke zu freuen und braune Kröten wälzen sich in Knäueln im dürren, überflutheten Laub. Dazwischen schwimmen zahlreiche Holzstämme, und weiter draußen über dem sanft grünen Abgrund eine kreischende Ente. —

Den prächtigen See genießt man auf einem schönen Wege, welcher im Schatten von Buchen und Tannen an seinem Nordrande hinabführt. Die Ufer bieten so ziemlich dieselbe Ansicht, wie die des hinteren Langbath-Sees, nur sind sie ein wenig mehr aus den Felswänden herausgerückt. Auch auf dem steinernen Damme, welcher den See im Osten abgränzt, wirken Wasser, Wald und Felsen schön zusammen.

Der Zufall hat uns heute begünstigt, um uns ein Bild voll Leben zu zeigen. Auf dem Damme steht der Wirth der „Kreh“ und fischt mit einer langen Gerte nach Saiblingen. Neben ihm aber tummeln sich wundersame Gestalten, deren Mienen und Anzüge es uns höchlich bedauern lassen, daß

diesem Buche keine Illustrationen beigefügt werden können. Sie stehen um die Seeklause, die gerade heute vor einer halben Stunde geöffnet worden ist. Die Wucht der Fluth, welche als Wassersturz aus dem Seebecken tost, soll die Hölzer nach Ebensee hinabreißen. Den ganzen Weg von hier bis zum Gestade des Traunsees hinab, begleitet uns der Geschützdonner einer Schlacht, welche in geringer Entfernung geschlagen zu werden scheint. Es ist das unaufhörliche Anschlagen der Hunderttausende schwerer Scheiter, welche während ihrer raschen Flucht gegen die Felswände des engen Bettes geschmettert werden. Würde jeden Tag der Schwall der Seeklause mit den schwimmenden Wäldern zu Thal stürzen, so sprächen die Reisebücher von diesem Bergbache als einem der größten Dinge in diesen Alpen.

An vielen Stellen seines Laufes stehen Männer mitten unter seinem Sprühregen und Donnern, um mit langen Stangen die Stämme von den Kiesbänken, auf welche sie geschleudert und hoch übereinander gethürmt worden sind, in die Wirbel zurückzudrängen. Ein gewaltiger Wasserfall nach dem andern unterbricht die jähe Bahn. Die Fluth, beim Austritt aus dem See grasgrün, wird durch die zuströmenden Schneebäche weiter hinab immer mehr und mehr braungelb. Da ich, um etwas anschaulich zu machen, nichts nach den hergebrachten Regeln der Poetik frage, sondern die nächste Vergleichung hernehmen will, welche sich aus dem Wesen und dem Ansehen der Dinge ergibt, so sage ich Folgendes. Man scheere eine Million schmutziger Pudel und schleudere durch irgend eine Vorrichtung diesen Berg flockiger Zotten gewaltsam mit einem Mal über einen Abgrund hin, so mögen die Augen, aber nicht die Ohren, den Eindruck einer solchen Cascade empfinden. Aber selbst den Augen fehlte noch die

heraufdringende Staubsäule oder Wolke, der Anblick des unten durch die Gewalt des Aufprallens sich emporbäumenden zweiten schmutzigen Flockenberges, die Empörung der Baumstämme, welche sich in den Kreiseln wüthend hin und herschlagen und nicht mit hinabgerissen sein wollen nach den qualmenden Wohnstätten, in welchen die Gluth der Salzöfen ihrer harrt. Dem Ohr aber entgeht das Getöse, welches sich auch von der Feder weiter nicht darstellen läßt. Dieses nämliche Bild des Abstürzens und Aufwirbelns, dieser nämliche Eindruck des Dröhnens von Wasser und Bäumen zwischen den Felsen wiederholt sich wohl ein Dutzend Mal, ehe wir den Traunsee erreichen. Wir sind in der Eingenommenheit durch diese Dinge an dem waldeinsamen Hause der „Kreh" und seinen Erinnerungen an Doctor Genczik, den allbekannten „Krehbader" vorübergegangen. Von diesem Hause und dem guten verstorbenen Doctor, den alle Leute in diesen Thälern kannten, haben Andere erzählt. Die merkwürdigsten Mittheilungen über das „Original" bringt Johannes Nordmann im ersten Bande der Waldheim'schen „Illustrirten Monatshefte." Auch würde ich seinen Freunden zu wenig, Theilnahmslosen zu viel zu berichten haben.

Wenige Schritte, bevor der Bach mit seinen hohen Wassertreppen Langbath oder Ebensee erreicht, erhob sich noch einmal ein breiter Nebel aus dem Wirrsal im Grunde eines Sturzes. Auf dem Wege standen an solchen Stellen oft Unglückstafeln, auf denen Menschen zu sehen waren, deren Schädel Stämme oder Steintrümmer zerschmettert hatten. Hier aber kniete in einer Kapelle neben dem Sturze ein Kind vor einer brennenden Kerze und betete.

Auf der jetzt mächtigen Traun zogen die Salzschiffe mit gewaltiger Schnelligkeit gegen den See und seinen lärmenden

Hafenort her. Während sie, um den Wirbeln der Brücke vor der Mündung zu entgehen, so hart am Ufer herstreiften, daß das Holz sich knirschend an den Quadern rieb, wurden den Fährleuten, mitten im raschen Vorüberjagen von einem Weibe die Ruder auf das Schiff hineingeworfen, deren sie zur Ueberfahrt über den See bedürfen. Diese werden hier empfangen und abgeliefert. Einige Männer, welche in Eben-See bleiben wollten, sprangen aus dem windschnell hinabtreibenden Schiff ans Ufer, auf welches sie niederstürzten, oder auf dessen Quadern sie, vorwärts geneigt, eine Weile taumelten.

Ich folgte ihnen mit mehr sicherem Schritte und schaute auf den See. Von diesem Südgestade aus erscheint dieser als ein überall von Bergen umschlossenes, fast finsteres Gewässer. Es wiederholt sich hier derselbe Unterschied, welchen man an so vielen Sälen dieses Landes zwischen dem freundlichen Nord- und dem beschatteten felsigen Süduser wahrnimmt. Gesichtskreis und Farben sind einförmig. Die Massen wirken nicht, trotz ihrer auf einen kleinen Fleck zusammengerückter Großartigkeit. Wer jemals unter einem Himmel, an welchem Sonnenblicke und Regenschauer wechseln, an der östlichen Attersee-Leite gestanden ist, und den großen Kampf der Lichter auf dem unabsehbaren Wasser, den in glänzende Wolken verdämmerten Bergwänden gesehen hat, dem erscheint die jetzt vor uns liegende Landschaft als ein großes Kerkergewölbe, dessen dunkler Boden unter Wasser steht.

An einem der „Zugpflöcke" (Pfähle), die dort aus der seichteren Fluth ragen, mustern Traunkirchener Fischer ihre Beute. Sie haben sich drüben mit „Schwebfischen" beschäftigt. Ihr Nachen ist so angefüllt mit Rheinanken, daß deren Viele sich über seinen Rand wieder in den See hinaus

schnellen. Einer von ihnen sagte mir später, daß sie schon beim dritten Zeichen in der Zugleine am Zittern des Taues den reichen Fang verspürt hätten. Ihre Netze dürften, wie ich sehe, von den Fischern manches anderen Sees in Erwägung gezogen werden. Die Maschen sind so groß, daß weniger erwachsene Fische überall durchschlüpfen können. Dadurch wird die Entvölkerung des Sees erschwert. Mit einem Stücke Holz von gewissem Umfang, welches man das „herrschaftliche“ Holz zu nennen pflegt, werden drei und dreißig beliebige Maschen des großen Netzes geprüft. Das Holz muß durch jede von ihnen leicht hindurchgehen. Dieses geschieht zur Schonung der Brut. Außerdem müssen sie von den Zug-Pflöcken, an welchen man während des Herausziehens der Beute den Nachen anbindet, von Tag zu Tag immer einen überspringen. So wechseln sie mit den Fischen von Münster ab. An diesem Abend stand der Mond hell über den unendlichen Wassern, die in das Becken von Ebensee hereinschäumen. Die Sägewerke schwirrten und die rothen Lichter schienen durch die klare Frühlingsluft. Während derselben Zeit durchjagte Gmunden ein Weststurm mit strömendem Regen. Es ist das keine auffallende Thatsache. Ich kann mich erinnern, vor einigen Jahren in Gmunden grimmigen Nebel und solche Kälte gesehen zu haben, daß Frostkrystalle von den Bäumen herabhingen. Um dieselbe Stunde rechten die Bauern in Traunkirchen ihre Laubstreu in Hemdärmeln. Das einzige unfreundliche Meteor des Thierkreises, welches diesen Abend trübte, war heute hier der rothe Bullenbeißer-Kopf des Herrn Jägermeisters, welcher von Zeit zu Zeit über die „fremden Gesichter“ zu knurren pflegt, die in sein Gehege gerathen.

Am nächsten Morgen lag starker Reif die Gestade der Traun entlang. Das bedeutet im Frühjahr, daß die herkömmliche Witterung des Salzkammergutes, der Regen, nicht mehr lange auf sich warten läßt. Auch dießmal trügte das Zeichen nicht. Ich ging, während er herabfluthete, die Traun entlang.

Da der Fluß so hoch ging, daß er selbst das Geländer des Weges bedeckte, auf welchem sonst die Pferde das heimkehrende Salzschiff stromaufwärts ziehen, so hatten die Fuhrleute nichts zu thun. Ich ging mit vielen von diesen, die gleich mir auf der Straße zurückkehrten. Sie trugen weiße oder braune langhaarige Decken als Mäntel, viele von ihnen wanderten (klapasterten, wie die Holländer sagen) in klappernden Holzschuhen. Nachdem ich mich bei der Ueberfuhr zum Steinkogel an der Aussicht in die südlichen Berge sattgesehen und noch oft nach den Rauchsäulen aus den Pfannen von Ebensee umgeblickt hatte, mußte ich immer und immer wieder nach der Traun schauen. Ihre Ufer waren jetzt nicht mehr steinig. Da sie sehr hoch ging und an die Matten hinanreichte, schien sie im Grünen zu fließen. Ueberall rannen Schaumstreifen aus den Fichtenwäldern in sie hinein.

Drüben steht eine Kapelle über dem rauschenden Fluß. Hätte Herr Alban Stolz diese gesehen, er würde nicht ermangelt haben, sie selbst mit der Kirche zu vergleichen, welche unbeweglich sich über die vergängliche Strömung des Säculums erhebt. Die Vergleichung wäre vielleicht zutreffend gewesen. Denn ich bemerkte, als ich sie näher ansah, daß die Festigkeit ihres Gesteins von früheren Fluthungen viel gelitten hatte, und daß eine der nächsten Anstrengungen dieser Kräfte, die von sonnigen Höhen herabströmen, ihre Grundmauern leicht zum Wanken bringen mag.

Es erübrigt mir, noch ein Weniges von den Seen zu erzählen, die im Hügellande, nördlich von der Stadt Salzburg liegen.

Als ich, das erste Mal, an einem Maienmorgen, meinen Weg nach dem Trumsee nahm, erglänzten die winterlichen Spitzen im grellsten Licht über die grüne Aue der Salzach. Die Trommler der in der Stadt liegenden Soldaten feierten draußen ihren Frühling in Gemeinschaft mit den Lerchen. Die Buchen um die Kapellen von Maria-Plain waren so grün, wie das weite Land, das von der Terrasse überschaut wird. Es gibt keine andere Rundschau von Salzburg, als diese.

Die kiesigen Auen, welche die Salzach vielgewunden durchläuft, kennzeichnen den Bergstrom. Wir haben ihr Gestrüpp, ihre Schotterbänke, ihre Sackgassen und Altwasser gar oft an anderen Flüssen gesehen, welche aus der hohen Kette kommen. Einen schönen Gegensatz dazu zeigt hinter dem Hügel der Wallfahrtskirche die bräunliche Ache, welche aus dem Wallersee gegen den Ivarus heranfließt. Ein sanftes Gewässer, diese Ache, das zwischen grünen, jetzt blühenden, Ufern seine Ringel zieht, und von ganz anderen Baumgeschlechtern begränzt wird.

Das Schloß Ursprung steht auf einer jener felsigen Höhen, wie sie die Bildung der Voralpen bietet. Weitaus

und rund herum liegt die Welt blau und grün — den Himmel schließen dort dämmernde Fernen, hier gleißende Schneeberge ab, an welche sich gerne ein träumerisches Verlangen hängt, das hinter dem Glanze des Mittags und der Gipfel eine andere Erde ahnt. Es ist ein lichteres Wesen in uns selbst, welches dergleichen wünscht. Auch fehlen die braunen Senkungen eines Hochmoores nicht, in welchem die Legföhre wuchert.

Dort oben, links, auf den Höhen des Haunsberges, öffnen sich im Wald noch schönere Fernsichten, weil auch die östlichen Berge, die Zeugen unserer Wanderungen über die vorlagernden Hügel ragen. Im Auersberg'schen Hirschpark oberhalb Anthering, auch neben dem einsamen Wirthshause zum „Dopl", überschaut man das sumpfige Haideland, die ansteigenden Hügel, Dachstein und Göhl, Traunstein und Watzmann, die blaue Marke des Flusses und die Häuser der Stadt.

An jenem Abende ruhte ich unter einem hier seltenen Baume, einem Wachholderbaume, nicht Strauche. Auf ihm, der von ferne einer traurigen Thuja glich, sang eine Amsel und die Abendröthe leuchtete aus einem schmutzigen Tümpel, der sich zwischen die Rohre des Moores eingesenkt hatte.

Während der Verfasser dagegen an einem Februar-Morgen die nachfolgenden Zeilen niederschrieb, erblickte er, dann und wann über die Linien des Papiers hinweg nach grünen Hügelrändern spähend, die Gestade des Mattsees, an welchen Wälder und fruchttragende Auen sich über die Hänge zur leicht erregten Fluth hinabziehen. Manchmal begegnete es ihm dabei, daß sich nicht nur

das Auge über die Zeilen, sondern auch die Einbildungs-Kraft über Tag und Jahrhundert hinweghob und jene Umgebungen zu sehen wähnte, welche der Heruler und Bagiare vorfand, als seine Heerhaufen zum ersten Mal das Dickicht der norischen Wälder durchzogen. Sie schritt mit ihnen fort und sah sie ihre Wohnsitze zimmern.

Der „Matah-Seo" ist ein Gewässer zwischen gewaltigen Laubforsten und nur an wenigen Stellen von der Art der Ankömmlinge gelichtet. An solchen steht hie und da eine Hütte, mit rothen Ziegeln gedeckt. Auf Säulen ruht ihr Dach —, aber „die Wände schimmern" nicht, sie sind von Holz, wie die Säulen. Einen besonders Neugierigen will ich noch darauf aufmerksam machen, daß nur eine Haupt-Säule das plumpe Dach hält, während ein heutiger Bau-Meister die anderen roh zugehauenen Stützen „Winkelsäulen" nennen würde. Um das Blockhaus, aus welchem Rauch aufsteigt, stehen noch andere Hütten: Scheune, Streubehälter, Küche, Getreidekasten — und rings um das Alles herum zieht sich ein aus Ruthen geflochtener Zaun, der Ezzisk-Zun (Aernte-Zaun). So haust der freie Bauer dort am Matah-Seo — die elenden Hütten seiner Dienstbauern oder Leibeigenen, welche ihm die „Scharwerke" verrichten, liegen in unterthäniger Entfernung von der Ansiedelung. Doch unser Vorstellungsvermögen verfolgt auch die Bewegung dieser Gestalten und erblickt sie auf ihrer Lieblingsbeschäftigung, der Jagd. Wenn aber in unseren Tagen die Erbeutung eines Rehes oder eines Hirschen in den fürstlich Auersberg'schen Forsten nur dem geduldigen Waidmann nach langem Pürschen gelingt, so konnte der Bauer am Matah-Seo von kurzer Jagd mit dem Fell des Bären und Luchsen, mit der Haut des Waldstiers oder mit dem kostbaren Pelz des Bibers zurückkehren.

Was der Name dieses Gewässers einst bedeutete, das entzieht sich unserer Wißbegierde. Es ist sehr Schade, daß der Herr Bischof von Poitiers, Venantius Fortunatus, welcher um die Mitte des sechsten Jahrhunderts nach christlicher Zeitrechnung diese Gauen auf seiner Reise berührte, als ein sehr mittelmäßiger Tourist betrachtet werden muß. Was unsere Theilnahme am meisten in Anspruch nehmen würde — eine genaue Angabe der Oertlichkeiten, eine Beschreibung der Sitten ihrer Bewohner, Mittheilungen über frühere Schicksale derselben, das vermissen wir in seinen Aufzeichnungen und müssen uns mit wenigen trocken hingeworfenen Nachrichten begnügen, von welchen die wichtigste die ist, daß er die angesessenen Volksstämme als Bajuwaren kennt.

Mit diesen „Bajuwaren" aber hat es folgende Bewandtniß. Gegen Ende des fünften Jahrhunderts kamen Horden eines unbekannten Volkes aus nördlichen Gegenden südwärts gegen die Donau gezogen. Es nannte sich Bagiari, das heißt: die Kämpfer. Seine Sprache gehörte in die weit ausgebreitete Familie der deutschen Sprachen. Wo ihre früheren Wohnsitze gewesen, wie lange sie, gleich anderen teutonischen Völkern, fechtend und verwüstend durch die Welt gezogen — das vermöchte nur der zu sagen, welchem durch ein Wunder der Einblick in die trübseligen verworrenen Tage der unendlichen Völkerwanderung verliehen wäre. Doch deuten verschiedene Anzeichen mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit darauf hin, daß es der Kessel des Böhmerlandes war, in welchem die Bagiari vorher längere Zeit sich aufgehalten haben mußten. Der eine Theil blieb jenseits des großen Stromes und setzte sich in den Gegenden fest, welche heute die baierische Oberpfalz, theilweise auch Niederbaiern genannt werden, der andere Theil des wandernden Volkes zog

weiter gegen Süden in das alte Rhätien hinein, und selbst die Kette der damals noch so unzugänglichen Alpen war ihm keine unübersteigbare Mauer. Bald reichte sein Schwert bis zu den Hochgebirgen an der unteren Etsch, westlich aber trennte es erst der Lech von den Alemannen.

Diesseits und jenseits des Ivarus (Salzach) stießen die Eindringlinge überall auf Arbeits-Ueberreste eines Volkes, welches schon seit langer, langer Zeit fortgezogen und nach dem fernen Westen, nach Gallien und an das Weltmeer gewandert war. Wurden sie, die Kelten, durch das Schwert anderer deutschen Horden ins Elend gejagt, oder hatten sie, von dem Wandertrieb, der damals wie ein Geist der Gährung über der Erde lag, angesteckt, freiwillig einen milderen Himmel aufgesucht — das bleibt den Nachforschungen der Geschichtsfreunde verborgen. Sicher ist aber, daß die Bagiari ein fast verlassenes, vielleicht verödetes Land vorfanden, daß sie von der untergegangenen Gesittung wenig in sich aufnehmen konnten und daß sie vielleicht von geringen Ueberbleibseln des verschwundenen Keltenvolkes die Namen der hauptsächlichsten Gewässer erfuhren, welche wir noch heute am Inn, der Traun, Ens, und vielleicht auch an unserem Matah-Seo haften sehen.

Die Bagiari waren das, was wir heute in der Schule finstere Heiden nennen. Aus der nächsten besten deutschen Mythologie kann sich Jeder einen annähernden Begriff von ihrem Glauben und ihren religiösen Uebungen machen. Ich sage, einen annähernden — denn der Fanatismus der Kleriker war mit Emsigkeit bemüht, die geringsten Spuren der alten teuflischen Heidenzeit zu vertilgen, so daß man Grimm's Versuch, aus winzigen Ueberresten und durch Vergleichung mit der besser erhaltenen Götterlehre der deutschen

Nordvölker eine Darstellung der deutschen Mythen zu formen, für ein Wunderwerk halten muß. Aber solches würde uns zu weit abführen und am Ende doch mit spärlichen Ergebnissen lohnen.

Die Zeiten, aus welchen die Urkunden zuerst Namen von Ansiedelungen bajuwarischer Squatters bringen, sahen bereits das Christenthum in diesen Gauen. Seit dem siebenten Jahrhundert sorgten Bisthümer in Salzburg und Passau für die Ausbreitung und Pflege der Lehre, die aus Judäa gekommen war. Die junge Kirche hatte damals einen jugendlichen Appetit. Fast sämmtliche Urkunden, welche uns die alten Namen der Oertlichkeiten mittheilen, enthalten Schankungen der Bauern an das Vermögen der Kirchen und der Mönche.

Die Gewässer, Theile des unzerstörbaren Elementes, hielten jene Namen, welche ihnen von den Kelten gegeben worden waren, länger fest, als die Trümmer ihrer Wohnsitze. Ens, Traun, Ischl erinnern noch heute mit ihren aus der althochdeutschen Sprache unerklärbaren Bezeichnungen an die Anisa, Druna, Iskila jenes alten Culturvolkes.

Die Namen sind der wunderbare Schlüssel, welcher die verschlossene Pforte des Gewölbes öffnen kann, über welches die Runen der Geschichte nichts mehr zu sagen wissen. Wer heute den eisfunkelnden Dachstein betrachtet, den Gletscher an der Marke dieses Landes, der wird sich kopfschüttelnd fragen, was wohl die Gedankenverknüpfung mit dem „Dach" in Jenen hervorgerufen habe, welche zuerst die glänzenden Giebel durch menschliche Laute bezeichneten. Wir aber haben aus der Betrachtung und Vergleichung alter Wortformen gelernt, daß Dag (nicht Dach) als Glied eines Eigennamens Helle, Glanz bedeutet. Wir könnten Hunderte von Namen

wie Dagobert und Dagamund anführen. Wir haben also den „glänzenden Stein“ vor uns. Schörfling und Scharfling, die beiden Dörfer, an welche die Wellen des Mond- und des Attersees schlagen, geben uns mit ihren heutigen Namen nur unverständliche Wörter. Beim ersten Blicke auf die alten Bezeichnungen gewinnen die todten Buchstaben Leben. Skirulfingon hießen einst Beide: „bei den Nachkommen des Skirulf“. Skir heißt Glanz und Ulf, eigentlich Wulf (Wolf), bedeutet in Zusammensetzungen, daß der Träger dieser Bezeichnung an dem reich ist, was das erste Wort der Zusammensetzung anzeigt. Skirulf bedeutet den „Glanzreichen“, ein Name, der unter unseren kriegerischen Ahnen uns nicht selten begegnet. In Ortsnamen, wie Schörging, in Geschlechtsnamen, wie dem der Scheiern, der Väter des Wittelsbacher Fürstenhauses, steckt verstümmelt das alte Wort Skir, der Glanz, worauf ohne sprachliche Unterweisung freilich Niemand verfallen würde, wenn er z. B. nach der baierischen Dynastengeschichte bis auf den heutigen Tag herab urtheilen wollte. Die Goßau (besser, als Gosau) am Fuße des „glänzenden Steins“, heute für uns ein so unverständlicher Klang, wie der eines Wortes aus der Sprache der Kabylen, lehrt uns durch ihren alten Namen, Gozzes-Awe, daß sie einst die „Au Gozzo's“ war, die Au des „Gothen“. Wir denken dabei an Goßberg bei Forchheim, an Goßau bei Zürich und an die unzähligen Mannsnamen, wie Gosbert, Gotselm, Gauderich, Gaudoin oder Gozzoin.

Darum gleicht auch der, für Viele leere Schall der Namen an wunderthätiger Wirksamkeit oft dem Balsam des Märchens, welcher die Augen zum Sehen des Verborgenen stärkt. Die Magie des Klanges, vom kundigen Ohre aufgefangen, zieht dich in die sonst unenträthselbare Flucht der

Zeiten und in das graue Wirrsal verschwundener Gestalten, daß die Erscheinung, in feste Formen gebannt, ruhig sich vor Dein inneres Auge hinstellt und Dich anlächelt, weil Du ihr Herr und Meister geworden bist. Der Hohe Göhl, welcher aus dem von Wasserstürzen durchdonnerten Berchtesgadener Lande über die Wipfel dunkler Fichten herüber ragt, trägt einen Namen, der wohl für ihn, aber nicht mehr für Viele seiner lebendigen Namensvettern paßt. Gailo heißt der Gewaltige, Anstrebende und alle Diejenigen, welche heute eine Firma mit den Wörtern: Gehl, Keil, Keyl u. s. w. vor ihr Haus hängen, haben unter den entschlafenen Franken, Sueven, Bagiaren, Katten, Hermunduren, einen Altvater Gailo ihres Geschlechtes und den Bergriesen der Kalkalpen zu ihrem Verwandten.

Wir erfahren aus den nämlichen Urkunden, daß die hohe Warte des Salzkammergutes, der Schafberg, nichts mit dem wolletragenden, dummen Thier zu thun hat, an welches wir dabei zuerst denken müssen. Er wird in ihnen als Skaffesberg bezeichnet und deutet, wie Schaffhausen und mehrere andere Ortsbezeichnungen, auf einen untergegangenen Personen-Namen Skaffo hin. Ich freue mich in der That über diesen Sachverhalt, denn in den Gedanken an das sonnige Breidhablik dort oben will ich keine Schafe sich eindrängen lassen. Auch der Grundl-See jenseits des „Pötschen“ drüben erinnert uns wie Grintaha (Gründau) und Crintilaha (Gründlach) durchaus nicht an das blöde Geschlecht der Grundeln, sondern an das keltische Grint, das heißt Kopf, denn er liegt mitten zwischen steinernen Köpfen, von den Deutschen „Kofel“ genannt. Dagegen müssen wir die Ufer des Aus-See, Awi-Seo, mit Schafen (Awi) bevölkern. Mein Freund, der bescheidene Besitzer der noch bescheideneren

Herberge zum „Batzenhäusl" am Fuße des Schaf- (besser Schaff-) Berges würde dagegen nicht wenig erstaunen, wenn ich ihm sagte, daß sein Castell nicht etwa wegen der billigen Bewirthung nach dem ehemaligen Batzen der Reichswährung, sondern nach einem erlauchten Germanen, Bado, Bazzo, auch Bezzo, benannt wird, mit dessen weitverzweigten Geschlechts-Genossen in deutschen Landen Batzenhofen, Bessingen, Pötzenham, ja auch der angeführte Berg Pötschen in Verbindung gebracht werden muß.

Im Staufen, dessen Zacken über das alte Juvavum hin an Gewaltigkeit mit denen des Untersberges wetteifern, sehen wir nur „Felsen", althochdeutsch Stauf. Hlaufen (Laufen) draußen im Flachlande deutet auf Stromschnellen hin, die einst, lange bevor seine Schiffer ihre weitbekannten Komödien spielten, im Bett der stürmischen Salzache Schiffen und Flößen Gefahr und Untergang drohten. Auf der anderen Seite bemerke ich, daß in Golling die Nachkommen eines Colo, oft auch Colo-Mann, hausten und im Blühnbache finden wir das „farbige" Wasser (Bliun, Farbe).

Die Anzahl der uns aus jenen Zeiten überlieferten Wörter, des Sprachschatzes der Deutschen, die vom fünften bis neunten Jahrhundert lebten, ist indessen so gering, daß es uns an den nothwendigen Werkzeugen mangelt, die Namen der Berge, Dörfer, Flüsse und mit ihnen das Leben der dort verschollenen Gestalten aufzuhellen. Hier mehr noch, als in manchen anderen Zweigen der Forschung, erübrigt uns das Geständniß, daß alles menschliche Wissen Stückwerk sei. Mit dem „Atar-Gawe" und seinem großen Wasserbecken, dem Atter-See wissen wir nichts anzufangen. Diese Entsagung, so peinlich sie dem Drang nach Erkenntniß wird, scheint mir immerhin noch weit empfehlenswerther oder nützlicher, als

dem Gebahren mancher Schriftsteller zu folgen. Diese behaupten kurzweg, der See habe bei den Römern Atrolacus geheißen und machen ihn so zum „schwarzen" See. Davon findet sich aber in keinem Denkmal ein Wort.

Auch das alte Welas (Wels) wegen einer annähernden Lautähnlichkeit zu jener Station Ovilabis machen zu wollen, die im Itinerar des Antonin sich aufgezeichnet findet, ist nichts als ein Ukas entdeckungssüchtiger Local-Forscher. Der Unverstand dieser Schule, die sich zu lichten beginnt, rührt davon her, daß in Oesterreich, und noch mehr in Baiern, der Kenntniß der alten Sprache unseres Volkes wenig Aufmerksamkeit geschenkt wird. Daher erscheint Vielen, sonst ganz wohl unterrichteten Leuten, das gesammte Alterthum nur in griechischen oder römischen Linien. Die Sucht, sämmtliche Ortsnamen der Umgebung von den Römern gegeben sein zu lassen, war vor wenigen Jahrzehnten in besagten Ländern allgemein und noch heute erklärt Professor Sepp in München die Ortsnamen des Loisachthales aus dem Altgriechischen. Es gibt eine Schrift „München unter den Römern", während vor der Mitte des zwölften Jahrhunderts nicht eine einzige Urkunde von dem Dasein einer Niederlassung auf dem Kalk-Schotter der Isar spricht und ein anderer Gelehrter erklärt den Namen derselben Stadt von Munichia, dem griechischen Worte, welches Hafen bedeutet, weil späterhin die Holzknechte des Oberlandes mit ihren Flößen dort zu landen pflegten. Unwissenheit in der deutschen Sprache ist der Brunnen, aus welchem solches Wasser der Erkenntniß fließt. Manchmal könnte man freilich glauben, die keltisch-römische Manie stecke den Baiern im Geblüt, sei ihnen angeboren. Denn Viele der vaterländischen Gelehrten verschließen sich in diesen Fragen der Augenscheinlichkeit und ziehen es vor, zu Gunsten irgend

eines verkommenen Winkel-Genies gegen die „Grimm'sche Schule" zu eifern, als zuvörderst etwas zu lernen. Diesen Gedanken mußte ich mich wieder hingeben, als mir vorhin eine Schrift unter die Hände kam, welche es versucht, die Höhen-Namen der Umgebung von Salzburg in einer Weise zu erklären, welche leider bei den Autochthonen die beliebte ist, in der übrigen Welt keiner Widerlegung, ja nicht einmal des verdienten Hohnes mehr für werth gehalten wird. —

Der Wolfganger, im Volke auch Abersee genannt, hieß einst Aparines-Seo. Wir können es nicht für unwahrscheinlich halten, daß in diesem Namen Kunde von einem Ansiedler Abar verlautet, dessen Personenname (gothisch abrs) als der: Starke gedeutet werden muß. Aus „Aparines-Seo" erhellt, daß die Bezeichnung dieses Gewässers nichts mit dem heute in der Mundart landläufigen Worte „aber" (schneefrei, sonnig) zu thun hat. Man muß sich überhaupt in diesen Fragen vor nichts so sehr hüten, als zu meinen, die Deutschen hätten ihre Oertlichkeiten eher nach Natur-Erscheinungen oder gar von einer Lust nach dichterischen Metaphern angelockt, als nach dem Namen des dort Angesessenen benannt. Diese Vorliebe, den Ort „beim So und So" zu bezeichnen, ist bis auf den heutigen Tag bei unseren Bauern wahrnehmbar, im Uebrigen auch überaus erklärlich und einleuchtend. Daß man einen Bach Hlutar, Lauter (rein) nennt oder eine weidereiche Erhöhung Grasberg, ändert an der Sache nichts.

Unter jenen alten Namen in den von uns bereisten Gauen, welche bis jetzt noch als unenträthselte Klänge erscheinen, sind solche, über deren Zuständigkeit, ob zu deutschen oder zu keltischen Zungen, man im Zweifel verharren muß.

Kuchl bei Salzburg, der Kocher in Würtemberg, Chochalon (Kochel) in den baierischen Bergen entspringen sämmtlich einer und derselben unbekannten Begriffsbezeichnung. Bisonz-Gawe (Pinzgau), Lungowi (Lungau) spotten trotz geistreicher Hypothesen unseres zudringlichen Verständnisses. Gastuna (Gastein), die Fecchiles-Aha (Vöckla), die Agara (Ager) wissen uns nichts zu sagen über die Vorstellung desjenigen, der ihnen diese fremdklingenden Namen gegeben hat.

Zerbrechen wir uns den Kopf nicht länger und lassen wir die grauen Schatten im fernen Hintergrund vorüberhuschen, ohne ihnen ihr Geheimniß abzuquälen. Draußen scheint der Bach die Flammen wieder, welche von der untergehenden Sonne durch das Gewölk zucken, die Mondsichel fängt an, ihren Schimmer durch den letzten Abglanz des größeren Gestirns durchzudrängen — gehen wir hinaus und freuen wir uns des Athmens in dieser Welt, deren schönste Wirkung in dem Bilde liegt, welches wir von ihren Erscheinungen in uns aufbewahren. Verbinden wir mit dem Gefühle dieser Freude die Hoffnung, daß es uns gegeben sein möge, in den Lesern recht viele jener „Ideen" des Schönen wachzurufen, von denen der begeisterte Grieche träumte.

Die Seen, welche zwischen Hügeln, den letzten Ausläufern der Bewegung versteckt liegen, welche die Alpen emporhob, bieten in ihrer Erscheinung einen Gegensatz, der schwer zu beschreiben ist. Wälder, Wiesen und Getreidefelder reichen von den geringen Höhen an den Wasserspiegel, der mit ihnen im Glanze der Sonne, den blauen Himmel

wiederscheinend, dem Betrachter nur Lächeln und Anmuth entgegenhält. Die trübe Langweile und Wehmuth, welche aus den nämlichen Linien zu sprechen scheint, wenn ein bewölkter Himmel über ihnen lagert, steht in keinem Verhältniß zu den sanften ansprechenden Formen, vollends nicht, wenn man die Veränderung damit vergleicht, welche ein trüber Nachmittag am Aussehen eines wirklichen Hochgebirgsees hervorbringt. Man sollte meinen, die an sich schroffen, drohenden Umrisse seiner Ufer müßten in der Verdunkelung des Himmels und in der Verödung der Farbenspiele in einer Weise verdüstert werden, welche sich schwerer auf das Gemüth des Beschauers legt, als draußen in der milderen Flur. Dem ist nicht so. Ein träumerisches, unendlich sehnsüchtiges Hinbrüten gestaltet hier in solchen Stunden die Ufer, an denen nichts Hervorragendes den Blick zerstreut, und die weder von Fels-Vorsprüngen unterbrochene, noch von verschiedenen Färbungen über den Abgründen schattirte Wasserfläche zu einer Erscheinung voll ingrimmiger, tiefquälender Langweile.

Der größte dieser Voralpen-Seen des Salzburger Landes, der Trum-See — der längste wenigstens ist er — zieht sich zwischen zwei Hügelreihen hin, welche die Namen Hauns-, Buch- und Tannberg führen und von der Stadt aus gerade im Norden wohl gesehen werden. In der Wirklichkeit stellt diese ansehnliche Wasserfläche fast einen Spiegel dar, wenngleich ihre nordöstliche, durch einen Damm abgesonderte, Ausbiegung Mattsee genannt wird, während die nördliche Gegend, von dem Hauptgewässer durch etwas hervorgetretenes Land theilweise getrennt, der Grabensee heißt. Dieser wallt gegen die höchsten und am meisten waldigen Hügel an — er ist der dunkelste und ernsteste Theil dieses Gedichtes. Wenn schon, wie jeder Gebirgswanderer weiß, es nothwendig ist, die Seen

der Voralpen an ihrem Nordrande zu überblicken, damit die von Süden über den Wasserspiegel hereinschauende hohe Welt mit ihrem tieferen Blau und blinkenderen Weiß in die Wirkung des Bildes einzutreten vermöge, so ist ein solcher Stand-Punct an diesem Becken besonders anzurathen, weil der südliche Hintergrund gewaltiger aufragt und schönere Formen bietet, als die von manchem anderen See aus der Entfernung wiedergespiegelten Alpengipfel. Derselbe Göhl, welcher drüben im Berchtesgadener Lande aus dem schwarzen Spiegel des felsumstarrten Hintersees schaut, ragt hier in die Tiefe des Grabensees hinab, den grasreiche Hügel und Waldkuppen einbetten. Flammenringe, blendende Wolken, irren und rauchen um den Scheitel — indessen die Buchen neben uns in froher Ahnung ihre Zweige im lauen Wind bewegen, die Föhren auf der Landzunge unbeweglich stehen zwischen den zwei Wassern und eine kleine Mühle mit ihren Rädern lärmt, während es schweigt in der Runde der Wasser. Dort, unter den leuchtenden Wolken, stürzen, vom Thauwind aufgejagt, Hunderte von mächtigen Wasserstürzen in den stäubenden Abgrund — hier ist die Wohnung jeder Feldmaus zur Quelle geworden, durch welche das trübe Wasser des geschmolzenen Schnees über das fahle Gras des Abhangs niederrieselt. Zwischen den Weiden girrt manchmal ein bunter Eisvogel und auf ihren Zweigen schwanken graue, verlassene Nester.

Solchen Anblick bieten jetzt die Ufer. Versuchen wir es, sie von oben zu überschauen.

Während wir über Matten und durch jungen Wald nach dem Rücken des Haunsberges hinansteigen, fallen uns manchmal die schmutziggelben Blüthen des Huflattich in die Augen, die lange vor den fleischigen Blättern sich an das Licht des Vorfrühlings drängen. Kleine Tümpel, in welche winzige Gräben

münden, fangen das von der kothigen Straße abfließende Wasser auf, damit der Schlamm vom Wasser nicht in den Wald hinabgeschwemmt wird. Die Bauern nennen sie „Kothfänge" und schöpfen gelegentlich ihren Inhalt aus, um ihn auf ihren Acker zu tragen. Auf seinem Grunde regt sich schon hie und da ein Blutegel und am Rande schaut zwischen grauen Halmen jene blaue Blüthe hervor, welche von den Botanikern Hunds-, von den Bauern dieser Ufer Schuster-Veilchen genannt wird, in ungerechter Herabwürdigung eines Standes, welcher der Welt bemerkenswerthe Männer zur Verfügung gestellt hat.

Aus diesem Haus des Bergabhanges wird eben eine streitsüchtige Gais, die sich mit den übrigen Einwohnern des Stalles nicht vertragen kann, zum Verkaufe fortgetrieben, in jenem „untern" eben die Leute — sie essen zu Abend. Wenn es Sommer wäre, so würde man wohl an den grünen Hügeln und zwischen den Feldern hinjauchzen und jodeln hören, wie nur immer an schönen Tagen mitten in Tirol. Jetzt begegnet uns selten ein Mensch — jener Bauer mit der Gais, ein alter Mausfänger und ein Jäger, der mit seinen Hunden auf die Fuchsjagd geht, das sind die einzigen „Haunsberger", die wir bis jetzt gesehen haben. Der Jäger wohnt oben in einem hölzernen Häuschen, aus dessen Fenstern man bis zum Traunstein und den steierischen Gebirgen schauen kann — der Dachstein ragt, scheinbar ganz nahe, über die Vorberge herüber. Der Trumsee aus seinen Wäldern, der große Waller-, der Wagingersee jenseits der Salzach, bedecken mit ihrem Blau weite Strecken Landes, während die Salzach, ein breiter hellgrüner Streifen sich vielfach gekrümmt in den unabsehbaren graublauen Ebenen verliert. Der Unters-Berg, dessen breite Rückenflächen und Steinfelder sich ziem-

lich überschauen lassen, scheint einen Gletscher zu tragen — im Strahl der Abendsonne blendet von dort der Schnee die Augen, daß sie sich rasch von der sagenreichen Wüste abwenden. Vom Westen ragt noch der Wendelstein herüber, der Liebling des baierischen Bergvolkes und vor uns wölbt sich die Kuppel des Salzburger Domes aus dem rothen, sonnigen Nebel. Mit einem Blick sehen wir, nach Norden gewendet, Laufen an der Salzach mit seinem Gefängniß für jugendliche Büßer und die Wipfel, die sich im schweigsamen Trum-See beschauen, einem ergreifenden Bilde von Ruhe über Wald und Wasser. Denn der Südweststurm, der auf dieser Höhe rast, erreicht das Thal nicht.

Wir können nicht immer in der engen Stube des Jägerhäuschens sitzen und den Mägden zusehen, wie sie große Binsen zuschneiden und in Haufen übereinanderlegen. Diese Binsen, aus einem der kleinen Berg-Gewässer geholt, werden in Bündeln an die Decke angenagelt und mit Kalk beworfen. Vorsichtig verlassen wir das Haus und hüten uns, daß sich keiner der Jagdhunde nachschleiche und seinem Herrn im Walde nachlaufe, daß er ihm am Jagen hinderlich sei.

Gegen den Sturm decken wir uns hinter der Pyramide, welche eine vergoldete Kaiserkrone trägt. Hier stand, wie die Marmortafel erzählt, der große Kaiser Joseph am 28. October 1779. Bei diesem Datum erinnere ich mich des heutigen, des 14. Februar. Die Sonne, dem Norden sich nähernd, beschreibt heute am Himmel denselben Bogen, den sie an jenem Tage, ihn verlassend, an unserem Gesichtskreis gezogen hat. An diesen trostreichen Wandel des Lichtes knüpfte ich bei mir selbst manchen wohlthuenden Gedanken an, dessen Mittheilung ich dem armen verbitterten und verkümmerten Cäsar, wenn er mir nahe ge-

standen wäre, nicht vorenthalten hätte — ich überlasse es dem Leser, sie zu errathen! —

Man sieht von hier das Kloster Michaelbeuern — es fällt klar und weiß in die Augen. Auf dem Boden, welchen der Gesichtskreis umfaßt, stehen mehr als einhundert Klöster. Wir sehen sie nicht und selbst die Spitzen der Kirchthürme treten hinter dem anziehenden Anblick der Wälder zurück, welche in runden Büschen, Blumensträußen vergleichbar, das einförmige Graugrün der noch halb winterlichen Thäler unterbrechen. Hie und da zeigt sich der weiße Punct einer Kapelle. Die Leute auf diesen Bergen nennen sie „Schochern", vermuthlich wegen der beiden Schächer, welche neben dem nie fehlenden Crucifix angebracht sind. Am Waldsaum dort steht eine Erinnerungssäule an das „miraculose Jesukindl im Filz-Moos" und einige Flößer von Oberndorf, welche, eben von ihrer Donaureise zurückkehrend, über den Berg nach der Heimath wandern, nehmen vor ihm andächtig den Hut ab.

Es ist überhaupt noch gut bestellt mit der Religion des Bergvolkes. Gestern klagte mir ein Glaser, daß seit dem Erscheinen des Buches von dem vermaledeiten Renan bei ihm kein Geschäft mehr gehe. Da mir der Zusammenhang zwischen der Evangelien-Interpretation dieses Rationalisten und den Fensterscheiben der Haunsberger Bauern nicht sofort einleuchtete, gab er mir unter fortwährendem Jammern eine Aufklärung, die neben ihrer lächerlichen auch für Manche eine lehrreiche Seite haben könnte, wenn eben gewisse Leute überhaupt zum Lernen auf der Welt wären.

„Früher, sagte der Glaser, hat kein Mensch von dem Renan was gewußt. Wie aber der Herr Pfarrer immer fort und fort geschimpft hat, wie in der Kirch, so in der Haus-Lehr, über das neue Buch, das hat sich's schier ein Jeder ange-

schafft, um zu sehen, was darin stehen möchte. Aber kaum haben sie eine Seite gelesen gehabt, so hat Jeder gesehen, daß er das nicht versteht, so hat er's unaufgeschnitten und ungebunden in der Stube herumliegen lassen. Wenn nachher an einem Fenster ein wenig was brochen ist, so haben s' derweil das Papier vom Renan hergenommen und das Loch zugeklebt, statt daß mich hätten kommen lassen."

Also die Bauern zerreissen ihren Renan und flicken die Fenster damit. Das ist sicherlich Alles, was man an untadelhafter Gesinnung nur erwarten kann. Wer weiß, daß sich in einem Hause fast nie irgend ein Buch oder eine Zeitung vorfindet, dem kommt es freilich komisch vor, daß sie just eben den Renan zu lesen versucht haben. Indessen kann ich mich der Erwägung nicht verschließen, daß sie, ihre Scheiben auszubessern, vielleicht sogar den „Ehrenspiegel des Hauses Habsburg" oder die fromme Salzburger Chronik zerrissen haben würden, wenn sie dieselben überhaupt oder in losen Blättern besessen hätten. —

Ueber das einsam auf dem Berge gelegene Wirthshaus zum „Hörndl" gelangen wir zuerst den Waldsaum entlang, der manchmal von Fichtenzweigen umrahmt die schönsten Aussichten auf das Thal der Salzache gegen Laufen und Tittmonning hin bietet, dann über Torfmoore und durch Gestrüpp an den Rand einer Schlucht, welche, wie viele ihresgleichen, den unheimlichen Namen „Teufelsgraben" trägt. Durch ihre Gründe schäumt ein trüber Bach, der sich einen Ausweg nach dem Trumsee sucht. An dem Rande seiner Windungen neigt sich die bestäubte*) und vom überschwemmten Rasen aus manchmal auch die glänzende Lorbeerweide**)

*) Salix incana.

**) Salix daphnoides

über seine Wellen. Die Blätter, welche an Sommertagen südlichen Schein wiederstrahlten, sind von Schneeschmelzen mitgenommen worden und liegen verfault unter den braunen Anschwemmseln am Seeufer. Der Bach lärmt in den Wäldern wie ein Alpenwasser; aber seine röthlich trübe undurchsichtige Fluth weist uns auf einen anderen Ursprung hin, als auf den von felsigen Kuppen. Die Schlucht heißt zwar auch: „im wilden Kar", eine Bezeichnung, bei welcher einem Gebirgswanderer so manches schauerliche Hochthal beifällt, in Wirklichkeit aber gleichen Hügel, Wälder und Bach einer Landschaft aus dem Harze. In der Waldeinsamkeit steht eine Mühle, und weiter oben das Häuschen eines Maurers. Dort rauscht der Bach, in vier Arme gespalten, über eine Felswand, deren oberen Theil er durchsägt hat. Aus dem Gischt des Sturzes scheint wahrnehmbar die Farbe des Torfmoors. Die vom Wasserstaub angefeuchteten Wände von rothem Sandstein zieht sich Epheu hinan, dunkler als die Rothtannen, deren mächtiger Chor auf dem Hintergrund über den Höhen des Wasserfalles stumm hereinschaut.

Um den trübseligen See ziehen sich Forellenbäche hin, in welchen übermäßig die Kresse wuchert. Manchmal wird ihr Lauf ein wenig durch die grauen Bretter eines Fischkastens gestaut, dessen Insassen sie durch viele Oeffnungen bewegtes Wasser zuführen. Der Reichthum an Forellen in den Bächen des Seegrundes ist so groß, daß vor nicht langer Zeit die Röhre einer Feuerspritze durch sie verstopft wurde, die der Schlauch mit dem Wasser heransaugte. Hier wäre jenen Liebhabern des Angelns noch eine Wirksamkeit eröffnet, welche sich mit Recht über die Verödung der Alpenwasser beklagen.

Ins Dorf Trum zurückgekehrt, besuchen wir noch den

Kirchhof, an dessen Todtenkapelle zahlreiche Bildnisse von Soldaten hängen, die im fernen Land in Spitälern starben oder für die „Machtstellung der Monarchie“ auf Schlachtfeldern zu Grunde gegangen sind. Es ist eine betrübende Anzahl aus diesem einzigen kleinen Dorf: Infanteristen, Jäger, Cuirassiere, Dragoner u. s. w. Sie alle würden einst in dieser heimischen Erde liegen, wenn nicht fremdes Klima und die Waffen der um ihre Bestimmung ringenden Völker sie frühzeitig in den Boden ferner Länder gebettet hätten. —

Ein lustigeres Schauspiel harrt unser im Wirthshaus. Dort sitzen heute die „Brüder“ eines Verstorbenen, das heißt diejenigen seiner Bekannten, welche die bei seiner Beerdigung durch Sargtragen und andere Verrichtungen am meisten betheiligten Personen waren. Nun liegt er in der Erde und sie „vertrinken“ den Todten. Jeder hat, obwohl es heller Tag ist, eine brennende Kerze neben seinem Maßkrug stehen, bei welcher uns auffällt, daß die Flamme fortwährend ein eigenthümliches Knistern und Prasseln von sich gibt. Sie dürfen den Todten auf Rechnung seiner Erben „vertrinken“, so lange die Kerze brennt; um das trübselige Ereigniß ihres Erlöschens so weit als möglich hinauszuschieben, haben sie dieselbe mit Salz eingerieben, dessen Körner der Flamme leichte Hindernisse bereiten.

Die Aufmerksamkeit der Anwesenden, welche bisher den lustigen Trauernden zugethan war, wendet sich bald auf eine große Menge Ochsen, mit welchen Schache, der Viehhändler, eben auf dem Platze vor dem Wirthshause angekommen ist. Wer Schache nicht der Person nach kennt, der kennt ihn dem Namen nach. Der große Viehhändler ist der Gegenstand der Bewunderung und des Neides. Nicht Alle kennen den

Bezirksamtmann, den Abgeordneten oder wissen etwas vom Statthalter. Jeder aber hat von Schache und seinen Ochsen gehört. Selbst der Herr Pfarrer steht jetzt draußen und greift an Rücken und Hals der zugereisten Thiere herum, um zu fühlen, ob sie fetter sind als sein eigenes Schlacht-Vieh. Seine Ankunft ist, wie immer, ein Ereigniß und wenn wir eine Woche lang jeden Abend in dieser Stube zubringen würden, so hörten wir am siebenten wie am ersten Tage „Ochs" als das Schlagwort sämmtlicher Unterredungen.

Doch wir lassen es darauf nicht ankommen.

Der nächste Tag scheint sonnig ins Land. An Mergel-Schieferbrüchen, deren Ausbeute*) mit Vortheil auf die Felder geführt wird, und kleinen Gehölzen von Rasenlärchen vorüber, gewinnen wir Höhen, von welchen aus der grüne Wallersee wie eine Metallfläche erscheint, in welcher sich Göhl und Watzmann zeigen. Der Himmel gleicht den Anemonen, die am Waldsaum blühen; die Nießwurz öffnet ihren breiten, lilienweißen Kelch dem sanften Licht. In der Mitte des vergangenen Februar sah ich, die Alpen von Nord nach Süd durchwandernd, die erste dieser verheißungsreichen Blüthen erst in der Nähe von Udine auf einem Rasen am Tagliamento stehen. Palmkätzchen nicken von den Weiden, Alles rieselt und glitzert. In den großen See selbst stürzt jäh eine waldige Anhöhe. Wie in Baiern drüben der Ammersee vor das entlegene Hochthal von Partenkirchen hingegossen ist, so möchte ich diese Wasserfläche den See des Berchtesgadener

---

*) Das Mineral von blaugrüner Farbe wird vom Volke Schlier genannt. Wahrscheinlich dasselbe Wort, welches in Schlierach, Schliersee u. s. w. steckt.

Landes nennen, insoferne die großen Wasser im nördlichen Hügelland als die Seen der Gebirgsgruppen gelten können, welche sie in ihrem Spiegel zusammenfassen. In diesem Wasser fließen die Spitzen vom Untersberg bis zum Hochkalter zu einem unterseeischen Gemälde in einander, dessen einzige Farbe, nur von Schneelichtern unterbrochen, als ein tiefes Lasur erscheint.

Hier steht ein Dörfchen, Zell, am hohen Ufer. In seiner, der büßenden Magdalena geweihten, Kapelle glitzern goldene Sterne vom Himmel der Decke. Uns aber überkommt eine Ahnung, wie wundersam es hier im Schatten der blühenden Fruchtbäume zu ruhen sein möchte, wenn mit dem himmlischen Glanze von heute auch die Wärme und der Duft eines Maientages über der Welt läge. An diesen Ort müßte man einen Neuling führen, um ihm das Wesen der Voralpen mit ihren Wasserspiegeln verständlich zu machen: jenes grüne, selige Land, an dessen uneingeschränktem Himmel die Bergwelt noch wie ein Räthsel liegt, hinter welchem er mit Sehnsucht Enthüllungen voll hoher Freude ahnt. Ich kann solche Freude nicht theilen — denn, wie mir das Bild lieber ist, als das Ding, so sehe ich jene Berge lieber hier im farbigen Himmelsscheine als in der Beengung ihrer eigenen Thäler. Hier ist der Himmel frei — der Anblick der auf- und niedergehenden Gestirne wird weder von Kalk-, noch von Granitmauern beschränkt und unserer glücklichsten Begabung, der Einbildungskraft, entwickelt sich ein unabsehbarer Spielraum. Dort drinnen aber, wenn wir nicht eben auf einem der hervorragenden Giebel stehen, beängstigt uns die kalte enge Wirklichkeit.

Am Wallersee vorüber zieht sich die Eisenbahn, welche die große Donaustadt mit der bescheidenen Alpenstadt ver-

bindet. Neben ihr fluthet der See — wieder kein klar schillernder Abgrund, wie die Alpenbecken, sondern eine trübe Fluth. Soweit die Erinnerung eines Menschen reicht, ist ihre Tiefe von sechzehn auf elf Klafter gesunken. Die Fisch-Züchter von Salzburg benützen sie jetzt zu ihren Versuchen. Auch hier ist jener Fremdling unter unseren Flossenträgern heimisch, den die weiland erzbischöflichen Gourmands aus den italienischen Gewässern für ihre Tafelfreuden in die unsrigen verpflanzten, der Hechtbirschling, Sandard.*) Auch im Irr-See (Arsin-Seo) drüben, den eine niedrige Hügelreihe von dem unsrigen trennt, gehört er zu den geachtetsten Insassen. Die Rauchsäule des Dampfwagens schwebt Seekirchen zu und wir haben den mit verwitterten Stämmen bedeckten östlichen Strand erreicht. Aus dem Wald gegen Hendorf zieht eine andere Rauchsäule in die Sonnenstrahlen hinauf, daß sie, unten schwarzblau, oben gegen die Berghöhen zu, in Silber-Schein zerrinnt; sie verbrennen im Walde morsche Reiser. Ein Kalb, im Herbste im Stalle geboren, stürzt scheu auf uns zu: es wurde heute an dem schönen Vorfrühlingstage zum ersten Mal in die Welt gelassen. Und aus dem Dorfe klingen helle Glocken. Aber sie feiern nicht, wie wir, ein hohes Fest, sondern läuten einem Knechte zu Grabe, der, gestern an den Blattern gestorben, heute schon begraben wer-den muß, weil der Geruch der raschen Verwesung seine Haus-Genossen peinigt.

Ein anderes Mal war ich in der Charwoche am Trum-See. Ich bestieg abermals den Haunsberg in Gesellschaft

*) Lucioperca Sandra, Perca lucoperca.

eines Bauern, dessen Lieblingsgeschäft das Ochsentauschen ist. In dieser Hinsicht gleicht eins dieser Leute dem anderen: so sehr er an seinem Vieh hängt, so wenig kann er es lange in seinem Stall stehen lassen. Er muß immer und immer wieder tauschen und mäkeln. Manche der wohlhabendsten Besitzer wechseln ihre Rinder dreißig Mal in einem Jahre. Dieses Geschäft, in welchem niederträchtige Pfiffigkeit hoch geschätzt wird, trägt viel dazu bei, die wenigen gesunden Anlagen zu zerstören, die man bei diesem verstockten Volke noch wahrnimmt.

— Thean ma ge awechs'ln? (Thun wir abwechseln?) grüßten sich die Begegnenden. Arbeiter, welche an einer Straße hantiren sollten, lachten und schwatzten. Mein Begleiter sagte, da sei es „rund und g'ramt" (lustig und aufgeräumt). Wer eine Arbeit verrichten lassen will, thut, wie ich aus mehrfacher Unterweisung sagen kann, am besten, wenn er seinen Leuten einen Zoten-Erzähler zur Seite stellt.

Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich, als Gegenstück zu den akustischen Seltsamkeiten des Schafberges, daß auf dieser Höhe die im Jahre 1834 erfolgte Explosion eines Pulver-Thurmes in München von mehreren Personen vernommen wurde. Nachfragen bei einem der Betreffenden selbst tilgten meine letzten Zweifel.

Auch den Buchberg, nordöstlich vom Dorfe Obertrum, bestieg ich damals. Auf seinem Gipfel befindet sich eine entholzte Stelle, welche von den Bauern der Hexenkreis genannt wird. Mitten darin steht noch eine gewaltige Tanne, von den Holzknechten so zugehauen, daß man auf den Ueberresten der Aeste, wie auf Sprossen, nach dem Gipfel steigen kann. Dort wird das grüne Vorland überschaut, der Göhl

in sonnigen Wolken und das tiefblaue Berchtesgadener Land, das nach dem Himmel ragt.

Am Charsamstag trugen überall Kinder eine Flasche mit dem neuen Weihwasser nach Haus. Auf dem Kirchhof brannten die Feuer der „Scheiterweih“. Opferrauch, den uns die Bergluft ersetzt, wirbelte aus goldenen Gefäßen.

Ich lernte zwei Personen kennen. Die eine war Pfründnerin zu Seeburg und Mitglied der Seelenbruderschaft bei St. Peter in Seekirchen. Ich sah und besitze jetzt das Diplom ihrer Aufnahme in den Bund. In diesem steht gedruckt, daß „alle Mondtage des ganzen Jahres eine Seele aus dieser Bruderschaft aus den Flammen des Fegfeuers erlöset werden kann.“ Die Aufnahme selbst kostet einen Gulden zehn Kreuzer. Die andere ist ein Knecht, „Sabel“ geheißen. Der Herr Cooperator hat die Gewohnheit, unehelichen Kindern, die zur Taufe gebracht werden, den Namen zu octroiren, welcher für diesen Tag im Kalender steht. Unter diesen kommen viele Eigennamen vor, die den Bauern nicht geläufig sind. Ein solcher ist Eusebius, jetzt Sabel. Hinter dem Kirchhof befindet sich in feuchtem Gemäuer, der „unschuldige Freidhof“, einem Stalle ähnlich. In diesen werden die Kinder geworfen, welche die „Nothtaufe“ erhalten haben.

In Sigl's Gasthaus zu Obertrum (einem Hause, welches gar Viele heimsuchen sollten, die touristenfreien Waldschatten und wundersame Bergpanoramen ohne Krinolinenstaffage vergeblich suchen) hängt das „Schild“ der berühmten Laufener Schiffer und ihres Schutzheiligen Rupertus. Die Eisenbahn hat sie arm gemacht, aber sie lassen nicht von ihrer uneinträglichen Zunft. Es mag nur mehr Wenige geben, die noch den alten Gala-Anzug, rothen Rock und weiße Hosen, besitzen. Auch ihr Komödiespielen im

Winter scheint ein mageres Geschäft. Indessen bietet es noch immerhin einiges Merkwürdige. Sie reisen nicht in vollzähligen Banden, deren Personenanzahl hinreicht, um ein Stück aufzuführen, sondern verlassen sich auf die Theaterlust der Dilettanten, die es in jedem Orte gibt. Doch tragen sie Sorge, stets einige hübsche Mädchen als den Kern der Truppe mit sich reisen zu lassen, die jungen Leute, welche zur Aushilfe „aus Gefälligkeit" mitwirken, finden sich dann.

Auch eine Zigeunerbande sah ich wieder, der ich schon an vielen Orten des Salzkammergutes begegnet war. Sie reist in drei hübschen Stellwägen mit stattlichen Pferden. Ich sah eine der Damen einem Bauernmädchen weissagen. Dieses mußte einen Zehnkreuzerschein als „Glücksgeld" auf seine Hand legen: die Zigeunerin nahm ihn demselben nach verheißener Glückseligkeit ruhig weg und sagte, wenn es das Geld wieder haben wollte, würden alle die Prophezeihungen nicht in Erfüllung gehen.

Mit den ersten schönen Tagen nahm die Zahl der Bettler und Landstreicher zu. In jedem Gebüsche konnte man böhmisch reden hören. Sie verkauften das ihnen als Geschenk verabreichte Brod als Schweinefutter und alte Kleider den Lumpensammlern. Auch eine Bettlerin wurde mir gezeigt, welche ein eigenes Haus und Vermögen besitzt. Im Uebrigen verkündet am Eingange eines jeden Dorfes die Warnungs-Tafel, das Betteln sei „bei Strafe verboten".

In Mattsee befindet sich eine Ansiedelung von Chor-Herren, geistlichen Pfründnern. Sie sind im Besitze ansehnlicher Güter und guter Einnahmen. Die stattlichen Männer haben soviel wie gar keine Obliegenheiten und stehen meist im kräftigsten Alter. Ueber der Kirche, in welche sie zuweilen von ihren Functionen gerufen werden, erhebt sich der Schloß-

Berg, ein stattlicher Kalkblock mit herrlicher Rundschau über die drei Seen. Mehr als die Tafel auf seinem Gipfel, welche dem Kaiserpaar das Schicksal des Philemon und der Baukis (!) wünscht, betrachtete ich die zahllosen versteinerten Schalenthiere, welche auf der Oberfläche des Felsens zu sehen sind. Die Kirschbäume entfalteten ihre weißrothe Blüthenpracht. Auf dem grünen See fuhr ein Fischer hin und her, um nach den Reusen zu schauen, die zwischen Laubwerk an Pfählen hingen und Krebsteller zum Trocknen an ihre Spitzen anzubinden. In der Frühlingsluft erhoben sich überall Rauchsäulen um den See herum. Man verbrannte den Ueberrest der Streu, die auf den Feldern gelagert war. Lerchen sangen und der Schatten war willkommen.

Es wurde heute vielfach darüber gestritten, ob ein uneheliches oder ein eheliches Kind die „Neutauf" erhalten würde. Bekanntlich wird vor Ostern Alles in der Kirche erneuert, das Taufwasser wie das Oel der Lampe. Wer zuerst kommt, den trifft die „Neutauf". Sollte der Ankömmling ein uneheliches Kind sein, so bringt es der Gemeinde Schande, von der bösen Vorbedeutung abgesehen.

Am Abend setzte ich mich an den Bach, welcher dem See zufließt. Sein Wasser war warm, wie das des Sees selbst. Dadurch unterscheiden sich die trüben Fluthen dieser Gewässer im Hügellande von den Hochlandseen. In diesen ist an Weihnachten das Wasser wärmer, als jetzt zu Ostern. Die seichteren Becken aber werden schneller von der zunehmenden Sonne durchdrungen. Ein benachbarter Krämer hatte zwei Fischchen, die von den Fasttagen übrig geblieben waren, hier in den Bach gesetzt und ihnen eine Schnur durch den Rachen und die Kiemenöffnungen gezogen, damit sie nicht entwischen konnten. Die Thiere zappelten sich jäm-

merlich ab. Das Ufer war überall mit Gentianen bedeckt. Dumpfe Glockentöne hallten durch den schwülen Abend. Sie verkündeten das Fest des Lebens. Ich blieb an der hinabrinnenden Fluth sitzen und hörte ihren Stimmen zu, während aus flüchtigen Flutkreiseln ein stetiger Glanz schaute. Jenseits des Sees rief ein Kukuk im Fichtenwald. Bald erhob sich der Vollmond als ungeheuerer Ballen über den Buchberg. Die Bauern, die aus der „Auferstehung" kamen, gingen in großen Rudeln vorüber. Jeder freute sich auf sein Stück geräuchertes Schweinefleisch.

In dieser Nacht dufteten die Veilchen vor Sigl's Haus mit erhöhtem Wohlgeruch. Das von so Wenigen gekannte Land um dieses im goldnen Strahl blinkende Gewässer lag in der vollen Verklärung einer Frühlingsnacht da. Auch mir ward es leichter zu Muthe. Als ich die Feder, mit welcher ich diese Worte schrieb, weglegte, gedachte ich noch einmal des Winters und seiner überstandenen Stürme — dann aber, ob die Mittheilung der Dinge, welche ich in seinen düsteren Tagen wahrgenommen habe, ein mechanisches Atom genannt werden könne in der ungeheueren Bewegung, deren Ziel die Unterweisung der Menschen ist.

Die Antwort gebührt Dir, lieber Leser!

Druck der Dr. Wild'schen Buchdruckerei (Parcus).